
Rezensionen

Sammelbesprechungen – Einzelbesprechungen

Kordula Wolf

Muslimisches Sizilien*

Michele Amaris epochemachendes Werk „Storia dei Musulmani di Sicilia“ (1. Ed. 1854–1872) galt in der vom Arabistikprofessor Carlo Alfonso Nallino überarbeiteten Fassung (1933–1939) als so maßgeblich, dass über viele Jahrzehnte hinweg alles Wichtige zum Thema gesagt schien. Während für die Normannen- und Stauferzeit, nicht zuletzt auch wegen der weitaus besseren Quellenlage, schon seit längerem neue Horizonte erschlossen werden, hat für die Zeit der muslimischen Herrschaft ein Loslösen aus den Fesseln von Amaris Meistererzählung erst in den letzten Jahren begonnen. Das wieder aufgeblühte historische Interesse für die muslimischen Kapitel der Inselgeschichte steht dabei nicht nur im Zusammenhang mit neuen archäologischen Befunden sowie der Entdeckung und Erschließung von Textzeugnissen, die Amari seinerzeit noch unbekannt waren, sondern es hat auch etwas zu tun mit veränderten Forschungsparadigmata. Sizilien als Raum vielfältiger kultureller Einflüsse, als christlich-muslimische Grenzregion, als Insel im zentralen Mittelmeerraum ist dabei für vielfältige Fragestellungen ein spannendes Forschungsfeld, in dem Inter- bzw. Pluridisziplinarität gefordert ist.

Gleich drei Monographien sind zwischen 2011 und 2014 erschienen, die sich der Periode zwischen 827 bis Mitte/Ende 11. Jh. widmen, als die Insel in den *dār al-Islām* integriert war. Im Übrigen handelt es sich mit diesem Zuschnitt um die ersten Synthesen seit Nallinos überarbeiteter Ausgabe der „Storia“. Ist damit das mehrfach unterstrichene Desiderat einer neuen, aktuellen Standards gerecht werdenden Geschichte des muslimischen Sizilien erfüllt?

Der bedeutende französische Mediävist und Sizilienexperte Henri Bresc charakterisierte in seinem Vorwort Leonard C. Chiarellis Buch (2011) als „a milestone in the historiography of the Muslims in Sicily“ (S. ix) – ein Urteil, das sich natürlich nicht allein darauf beschränkt, das Thema endlich in englischer Sprache zugänglich gemacht zu haben. Chiarelli schreibt ebenso für Wissenschaftler wie für ein breiteres Publikum und sieht sein Anliegen darin, Licht in die wichtige, für viele jedoch (besonders außerhalb Italiens und Europas) schattige Periode der muslimischen Herrschaft zu bringen, um die Leser nicht zuletzt auch für die Fundamente der normannischen Zeit zu sensibilisieren (S. xvi). Sehr instruktiv ist der historiographiegeschichtliche Abriss (S. xvii–xxvi), zeigt dieser doch, dass die sich mit Sizilien beschäftigenden italienischen Arabisten bis zum Tod Umberto Rizzitanos (1980) fest in der Tradition Amaris verhaftet waren, bis dann ab den 1990er Jahren neue wichtige Impulse überwiegend

* Rezension von: Leonard C. Chiarelli, *A History of Muslim Sicily*, Malta (Midsea Books) 2011, 417 S., ISBN 978-99932-7-353-0, € 38; Alessandro Vanoli, *La Sicilia musulmana*, Bologna (Il Mulino) 2012 (Universale Paperbacks Il Mulino 615), 231 S., ISBN 978-88-15-23779-8, € 13; Salvatore Tramontana, *L'isola di Allāh. Luoghi, uomini e cose di Sicilia nei secoli IX–XI*, Torino (Einaudi) 2014 (Piccola Biblioteca Einaudi, N. S. Storia 623), 416 S., ISBN 978-88-06-22279-6, € 28.

von nicht-italienischen Islamwissenschaftlern kamen (was, so sei hier hinzugefügt, auch etwas mit der Entwicklung des Fachs an den italienischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen zu tun hat). Wie setzt Chiarelli nun sein Vorhaben um? Ähnlich wie Alessandro Vanoli (2012), untergliedert er seine Monographie in ereignischronologisch-politikgeschichtliche und thematisch-problemgeschichtliche Kapitel. Und wie Vanoli geht es auch ihm darum, sowohl die vielfältigen transregionalen Verflechtungen als auch die innere Inhomogenität der Insel deutlich zu machen. Chiarellis Buch erschöpft sich dabei nicht in einem Resümee des aktuellen Forschungsstandes, sondern geht durch eigene Analysen über ihn hinaus. Das gilt besonders für seine Ausführungen zu den verschiedenen Berbergruppen in Sizilien sowie zu den Beziehungen zwischen den Fatimiden und Kalbiten. Breiten Raum nimmt neben den Themen Migration, Handel, Wirtschaft und Kultur auch die Frage nach den sozialen Strukturen ein, deren Analyse mangels Quellen trotz der bahnbrechenden Entdeckungen in der Geniza von Kairo massive Probleme bereitet: „The Geniza documents have helped us in getting a better view of the some of the social complexities and dynamics that affected non-Muslim, especially the Jewish community, but these records still leave many gaps ... The result of this paucity of historical record makes it difficult to define and analyze the interactions, conflicts and status of these various groups, leaving us with only a glimpse of the complex social structure of Muslim Sicily“ (S. 143). Damit wird verständlich, warum sich Chiarelli im Kapitel über die sozialen Strukturen mit der Bevölkerungszusammensetzung auf der Insel, mit rechtlichen und religiösen Aspekten (vertiefend dazu auch im Kapitel „Islamic culture“) beschäftigt, kaum aber mit der Stadt-Land-Problematik oder der Binnenstruktur der Gesellschaft jenseits der Eliten. Insgesamt entwirft er das Bild einer dynamischen, komplexen und zugleich stark fragmentierten Gesellschaft (bes. S. 185). Im Bewusstsein der Quellenproblematik und daraus resultierenden vielen offenen Fragen dürfte die Wahl des unbestimmten Artikels für den Buchtitel wohl kein Zufall sein, handelt es sich doch um „eine“ (mögliche) – klar strukturierte, gut lesbare, den aktuellen Forschungsstand weitgehend berücksichtigende – Geschichte des muslimischen Sizilien, deren stellenweise Flüchtigkeiten verzeihlich sind.

Nur ein Jahr nach Chiarellis Buch erschien auf dem italienischen Buchmarkt der vergleichsweise schmale Band von Alessandro Vanoli. Gleich einleitend wird unterstrichen, dass trotz der neueren Forschungen von Historikern, Islamwissenschaftlern, Judaisten, Numismatikern und Archäologen derzeit noch so vieles im Fluss ist, dass eine neue Geschichte des muslimischen Sizilien weiterhin ein Projekt für die Zukunft bleibt. Ziel sei vielmehr eine Darstellung des aktuellen Forschungsstands, um denjenigen, die sich der komplexen Materie nähern wollen, „un primo strumento“ an die Hand zu geben (S. 14). Was Vanolis Band gegenüber denen Chiarellis und Tramontanas auszeichnet, ist seine große Sensibilität für die – sowohl Textzeugen als auch moderner Geschichtsschreibung innewohnende – Perspektivität. Entsprechend umsichtig ist die Darstellung, bei der klar zwischen sicheren ereignisgeschichtlichen Fakten und narrativen Elementen unterschieden wird. Und entsprechend behutsam

ist der Umgang mit den erwähnten Quellen. „Sehr oft“, so Vanoli, „vervollständigen weitere neue Fragmente nicht das Bild, sondern führen zu einer noch komplexeren Anhäufung von Fragmenten“ (S. 14). Die überlieferten Texte sind hier also nicht – wie bei Tramontana – Versatzstücke für ein buntes Mosaik, das trotz fehlender Teile nach bestem Gewissen und teils durch Analogieschlüsse zu einem einigermaßen stimmigen Ganzen zusammengefügt wird. „La Sicilia musulmana“ lässt sich daher in zweierlei Richtung gewinnbringend lesen: zum einen als Kompendium für kritische Fragen und bislang weniger beachtete Aspekte, und zum anderen als kompaktes, gut lesbares und dem aktuellen Forschungsstand gerecht werdendes Überblickswerk, das neben dem chronologischen Rahmen auch eine knappe Einführung in Themen bietet, die für die Geschichte der Insel unter muslimischer Herrschaft relevant sind und mit größerer Ausführlichkeit auch von Chiarelli und Tramontana behandelt werden.

„Die Insel Allahs“ (2014) von Salvatore Tramontana, publiziert vom prestigeträchtigen italienischen Verlag Einaudi, setzt wiederum andere Akzente und scheint, wie das Literaturverzeichnis nahelegt, ohne Kenntnis der Monographien Chiarellis und Vanolis geschrieben worden zu sein. Keine Geschichte der Muslime in Sizilien im Sinne Amaris sei intendiert, sondern eine Geschichte der Insel und dessen, was auf ihr während des 9. bis 11. Jh. geschah (S. IX). Entsprechend dem Untertitel „Orte, Dinge und Menschen“ und unter Verweis auf bekannte Literatur wird auf chronologische Kapitel verzichtet – eine Wahl, die durchaus nachvollziehbar, für Einsteiger in die Thematik aber stellenweise problematisch ist. Das Spektrum der von Tramontana behandelten Themen ist immens und geht an vielen Stellen über Chiarelli und Vanoli hinaus. Zu nennen wären beispielsweise militärgeschichtliche, agrar- und siedlungsgeschichtliche, nautische, verkehrsstrukturelle, klimahistorische oder gendergeschichtliche Aspekte. Als ‚klassischer‘ Mediävist und beeinflusst von seinen auf die normannische und staufische Zeit konzentrierten Forschungen trägt Tramontana viele neue Fragen an die muslimische Periode heran, stößt bei deren Analyse aber immer wieder an massive Grenzen. Fast wie ein Mantra zieht sich der Hinweis auf kaum vorhandene Quellen durch das Buch. Dennoch versucht der Autor, unter Hinzuziehung von Überlieferungen aus räumlich oder zeitlich anderen Kontexten etwas Licht ins Dunkel zu bringen (und bediente sich dabei, nebenbei bemerkt, einer Argumentationsweise, die seinerzeit auch für Amari kennzeichnend war). Dieses Bemühen sei ihm hoch angerechnet, doch bleibt der Leser am Ende ratlos, ob die Analogien, zitierten Beispiele und zeitlichen Sprünge tatsächlich zu einem profunderen Verständnis der Inselgeschichte beitragen. Zumal auch die angegebene Literatur in den insgesamt recht mageren Anmerkungen nicht immer dem neuesten Forschungsstand entspricht. Nicht unproblematisch ist darüber hinaus Tramontanas Vorstellung im Sinne des Geschichtsschreibers Ibn Ḥaldūn (1332–1406), dass sich während der über 200-jährigen muslimischen Geschichte der Insel der Zusammenhalt innerhalb der muslimischen Gesellschaft (*‘aṣabiya*) zunehmend auflöste (S. X) und deshalb „das ursprüngliche Gleichgewicht der verschiedenen ethnischen Komponenten, aus denen sich die erste Gruppe der Eroberer zusammensetzte“ allmählich verlorenging (S. 40). Auch möchte

man in so manch anderem Punkt nicht vorbehaltlos mitgehen, so beispielsweise bei der monokausalen Suche nach „wirklich der Ursache“ für die Eroberung Siziliens im Jahr 827 (S. 25) oder bei der Gleichsetzung der drei großen Täler der Insel mit den muslimischen Verwaltungsbezirken (*iqlīm*, S. 80) oder bei der Behauptung, nur der *ḡund* (die arabische ‚Armee‘) habe das Recht besessen, den *ḡihād* zu kämpfen (S. 113).

Abschließend lässt sich festhalten, dass alle drei der hier vorgestellten Monographien einen individuellen Zugang zum Thema gewählt haben und dabei neue Perspektiven eröffnen. Sie zeigen aber auch, dass eine neue Geschichte des muslimischen Sizilien, die sich neben Amaris *opus magnum* als Grundlagenwerk ins Regal stellen ließe, weiterhin ein Desiderat bleibt.

Marco Di Branco

Leggere il Mediterraneo. Alcuni studi recenti*

Negli ultimi anni le sponde meridionali del Mediterraneo sono state sconvolte da rapide e non facilmente interpretabili trasformazioni politiche: una serie di rivolte e guerre civili ha coinvolto quasi tutti i paesi della regione, investendo con particolare intensità Tunisia, Egitto, Libia e Siria. L'Europa è dunque di fronte alla sfida di fornire risposte adeguate a uno scenario aperto a evoluzioni ed esiti incerti, e le istituzioni scientifiche europee sono chiamate a fronteggiare, a livelli epistemologici diversi, ma senza mai perdere di vista le linee guida della riflessione teorica e metodologica, le molteplici problematiche concernenti il Mediterraneo. A questa situazione ha fatto seguito una proliferazione di progetti di ricerca e di studi su tematiche „mediterranee“ che si è via via intensificata negli ultimi anni.

Com'è noto, il 2011 ha visto l'uscita di una grande sintesi storica incentrata sul Mare Mediterraneo a opera di David Abulafia, uno dei più celebri medievisti contemporanei („The Great Sea. A Human History of the Mediterranean“), che ha conosciuto un notevole successo di critica e di pubblico. Il libro copre circa 24.000 anni di storia, ed è diviso in cinque sezioni ordinate cronologicamente: The First Mediterranean, 22000 BC–1000 BC (pp. 3–59); The Second Mediterranean, 1000 BC–AD 600 (pp. 63–238); The Third Mediterranean, 600–1350 (pp. 241–369); The Fourth Mediterranean, 1350–1830 (pp. 373–541); The Fifth Mediterranean, 1830–2010 (pp. 545–640), precedute e seguite da una breve introduzione (pp. xxiii–xxxi), da altrettanto stringate conclusioni (pp. 641–648) e da un apparato di note estremamente compatto (pp. 651–727). Dato il prestigio del suo autore, è superfluo affermare che si tratta di un'opera con cui è necessario confrontarsi, anche per le scelte operate da Abulafia, che non paventa di mettersi in esplicita concorrenza con Fernand Braudel: „My Mediterranean“ – afferma Abulafia – „is resolutely the surface of the sea itself, its shores and its islands, particularly the port cities that provided the main depar-

* Recensione di: David Abulafia, *The Great Sea. A Human History of the Mediterranean*, London (Allen Lane) 2011, XXXI, 783 pp., ISBN 978-0-7139-9934-1, GBP 30; Rania Abdellatif/Yassir Benhima/Daniel König/Elisabeth Ruchaud (a cura di), *Construire la Méditerranée, penser les transferts culturels. Approches historiographiques et perspectives de recherche*, München (Oldenbourg) 2012 (Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris 8), 193 pp., ISBN 978-3-486-70476-1, € 24,80; Rania Abdellatif/Yassir Benhima/Daniel König/Elisabeth Ruchaud (a cura di), *Acteurs des transferts culturels en Méditerranée médiévale*, München (Oldenbourg) 2012 (Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris 9); 232 pp., ISBN 978-3-486-70941-4 = 3-486-70941-0, € 24,80; M. von der Höh/N. Jaspert/J. R. Oesterle (a cura di), *Cultural Brokers at Mediterranean Courts in the Middle Ages*, Paderborn (Fink-Schöningh) 2013 (Mittelmeerstudien 1), 282 pp., ISBN 978-3-7705-5364-8, € 39,90; Franco Cardini, *Incontri (e scontri) mediterranei. Il Mediterraneo come spazio di contatto tra culture e religioni diverse*, Roma (Salerno) 2014 (Astrolabio 7), 125 pp., ISBN 978-88-8402-917-1, € 8,90.

ture and arrival points for those crossing it. This is a narrower definition than that of the great pioneer of Mediterranean history, Fernand Braudel, which at times encompassed places beyond the Mediterranean; but the Mediterranean of Braudel and most of those who have followed in his wake was a land mass stretching far beyond the shoreline as well as a basin filled with water, and there is still a tendency to define the Mediterranean in relation to the cultivation of the olive or the river valleys that feed into it. This means one must examine the often sedentary, traditional societies in those valleys that produced the food-stuffs and raw materials that were the staples of trans-Mediterranean commerce, which also means taking on board true landlubbers who never went near the sea. The hinterland ... cannot of course be ignored, but this book concentrates on those who dipped their toes into the sea, and, best of all, took journeys across it, participating directly, in some cases, in cross-cultural trade, in the movement of religious and other ideas, or, no less significantly, in naval conflicts for mastery over the sea routes“ (p. xvii–xviii). Inoltre, Abulafia rovescia radicalmente la prospettiva braudeliana: se al cuore dell'impostazione di quest'ultimo v'era l'assunto secondo cui la storia è di lento svolgimento e l'uomo è chiuso in un destino che egli fabbrica a stento, l'autore di *The Great Sea* sostiene invece il contrario sia sulla prima sia sulla seconda affermazione. Naturalmente, il libro di Abulafia, in cui si racconta la storia del 'Grande Mare' dalla Preistoria a oggi in maniera 'verticale', ponendo l'accento sul cambiamento nel tempo, è strutturalmente diverso da quello di Braudel, che scelse di narrare in maniera 'orizzontale' ed estremamente dettagliata la storia delle civiltà e degli imperi del Mediterraneo in una determinata epoca, cioè nell'età di Filippo II. In effetti, nell'opera di Abulafia hanno una grande importanza alcuni eventi chiave scelti dall'autore come momenti di passaggio da una fase all'altra della sua narrazione, attraverso i quali, a suo dire, egli intende consapevolmente riscattare l'*histoire événementielle* dal disinteresse sprezzante che sembra riservarle Braudel. Secondo Abulafia, infatti, l'iniziativa umana ha contribuito a plasmare il corso della storia mediterranea molto di più di quanto Braudel, che enfatizzava piuttosto il ruolo degli aspetti geografici e climatici, sia stato disposto ad ammettere.

Anche il pubblico a cui le due opere si rivolgono è certamente diverso, dato che la sintesi di Abulafia, a differenza del capolavoro braudeliano, può essere affrontata da un pubblico alquanto vasto. Ad accomunare le due opere resta l'ampiezza di respiro da cui esse sono caratterizzate. E tuttavia, alle tanto interessanti quanto spesso discutibili enunciazioni di Abulafia (a cominciare proprio dal fatto che è veramente difficile trovare elementi per paragonare un libro epocale come quello di Braudel a un'opera di alta divulgazione come „The Great Sea“) non corrisponde sempre un tessuto narrativo adeguato. Come è ovvio, per le sezioni concernenti il Primo e il Secondo Mediterraneo (22.000 a. C.–600 d. C.), il racconto è esclusivamente basato sulla letteratura specialistica relativa ai periodi trattati (peraltro non sempre aggiornata e selezionata con criteri non sempre perspicui), senza mai proporre visioni particolarmente originali o innovative: tale letteratura è quasi esclusivamente in lingua

inglese, e ciò conduce l'autore a trascurare, a mero titolo di esempio, i fondamentali studi di Manfred K o r f m a n n e della sua *équipe* su Troia (vd. ad es. Troia. Archäologie eines Siedlungshügels und seiner Landschaft, Mainz 2006) o di Domenico M u s t i sulla transizione fra mondo Miceneo e Grecia arcaica (Le origini dei Greci. Dori e mondo egeo, Roma-Bari 1991). Anche nella sezione dedicata al Terzo Mediterraneo, che, per quanto concerne Bisanzio è in larga parte basata sulla letteratura secondaria, manca il riferimento al libro più importante sul rapporto fra la civiltà bizantina e il mare, *Byzance et la mer* (Paris 1966) di Hélène A h r w e i l e r. La narrazione diviene più interessante e originale via via che l'autore si avvicina al nucleo tematico dei propri studi, cioè l'età dei regni del Mediterraneo occidentale (a cui David A b u l a f i a ha dedicato una monografia giustamente fortunata: *The Western Mediterranean Kingdoms, 1200–1500: the Struggle for Dominion*, London 1997), a cui egli dedica pagine di notevole originalità e acume. Al contrario, la sezione dedicata al 'Quinto Mediterraneo' (1945–2010) appare estremamente superficiale: ad esempio, la *vexata quaestio* della nascita dello Stato di Israele è trattata in maniera davvero semplicistica e unilaterale, e anche il fenomeno epocale delle migrazioni di massa degli ultimi decenni è affrontato in modo eccessivamente cursorio e poco approfondito. Insomma, il tentativo di Abulafia di tracciare una grande sintesi diacronica di storia mediterranea non sembra aver avuto un esito particolarmente felice e ciò induce a domandarsi se, in questo tipo di studi, non sia piuttosto da privilegiarsi un approccio multilaterale e multidisciplinare del tipo di quello messo in atto nella „Storia d'Europa e del Mediterraneo“ diretta da Alessandro Barbero, che in quindici volumi affidati alle cure di specialisti internazionali (articolati in sette volumi dedicati all'antichità e otto volumi consacrati al periodo che va dal Medioevo all'età della globalizzazione), affronta in maniera incomparabilmente più esaustiva le tematiche toccate da Abulafia, senza peraltro trascurare aspetti teorici e di storia della storiografia. Un'ulteriore possibilità è quella di approfondire alcuni snodi tematici chiamando a riflettere su un singolo problema ‚mediterraneo‘ studiosi di diverse discipline: è questo il caso di due volumi pubblicati nel 2012 a cura di Rania A b d e l l a t i f, Yassir B e n h i m a, Daniel K ö n i g ed Elisabeth R u c h a u d : *Construire la Méditerranée, penser les transferts culturels*, e *Acteurs des transferts culturels en Méditerranée médiévale*. Nel primo, il dibattito si incentra sulle categorie dei ‚transfert culturali‘ (in particolare i concetti di ‚meticciato‘, ‚acculturazione‘ e ‚traduzione‘), che i curatori del testo, che fa seguito a un *atelier* tenuto a Parigi presso l'Istituto Storico Germanico nel 2009, ritengono ancora poco applicate agli studi mediterranei. I saggi contenuti nell'opera tentano di confrontarsi con tali nuclei tematici: Jocelyne D a k h l i a (*L'impensable métis en Méditerranée?*, pp. 45–57) si sofferma sugli ostacoli epistemologici e ideologici nei confronti dell'idea di un Mediterraneo ‚meticcio‘, della quale ella evidenzia peraltro ambiguità e potenzialità; Aziz a l - A z m e h (*The Mediterranean and Islam*, pp. 59–71) insiste invece sul problema del Mediterraneo come spazio storico e sottolinea con forza la necessità di considerare l'elemento arabo-islamico come componente fondamentale della cultura mediterranea; Jenny Rahel O e s t e r l e (*Das Mittelmeer und*

die Mittelmeerwelt. Annäherungen an einen ‚Gegenstand der Geschichte‘ in der neueren deutschen Mediävistik, pp. 72–92) tratta del significato del Mediterraneo come oggetto di studi nella medievistica tedesca e dei motivi della sua recente fortuna storiografica in Germania; Jan R ü d i g e r (Talassocraties médiévales. Pour une histoire politique des espaces maritimes, pp. 93–103) riflette sulla nozione politica di talassocrazia, discutendone l’applicabilità alla situazione del Mediterraneo medievale; Philippe S é n a c affronta invece il tema della frontiera (Quelques remarques sur l’historiographie récente de la frontière dans l’Espagne médiévale [VIIIe–XIIIe siècle], pp. 104–119), analizzando il caso andaluso del quale egli è uno dei massimi esperti mondiali; Abbès Z o u a c h e (Écrire l’histoire des croisades, aujourd’hui, en Orient et en Occident, pp. 120–147), adottando un approccio comparativo, mette in luce le problematiche legate allo studio delle crociate alla luce dei recenti eventi politico-militari che hanno sconvolto l’assetto del Medioriente; Yassir B e n h i m a (Quelques aspects de l’historiographie des transferts techniques en Méditerranée médiévale, pp. 148–161) si sofferma sui ‚transfert culturali‘ concernenti tecnica e cultura materiale; Pierre B o n t e (La Méditerranée des anthropologues. Permanences historiques et diversité culturelle, pp. 162–181) considera invece la tematica del Mediterraneo come oggetto di studio in chiave antropologica, l’emergere della categoria di ‚Mediterraneismo‘ e l’ampia portata delle prospettive degli studi di antropologia in campo mediterraneo; infine, Isabelle S c h ä f e r (Du *Mare Nostrum* à l’Union pour la Méditerranée. Concepts régionaux et scénarios politiques, pp. 182–193) inquadra in poche dense pagine gli attuali dibattiti sul Mediterraneo in una chiave assai più complessa e approfondita di quella utilizzata da David A b u l a f i a nel capitolo finale del suo „Great Sea“. Se „Construire la Méditerranée, penser les transferts culturels“, non da ultimo grazie all’utile introduzione dei curatori (pp. 14–44) si rivela uno strumento indispensabile per indicare agli studiosi del Mediterraneo nuove piste di studio, anche *Acteurs des transferts culturels en Méditerranée médiévale*, che nasce analogamente da un *atelier* svoltosi presso l’Istituto Storico Germanico di Parigi nel 2010, presenta molti aspetti di notevole interesse, concentrandosi in particolare sui soggetti promotori di ‚transfert culturali‘. Così, nella prima sezione del libro, dedicata agli „acteurs en mouvement“ e dunque alla mobilità geografica come elemento fondamentale nella circolazione di idee e ‚beni culturali‘, Elisabeth R u c h a u d (Le pèlerin chrétien vers Jérusalem. Une construction de l’image de l’‚autre‘, pp. 20–29), analizzando alcuni racconti medievali di pellegrinaggi a Gerusalemme, fornisce dati interessanti sulla formazione e soprattutto sulla diffusione degli stereotipi occidentali sul mondo arabo-islamico; Nicolas D r o c o u r t (Quelques aspects du rôle des ambassadeurs dans les transferts culturels entre Byzance et ses voisins [VII–XII siècle], pp. 31–47), analizzando il caso bizantino, evidenzia il ruolo degli ambasciatori (ma anche di traduttori, interpreti e ostaggi) come vettori primari di ‚transferts culturali‘, mentre Michel B a l a r d (Les acteurs des transfert culturels entre Orient et Occident. Quelques exemples italiens, pp. 48–54) traccia un rapido schizzo relativo ai ‚transfert culturali‘ tra Oriente e ambito italiano nell’epoca delle Crociate. La seconda

sezione del libro raccoglie una serie di interventi sugli „Hommes de l'entre-deux“, cioè su attori di ‚transfert culturali‘ operanti tra due o più gruppi o tra due o più livelli socio-culturali: Daniel K ö n i g (Caught between Cultures? Bicultural Personalities as Cross-Cultural Transmitters in Late Antique and Medieval Mediterranean, pp. 56–72) affronta alcuni importanti snodi teorici della questione, analizzando casi significativi relativi all’ambito cristiano-musulmano; Maribel F i e r r o (Hostages and the Dangers of Cultural Contact: Two Cases from Umayyad Cordoba, pp. 73–83) affronta il tema del ruolo ambiguo degli ostaggi nella sfera dei ‚transfert culturali‘; Yann D e j u g n a t , Juda Halévi. Un poète juif au carrefour d’une culture islamique du voyage, pp. 84–99) mette in evidenza il ruolo della poesia nella costruzione di un immaginario dello spazio e del viaggio; Georg C h r i s t (Filippo di Malerbi: un spécialiste du transfert clandestin en Égypte au début du XVe siècle, pp. 100–110) tratta del ruolo dei mercanti, considerati in quanto ibridi o „métis culturels“ dall’identità precaria e ambigua e spesso portatori di conflitti di interesse; l’ultimo articolo della seconda sezione, quello di Johannes P a h l i t z s c h (The Mamluks in Cyprus: Transcultural Relations between Muslim and Christian Rulers in the Eastern Mediterranean in the Fifteenth Century, pp. 111–119) introduce il lettore nella vita familiare di un sovrano mamelucco, tutta intessuta di relazioni transculturali. Ha poi inizio la terza sezione del volume, incentrata su „Les acteurs et leurs empreints“, che si apre con un saggio di Jean-Charles D u c è n e (Les sources et acteurs de la connaissance de l’Europe chez les auteurs arabes médiévaux, pp. 122–134) che tenta di inquadrare con categorie nuove la ben nota problematica della conoscenza dell’Europa nelle fonti arabe medievali; Sonja B r e n t j e s (Medieval Portolan Charts as Documents of Shared Cultural Spaces, pp. 135–146) analizza i messaggi iconografici e verbali contenuti nei portolani medievali come riflesso della visione del Mediterraneo elaborata dalle società che li hanno prodotti; Raphaëla V e i t (Transferts scientifiques de l’Orient à l’Occident. Centres et acteurs en Italie médiévale dans le domaine de la médecine, pp. 147–156) esamina il caso della diffusione di testi medici in Italia tra XI e XV secolo, mentre Juliette S i b o n (Échanges de pratiques et de savoirs entre médecins juifs et chrétiens à Marseille au XVe siècle, pp. 157–167) quello del dialogo tra medicina cristiana e medicina giudaica nella Marsiglia del XIV secolo; Rania A b d e l l a t i f (Pouvoir politique et élites civiles. Les acteurs impliqués dans la transformation des bâtiments religieux, pp. 168–179) studia il fenomeno della trasformazione di chiese in moschee nel Vicino Oriente come caso di ‚transfert culturale‘; Regula F o r s t e r (Buddha in Disguise: Problems in the Transmission of „Barlaam and Josaphat“, pp. 180–191), partendo dal caso della trasmissione del celebre romanzo „Barlaam and Josaphat“, mostra come l’analisi testuale permetta di ricostruire l’attività di un gran numero di ‚attori di transfert culturali‘; infine, Georg J o s t k l e i g r e w e (Affaires étrangères? Les acteurs politiques français et les réseaux méditerranéens: questions et perspectives de recherche, pp. 192–205) pone le basi per un futuro studio sulla ‚politica estera‘ dei regni medievali, con particolare riferimento ai suoi ‚attori‘. Pierre G u i c h a r d (pp. 206–216) conclude il volume con alcune importanti osservazioni sul legame tra studi mediterranei e attualità,

soprattutto dopo l'11 settembre 2001, data che, nell'immaginario collettivo occidentale, ha segnato una svolta nei rapporti con il mondo islamico.

Un importante contributo agli studi mediterranei alla luce delle nuove categorie di analisi elaborate dalla ricerca storica negli ultimi anni (storia globale, 'transfert culturali', *cross cultural studies* etc.) è stato dato dal Zentrum für Mittelmeerstudien di Bochum, soprattutto sotto la direzione di Nikolas Jaspert. A questo proposito, il 2013 ha visto l'uscita di un notevole volume collettivo su tematiche mediterranee promosso da tale istituto: *Cultural Brokers at Mediterranean Courts in the Middle Ages*. Il libro, a cura di Marc von der Höh, Nikolas Jaspert e Jenny Rahel Oesterle, che nasce da un convegno organizzato nel 2010 dallo stesso Zentrum für Mittelmeerstudien in collaborazione con il centro di studi sulle Dynamiken der Religionsgeschichte zwischen Asien und Europa, è dedicato appunto al tema dei 'mediatori culturali' presso le corti mediterranee medievali (diplomatici, studiosi, artisti, mercanti e pellegrini), portatori di conoscenze ed esperienze che si incrociano con quelle degli esponenti delle corti visitate (traduttori, giurisperiti, religiosi, burocrati, ufficiali e membri della famiglia reale), dando luogo a interessanti fenomeni di contaminazione. Il tema del 'Cultural Brokerage' è ben inquadrato nel saggio introduttivo dei curatori (*Courts, Brokers and Brokerage in the Medieval Mediterranean*, pp. 9–31), che lasciano poi la parola ai singoli esperti dei vari contesti: così, Reuven Amitai (*Jews at the Mongol Court in Iran: Cultural Brokers or Minor Actors in a Cultural Boom?*, pp. 33–45) esamina il ruolo dell'elemento giudaico presso la corte ilkhaneide, con particolare attenzione per la figura fondamentale del grande storico Rashīd al-Dīn; Wolfram Drewes (*The Emergence of an Islamic Culture in Early Abbasid Iraq: the Role of non-Arab Contributions*, pp. 47–61) mette in rilievo l'importanza del *milieu* culturale non arabo nella formazione delle strutture sociali, politiche e culturali dell'impero abbaside nella sua fase iniziale; Jenny Oesterle (*Missionaries as Cultural Brokers at the Fatimid Court in Cairo*, pp. 63–72) analizza il caso delle 'missioni' fatimide finalizzate alla diffusione delle dottrine ismailite come veicolo di acculturazione; Ana Echevarria (*Trujamanes and Scribes: Interpreting Mediation in Iberian Royal Courts*, pp. 73–93) traccia un quadro ricco di futuri spunti di ricerca a proposito del ruolo di traduttori, interpreti e burocrati nelle corti spagnole del periodo della *Reconquista*; Barbara Schlieden (*Love without Borders: Jewish and Muslim Paramours in 13th and 14th Century Castile*, pp. 95–106) si sofferma sul tema degli amori tra membri di comunità e di fedi diverse nella rappresentazione che di essi viene data in alcuni testi letterari di prodotti nella Castiglia del XIII e del XIV secolo; Nikolas Jaspert (*Mendicants, Jews and Muslims at Court in the Crown of Aragon: Social Practice and Inter-Religious Communication*, pp. 107–147), nel saggio più lungo, complesso e interessante del volume, si concentra sulle interazioni fra chierici cristiani, musulmani ed ebrei presso la corte di Aragona fra XII e XV secolo, soprattutto dal punto di vista del gruppo religioso dominante, cioè dei cristiani latini. Jaspert prende in esame il personale di corte e i mendicanti, la corte come luogo privilegiato di intermediazione culturale, e infine il ruolo di mendicanti e cortigiani

in tale campo e le interazioni tra questi due gruppi sociali, con le loro implicazioni politiche e religiose; Claudia M ä r t l (*Experts, Border-Crossers and Cultural Brokers: the Knowledge of Islam and Contacts to Islamic Cultures at the Curia in the 15th Century*, pp. 149–161) e Marc v o n d e r H ö h (*Muslim Embassies in Renaissance Venice: the Framework of an Intercultural Dialogue*, pp. 163–182) si occupano rispettivamente dei rapporti e delle conoscenze islamo-cristiane presso la curia romana e a Venezia durante il Rinascimento; Sebastian K o l d i t z (*Cultural Brokers in Relation with the Byzantine Court in the Later 14th and 15th Century*, pp. 183–215), in un saggio davvero magistrale per impostazione teorica, erudizione e chiarezza di esposizione, analizza il ruolo dei mediatori transculturali in età paleologa, con particolare attenzione per gli stranieri residenti presso la corte di Costantinopoli, gli intellettuali orientati verso il mondo latino, gli aristocratici bizantini che intrattenevano relazioni di affari con gli Italiani (soprattutto Genovesi e Veneziani) e per il fenomeno delle alleanze familiari tra esponenti di grandi famiglie bizantine e latine; Jürgen S a r n o w s k y (*The Vice-Chancellors of the Hospitallers on Rhodes*, pp. 217–229) e Nicholas C o u r e a s (*Cultural Brokers at the Court of Lusignan of Cyprus*, pp. 231–243) prendono in considerazione casi di mediazione culturale concernenti rispettivamente l'Ordine degli Ospitalieri di Rodi e la corte dei Lusignano di Cipro; infine, Michael B o r g o l t e (*Jews, Christians and Muslims in the Middle Ages*, pp. 245–266), in un saggio tanto interessante quanto problematico, che appare in qualche modo in controtendenza rispetto all'approccio 'pluralistico' del volume, tenta di inquadrare il tema della mediazione culturale in una prospettiva globale. E tuttavia, nel suo intervento emergono ancora una volta i limiti di un approccio individuale a una materia tanto complessa: ad esempio, trattando delle differenze fra il movimento di traduzione dal greco all'arabo e quello dall'arabo al latino, Borgolte dà per scontato che il primo „was imitating the Sasanids“ (p. 258), facendo propria una discutibile ipotesi di Dimitri Gutas e ignorando che, negli ultimi anni, essa è stata ampiamente messa in dubbio (si veda in proposito George S a l i b a , *Islamic Science and the Making of the European Renaissance*, Cambridge, MA-London 2007, pp. 53–56, e Marco D i B r a n c o , 'Un'istituzione sasanide? Il *Bayt al-ḥikma* e il movimento di traduzione', in: *Studia Graeco-Arabica II* (2012), p. 255–263). Ciò modifica, almeno in parte, i termini del parallelo da lui istituito tra i due fenomeni culturali di cui egli tratta.

Courts, Brokers and Brokerage in the Medieval Mediterranean costituisce senza dubbio un modello da seguire nella futura ricerca su tematiche mediterranee, ricerca che nel 2014 si è arricchita anche di un piccolo ma acutissimo saggio di Franco C a r d i n i (*Incontri [e scontri] mediterranei*) che con un piglio da critico militante, partendo da un esame della letteratura specialistica recente, mette in discussione alcuni luoghi comuni 'mediterranei' consolidati e apre nuove prospettive di analisi per i medievisti, ma anche per gli storici e i politici contemporanei, che non dovrebbero mai dimenticare, come scrive appunto Cardini (p. 110) „il dato drammatico e doloroso di uno squilibrio obiettivo tra l'opulento Nord del pianeta e il suo Sud sfrut-

tato, impoverito e sovrappopolato. Che Lampedusa sia il centro quasi geometrico del *Mare nostrum* acquista ai nostri occhi e dinanzi al mondo post-moderno che si apre davanti a noi un drammatico senso simbolico che non può, non deve essere in alcun modo sottovalutato“.

Paolo Fonzi

La storia dei Balcani durante la seconda guerra mondiale. Alcune recenti pubblicazioni

La storia della Seconda guerra mondiale nei Balcani è un laboratorio d'indagine ideale per analizzare questioni decisive della storia del '900. In primo luogo essa offre una prospettiva privilegiata per comparare e comprendere l'interazione tra la dinamica imperialista del fascismo italiano e quella del nazionalsocialismo tedesco. I Balcani furono infatti per entrambe le potenze uno spazio di proiezione imperiale decisivo e pertanto divennero presto un terreno di scontro fertile di conflitti. Sebbene uno studio di tale interazione rientri in una prospettiva di studio piuttosto tradizionale essa finora non sembra aver risvegliato la curiosità di un gran numero di storici.¹ L'esistenza di conflitti etno-nazionali di lungo periodo rende inoltre i Balcani assai adatti ad osservare come guerra ed occupazione si intreccino a forme di produzione „orizzontale“ e endogena della violenza, un fenomeno che attrae l'attenzione crescente della ricerca internazionale. Attraverso lo studio della seconda guerra mondiale in tale spazio, caratterizzato ancora da statualità fluide e in continua contrattazione, è inoltre possibile osservare il rapporto tra guerra e dinamiche di costituzione/decostruzione di statualità. L'emergere di conflitti di nuovo tipo con la fine della guerra fredda, non in ultimo proprio le guerre balcaniche degli anni '90, ha costretto la comunità scientifica ad affinare decisamente i propri strumenti concettuali per comprendere nuove tipologie di conflitti² e in parte questo fenomeno ha influenzato la storiografia.

Queste ovvie constatazioni si scontrano però con un altrettanto evidente paradosso: rispetto al progresso degli studi sulla guerra in altre regioni europee i Balcani rimangono decisamente indietro sia dal punto di vista quantitativo che qualitativo. Grossa parte della storiografia internazionale si concentra infatti sull'Europa orientale ed occidentale. Inoltre mentre studi significativi sull'occupazione tedesca di tali aree hanno rinnovato decisamente il bagaglio teorico della storiografia sulla seconda guerra mondiale, la letteratura sui Balcani rimane ancorata ad approcci piuttosto tradizionali.

1 Cf. M. König, *Kooperation als Machtkampf. Das faschistische Achsenbündnis Berlin-Rom im Krieg 1940/41*, Köln 2007.

2 Ne è un esempio il dibattito sulle tesi di Mary Kaldor che proprio studiando le guerre balcaniche ha proposto il concetto di *New Wars* per definire i nuovi tipi di conflitti armati del periodo successivo alla fine della guerra fredda, cf. M. Kaldor, *New and Old Wars: Organised Violence in a Global Era*, Cambridge 1999. Tra i numerosi interventi sul libro mi limito inoltre a segnalare S. N. Kalyvas, „New' and 'old' civil wars: A valid distinction?, in: *World Politics* 54 (2001), pp. 99–118 e X. Bougarel, *Twenty Years Later: Was Ethnic War Just a Myth?*, in: *Southeast Europe. Journal of Politics and Society* 4 (2013), pp. 568–577.

Concentrandomi sulle questioni su accennate passerò in rassegna nelle pagine che seguono alcune recenti pubblicazioni sulla storia della seconda guerra mondiale nei paesi balcanici. Per comodità e seguendo l'impostazione di tali studi li raggrupperò per paesi, sebbene sia convinto che un approccio complessivo allo spazio balcanico che rompa gli steccati nazionali sia decisamente auspicabile.

È d'obbligo una breve nota introduttiva sul concetto storico-geografico di Balcani. Una ventina d'anni fa la studiosa bulgara Maria Todorova, in uno studio ampiamente recepito dalla comunità scientifica internazionale, ha indagato come il concetto di Balcani fu costruito dall'Europa occidentale come una sorta di superficie di proiezione dei propri stereotipi, una versione modificata dell'orientalismo su cui molti anni prima aveva puntato il dito E. Said.³ Nello sguardo degli europei i Balcani sono divenuti a partire dalla seconda metà dell'800 sinonimo di violenza primitiva, disordinata, barbaramente etnica, una sorta di ponte tra la ragione occidentale e un oriente indomito. Lo studioso tedesco Holm Sundhussen ha criticato fortemente la tendenza dell'autrice a negare ogni consistenza oggettiva all'unità geografica di Balcani e a ridurre tale identità allo sguardo balcanista degli occidentali.⁴ Il testo della Todorova ha mostrato chiaramente la necessità de-essenzializzare il concetto geografico di Balcani, di intenderlo in modo riflessivo, come rappresentazione spaziale di valori. Inoltre con il suo approccio influenzato dalla critica post-coloniale essa ha fatto capire come localizzare il punto di vista da cui tali rappresentazioni vengono proposte ed imposte sia un presupposto imprescindibile per decostruire le ideologie universaliste occidentali. Nel parlare di Balcani oggi pertanto va tenuto sempre presente che si tratta di una categoria non solo oggettiva ma anche culturale e discorsiva e che queste due dimensioni vanno tenute entrambe presenti nello studio della storia di quest'area geografica.

In un breve capitolo nel suo saggio-romanzo autobiografico „Kaputt“ dal titolo „Un panier di ostriche“⁵ Curzio Malaparte narra un episodio divenuto arcinoto agli studiosi della storia dei Balcani. Siamo nell'autunno del 1941 e Malaparte viene invitato a colloquio da Ante Pavelic, da pochi mesi a capo dello Stato Indipendente di Croazia (Nezavisna Država Hrvatska) creato con il benestare della Germania nazista e dell'Italia fascista sulle ceneri dello stato jugoslavo. Nello studio del Poglavnic Malaparte osserva con curiosità un panier di ostriche posto sulla scrivania che ad uno sguardo più attento si rivela essere un mucchio di occhi. Interrogato sulla loro provenienza Pavelic risponde candidamente: „È un regalo dei miei fedeli ustascia: sono venti chili di occhi umani“.

³ M. Todorova, *Immaginando i Balcani*, Lecce 2002 (ed. or. Oxford 1997).

⁴ H. Sundhussen, *Der Balkan: ein Plädoyer für Differenz*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29.4 (2003), pp. 608–624; cf. la replica dell'autrice M. Todorova, „Der Balkan als Analyse-kategorie: Grenzen, Raum, Zeit“, *Geschichte und Gesellschaft* 28.3 (2002), pp. 470–492.

⁵ C. Malaparte, *Kaputt*, Milano 1972, pp. 299 sg.

La narrazione di Malaparte, riportata in modo acritico da molta letteratura storiografica come una storia veritiera, è citata e commentata in due libri di recente pubblicazione relativi alla storia della Jugoslavia durante la seconda guerra mondiale, il volume di Alexander Korb sulla violenza di massa degli Ustascia contro serbi, ebrei e rom 1941–1945⁶ e quello dello studioso torinese Eric Gobetti.⁷ Entrambi gli studiosi manifestano il loro scetticismo sulla veridicità dell'episodio e lo analizzano piuttosto come espressione del modo in cui gli occupanti percepirono e ricordarono la violenza ustascia. Secondo Gobetti in simili storie trovava espressione l'orrore provato dagli italiani nel veder dispiegarsi davanti ai loro occhi la violenza interetnica da loro stessi innescata portando Pavelic al potere. Tale storia è dunque esempio della strategia deresponsabilizzante degli occupanti che attribuivano la violenza ustascia al carattere „balcanico“ di tale movimento. Simile il giudizio di Korb che affianca la narrazione di Malaparte a diversi esempi di percezione occidentale, in particolare tedesca, della violenza ustascia. Per gli occupanti tedeschi questo movimento politico era composto da „mostri“, espressione del substrato „non-europeo“ dei Balcani. Storie simili a quella narrata da Malaparte, sottolinea giustamente Korb,⁸ abbondano nei discorsi e nelle memorie dei soldati tedeschi. Da un lato fungevano da bussola per orientarsi in un ambiente estraneo, letto attraverso stereotipi sedimentatisi nel lungo periodo, d'altra parte servivano a assolvere l'occupante da ogni responsabilità per lo scatenamento di quella stessa violenza. Infine tale percezione serviva agli occupanti a tracciare un confine tra la propria violenza – ordinatrice, moderna, necessaria – e la violenza altrui, scatenata, irrazionale, destabilizzante. Tale „patologizzazione“, parallela ad una seconda forma di memoria deresponsabilizzante che considerava gli ustascia solo delle marionette nelle mani dell'occupante, era una strategia di esternalizzazione. In entrambi i casi – la percezione italiana e tedesca – si tratta di uno „spostamento“ della responsabilità della violenza sull'altro, sul non-europeo, sul pre-moderno. Uno spostamento, si potrebbe dire, molto simile a quello operato dagli italiani dopo la seconda guerra mondiale tramite il mito del cattivo tedesco. Questa considerazione ci aiuta a capire un elemento essenziale che accomuna i volumi di Korb e Gobetti. Alla base di entrambi vi è il superamento di una lettura „essenzializzante“, che attribuisce la violenza al presunto „carattere“ di un popolo o ai progetti di un movimento politico. Entrambi i testi mostrano una costante cautela nel riportare alla luce, dietro e contro tali miti, il carattere di processualità della violenza sviluppatasi durante la seconda guerra mondiale sulle ceneri del primo esperimento jugoslavo. In

6 A. Korb, *Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941–1945*, Hamburg 2013, pubblicato nella collana „Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts“.

7 E. Gobetti, *Alleati del nemico. L'occupazione italiana in Jugoslavia (1941–1943)*, Roma-Bari 2013.

8 Su tali questioni metodologiche relative allo studio della violenza ustascia l'autore si è soffermato in A. Korb, *Understanding Ustaša violence*, in: *Journal of Genocide Research* 12 (2010), pp. 1–18.

comune i due volumi hanno, inoltre, la tendenza a focalizzare lo sguardo sul gioco mutevole delle parti costituitosi tra poteri occupanti – ispirati in parte da progetti imperiali di lungo periodo ma soprattutto dal bisogno di mantenere ordine nei territori sotto la loro giurisdizione – e soggetti locali impegnati in una guerra civile ispirata a vaghe e mutevoli idee di rigenerazione sociale attraverso l'imposizione di progetti etnocratici. Ciò che infine accomuna i due testi, e che li inserisce nelle tendenze più recenti della storiografia internazionale, è una chiara predilezione per la categoria di „guerra civile“ come chiave di lettura della violenza, un approccio che consapevolmente abbandona una lettura statica, monodirezionale e monocausale della violenza per puntare la lente d'ingrandimento sulla molteplicità di attori locali e sulla loro interazione con gli occupanti.

A questo si limitano però i punti in comune dei volumi che hanno focus problematici assai diversi. Il testo di Alexander Korb, una versione riveduta della tesi di dottorato difesa dall'autore presso la Humboldt Universität di Berlino, punta l'attenzione sulla violenza scatenata dagli ustascia nello Stato Indipendente di Croazia contro serbi, ebrei e rom e tratta relativamente in subordine la politica degli occupanti, la resistenza e le strategie di repressione antipartigiana. Le fonti – provenienti dagli archivi di tutto il mondo – sono principalmente jugoslave e tedesche. Meno utilizzate, anche se presenti nel ricchissimo repertorio in calce al volume, sono fonti e letteratura italiane.

Dal punto di vista metodologico il libro di Korb si rifà a quella corrente di studi, particolarmente diffusa nelle università berlinesi, che mira a una sorta di „fenomenologia della violenza“.⁹ Recependo le tesi proposte alcuni anni or sono da C. Gerlach,¹⁰ l'autore ritiene che le forme di violenza sviluppatesi nello stato ustascia non vadano interpretate come „parti componenti di un unico genocidio pianificato dall'inizio alla fine“. Come Gerlach, Korb ritiene che il concetto di genocidio sia inadatto a comprendere fenomeni di „violenza estrema“ poiché troppo „intenzionalista“ e inadatto a comprendere il diffondersi orizzontale della violenza e la sua multi-direzionalità. Korb pertanto adotta una prospettiva che cerca di comprendere „di volta in volta le forme e i contesti della violenza di massa nella loro logica propria“ (p. 41).

⁹ Mi riferisco qui soprattutto a Michael Wildt, storico del nazionalsocialismo, e J. Baberowski, studioso dello stalinismo, entrambi professori alla Università von Humboldt.

¹⁰ Le tesi di Gerlach hanno dato vita ad un'ampia discussione sull'utilità del concetto di genocidio cf. C. Gerlach, *Extremely violent societies: an alternative to the concept of genocide*, in: *Journal of Genocide Research* 84 (2006), pp. 455–471; A. Hinton/P. Wolfe et al., *Responses to Christian Gerlach's contribution „Extremely violent societies“: an alternative to the concept of genocide*, in: *Journal of Genocide Research* 9.1 (2007), pp. 11–23; C. Gerlach, *To ask other questions: reply to Alex Hinton, Henry Huttenbach and Patrick Wolfe*, in: *Journal of Genocide Research* 9.2 (2007), 297–302; Id., *Extremely Violent Societies: Mass Violence in the Twentieth-Century World*, Cambridge 2010; Id., *Annexations in Europe and the Persecution of Jews, 1939–1944*, in: *East Central Europe* 39 (2012), pp. 137–156.

Dopo una prima parte introduttiva in cui l'autore illustra il setting della violenza – la storia precedente alla seconda guerra mondiale, la costituzione dello Stato indipendente croato e la politica degli occupanti – in tre ampi capitoli vengono analizzate tre forme di violenza ustascia: gli spostamenti forzati di popolazione, i massacri, i campi di concentramento. Gli spostamenti forzati di popolazione, che l'autore sulla base di una definizione di J. P. Reemtsma definisce „violenza ordinatrice“, volta cioè a realizzare obiettivi etno-politici, furono tra le priorità del nuovo regime. Nella primavera estate del 1941 un inedito esperimento di „deportazione circolare“ (*Ringvertreibung*) centrata sulla Croazia partì da un'iniziativa tedesca. I tedeschi intendevano sbarazzarsi di 170.000 sloveni residenti nei territori della Slovenia annessi al Reich e Pavelic si dichiarò disposto ad accoglierli solo se gli fosse stata accordata la possibilità di deportare altrettanti serbi dall'NDH nella Serbia occupata dai tedeschi. Il caso, già noto ma poco analizzato con tale dettaglio, è un interessante manifestazione di quella cultura delle deportazioni che accomunò molti alleati del Terzo Reich durante la seconda guerra mondiale. L'organizzazione delle deportazioni fu affidata da Pavelic ad una nuova struttura (Ponova) dotata di un ampio reticolato di istituzioni locali. In un denso capitolo Korb analizza nel dettaglio l'attività di tali istituzioni, subito occupate da élite locali e includenti personale non sempre croato ma anche musulmano o addirittura serbo. L'autore mette in risalto come spesso esse agissero in base a logiche puramente locali, in alcuni casi addirittura in contrasto con gli obiettivi del governo. Infine Korb mostra come la violenza verso i diversi gruppi etnici percepiti come estranei o nemici fosse legata ad una logica di reciproca radicalizzazione. Fu infatti l'avvio della pulizia etnica antiserba che indusse gli attori ustascia a espandere la propria utopia negativa di omogeneizzazione etnica anche agli altri nemici, ebrei e rom. Pertanto la deportazione di questi ultimi iniziò in modo poco coordinato, in lager di passaggio, in vista di una „soluzione territoriale“, soprattutto poiché essi erano esclusi dall'accordo con i tedeschi e dunque non potevano essere deportati in Serbia. Fu in definitiva l'inefficienza l'elemento caratteristico e determinante delle deportazioni. Sia l'afflusso di sloveni in Croazia che la deportazione organizzata di serbi si rivelarono presto inattuabili per diversi motivi, tra cui l'ostilità delle autorità di occupazione italiane, e ciò determinò una decisa radicalizzazione della politica ustascia.

Parallelamente alle deportazioni, tra l'aprile del 1941 e l'autunno del 1942 si innescò un'ondata di massacri contro serbi. Anche qui l'autore non ricorre ad una spiegazione intenzionalista negando l'esistenza di un piano preconstituito per il quale non esistono basi documentarie. Korb al contrario cerca di offrire una lettura multi-causale, rintracciando le molteplici motivazioni dei diversi attori che vi parteciparono (milizia regolari e irregolari ustascia, esercito e gendarmeria croate) e analizzando le forme in cui si esprime la violenza di massa (un paragrafo è dedicato al modo in cui venivano trattati i corpi delle vittime). Dalla lettura dei primi massacri Korb giunge alla conclusione che non si trattò di conflitti locali ma piuttosto opera di attivisti ustascia che agivano con l'appoggio del governo di Zagabria. Il governo inviò

tali gruppi nei luoghi in cui riteneva che i serbi potessero costituire un pericolo per il nuovo stato. Dopo una pausa nell'estate del 1941 le violenze si radicalizzarono in modo decisivo nell'autunno dello stesso anno. Questa radicalizzazione è ricondotta dall'autore all'attacco contro l'URSS – che produsse sia nei tedeschi che nei loro alleati una sorta di psicosi anti-comunista – ma anche a fattori interni come la realizzazione delle deportazioni di serbi descritta pocanzi. Infine nei primi mesi del 1942 una nuova ondata di massacri fu scatenata dalla necessità di combattere la resistenza. Si trattò in questo caso di una violenza razionalmente impiegata, anche se non libera da efferatezza, in collaborazione con le unità della Wehrmacht. Un ultimo capitolo analizza la violenza concentrata, ovvero quella praticata nei campi di concentramento, soprattutto in quello tristemente noto di Jasenovac. Anche qui, facendo tesoro della storiografia tedesca, l'autore ricostruisce tale fenomeno con una costante attenzione alla processualità dello sviluppo della violenza.

Un interessante aspetto trattato in diversi paragrafi da Korb è l'interazione tra attori locali e occupanti e le reazioni di questi ultimi alla violenza ustascia. Contrariamente a quanto comunemente si crede, non solo le autorità italiane ma anche quelle tedesche cercarono di fermare i massacri pur non giungendo mai a impiegare le proprie forze contro gli ustascia. Entrambe le potenze occupanti avvertivano la violenza ustascia come disfunzionale ai propri piani imperiali e anche, paradossalmente, contraria ad un proprio „senso di umanità“, alla propria morale. In una pagina interessante Korb giustamente nega che vi sia una contrapposizione tra motivi etici e funzionali nel comportamento degli italiani, sia nel salvataggio degli ebrei che nella politica pro-serba. „Motivi etici e funzionali si stabilizzarono a vicenda ... Solo un approccio che tenga conto di diverse prospettive rende possibile rispondere alla domanda, perché l'esercito italiano in alcuni momenti ignorò, in altri sabotò i massacri ustascia, e tollerò altre forme di violenza di massa come ad esempio le pulizie etniche di musulmani bosniaci da parte dei cetnici. Pertanto bisognerebbe sottolineare con più forza l'interdipendenza di diversi motivi così come l'ambivalenza della politica di occupazione italiana, messa in evidenza da Eric Gobetti“ (p. 124). Questa prospettiva può essere adottata anche per il comportamento della Germania e offre un interessante punto di osservazione sulla violenza.

Il testo di Gobetti, che riprende e amplia gli studi dell'autore sullo stesso argomento,¹¹ offre al lettore italiano un'ottima visione d'insieme della politica di occupazione italiana in Jugoslavia. Sebbene impostato secondo un'ottica più tradizionale il volume contiene parecchi spunti innovativi dal punto di vista metodologico.

11 E. Gobetti, *Dittatore per caso. Un piccolo duce protetto dall'Italia fascista*, Roma 2001; Id., *L'occupazione allegra. Gli italiani in Jugoslavia (1941-1943)*, Roma 2007; Id., *L'occupazione italiana in Montenegro: i principali nodi storiografici*, in: *Italia Contemporanea* 260 (2010), pp. 475-493.

È noto – le ragioni di tale fenomeno sono state esplorate a fondo¹² – e non sarà necessario ripetere che un vuoto di memoria ha circondato per decenni la politica di occupazione italiana. Pur dopo anni di ricerche essa rimane una pagina poco esplorata soprattutto se si considerano le enormi potenzialità che tale argomento offre allo studioso per rispondere a questioni essenziali della storia del fascismo.¹³ In sei brevi capitoli il volume di Gobetti, basato su fonti e letteratura in italiano, inglese e serbo-croato, restituisce la complessità di questo evento. Nel primo capitolo, dedicato alla fase iniziale dell'occupazione, le decisioni prese dall'Italia fascista e dal Terzo Reich durante i colloqui di Vienna dell'aprile 1941, dopo la fulminante invasione del paese ad opera delle truppe tedesche con un moderato appoggio italiano, vengono inquadrare in un contesto più ampio. Innanzitutto vi è la storia del Regno di Serbi, Croati e Sloveni (1918–1929) e della successiva Jugoslavia caratterizzate da „complesse fratture linguistiche, religiose, nazionali, geografiche, economiche e storico-culturali“ (p. 6). In secondo luogo le tendenze espansioniste italiane verso l'area balcanica che con la percezione della „vittoria mutilata“ e l'avvento del fascismo si cristallizzano in una politica anti-jugoslava volta a scardinare l'unità del paese facendo leva sui conflitti tra nazionalismi e sulle fratture interne.¹⁴ L'occupazione comportò una ridefinizione immediata e violenta dei rapporti inter-etnici all'interno dell'area e lo scatenarsi dell'ondata di violenza analizzata, come abbiamo visto, in dettaglio da Korb. Gobetti dedica pagine affascinanti alle reazioni spesso sorprese degli italiani, soprattutto delle gerarchie militari, a tale improvviso fenomeno. Si iniziò a delineare in queste prime settimane di occupazione quella frattura tra piani e realtà dell'occupazione e tra elemento politico e militare che caratterizzò la politica italiana nel corso dei due anni successivi. Mentre, infatti, i militari sul campo temevano che non intervenire a difesa delle vittime avrebbe potuto „essere interpretato quale approvazione degli atti stessi“ (gen. Ambrosio), il ministro italiano a Zagabria Casertano condanna[va] gesti spontanei di quei militari che aiuta[va]no serbi ed ebrei“ (p. 30). Tali comportamenti non devono però far pensare al mito delle truppe italiane pacificamente conviventi con la popolazione jugoslava. Già nell'estate del 1941 – precocemente rispetto a Grecia e

12 F. Focardi, *Il cattivo tedesco e il bravo italiano. La rimozione delle colpe nella seconda guerra mondiale*, Roma-Bari 2013.

13 Cf. le considerazioni di E. Collotti, *Sull'Italia come potenza d'occupazione*, in: *Contemporanea* 8 (2005), pp. 313–317. Un'ottima rassegna storiografica sull'occupazione italiana della Jugoslavia è stata pubblicata da E. Gobetti, *L'occupazione italiana in Jugoslavia (1941–1943)*. *Storiografia e memoria pubblica*, in: *Passato e Presente* 87 (2012), pp. 39–53.

14 Sulla politica pro-ustascia del fascismo, oltre al già citato volume di Gobetti, si veda P. Iuso, *Il fascismo e gli ustascia, 1929–1941. Il separatismo croato in Italia*, Roma 1998. Sull'appoggio dato dal fascismo al IMRO, un'organizzazione nazionalista macedone, cf. l'ottimo volume, sfortunatamente poco recepito in Italia di S. Troebst, *Mussolini, Makedonien und die Mächte, 1922–1930: die „Innere Makedonische Revolutionäre Organisation“ in der Südosteuropapolitik des faschistischen Italien*, Köln-Wien 1987.

Albania in cui forme di resistenza militare significative si registrano solo successivamente – gli occupati si ribellarono provocando la dura repressione degli occupanti. Nel secondo capitolo Gobetti distingue quattro tipologie in queste prime forme di resistenza: le insurrezioni dei serbi – dirette soprattutto contro gli ustascia e che indussero gli italiani a occupare una parte più ampia di territorio croato –, l'opposizione operaia nei centri urbani annessi all'Italia, la semi-spontanea rivolta montenegrina, gli scioperi organizzati da un'ampia coalizione di forze guidata dal partito comunista sloveno a Lubiana. Fu in questa fase che avvenne il trasferimento massiccio della gestione dell'occupazione dai poteri civili a quelli militari che in piena autonomia mutarono il corso della politica fascista in Jugoslavia. Per riconquistare il controllo del territorio questi ultimi infatti autonomamente e tramite una serie di accordi diretti con leader cetnici ribaltarono le alleanze iniziali, da una politica pro-croata ad una fortemente pro-serba.

„In definitiva, all'alba del 1942, è l'esercito a governare la maggior parte del territorio“ (p. 62). La strategia dell'esercito, a cui Gobetti dedica il terzo capitolo, mirava ad un'occupazione militare ampia e a una gestione del territorio basata su forze collaborazioniste non politicizzate in senso fascista. Un cambiamento di rotta decisivo rispetto alla politica iniziale che intendeva creare un sistema di stati satelliti formalmente indipendenti, con al centro l'elemento croato. Nelle scelte dei militari fu determinante un nazionalismo più tradizionale che guardava con preoccupazione al movimento ustascia come possibile ostacolo alle mire annessionistiche italiane su parti di territorio croato (Dalmazia). Fortemente sentita era inoltre l'avversione verso il concorrente tedesco con il quale il governo ustascia stabilì un rapporto di collaborazione decisamente più armonico che con gli italiani.¹⁵ D'altra parte la linea dei militari, sottolinea giustamente l'autore, non va confusa con una forma di opposizione al regime, quanto una sorta di alternativa interna alla logica del „lavorare incontro al Duce“ (*working towards the Duce*).¹⁶ Lo conferma il fatto che essa ebbe l'approvazione delle alte gerarchie politiche di Roma.

In linea con tutto ciò è la violenta strategia repressiva attuata dai vertici militari contro la resistenza e presto estesa anche alle popolazioni civili, descritta nel capitolo successivo. Qui, accanto alla classica strategia di controguerriglia, Gobetti dà spazio all'analisi di diverse forme di repressione caratteristiche del sistema di occupazione italiano: i tribunali di guerra – che giudicavano anche delitti commessi

¹⁵ Sui rapporti degli ustascia con i due occupanti e sulla loro abilità nello sfruttare a proprio vantaggio la rivalità italo-tedesca cf. Korb (vedi nota 6), pp. 124–127 e l'analisi di König (vedi nota 1), pp. 200–227.

¹⁶ L'espressione *working towards the Führer*, traduzione dal tedesco *dem Führer entgegenarbeiten*, è stata proposta da Ian Kershaw come formula interpretativa del rapporto tra Hitler e gli apparati di potere del nazionalsocialismo. L'adattamento della stessa alla politica di occupazione del fascismo italiano è opera di D. Rodogno, *Il nuovo ordine mediterraneo. Le politiche di occupazione dell'Italia fascista in Europa*, Torino 2003.

da sudditi non-italiani contro le truppe occupanti e costituivano uno snodo fondamentale della strategia repressiva italiana –, l'internamento di civili – un fenomeno che colpì di massa le popolazioni occupate ma su cui sappiamo purtroppo ancora poco¹⁷ –, la tattica della terra bruciata, che colpendo le risorse della popolazione intendeva colpire la resistenza. Il capitolo finale analizza lo sviluppo della resistenza comunista e la progressiva perdita di terreno italiana che preannunciò la disfatta dell'8 settembre.

Il volume di Gobetti presenta per il lettore italiano notevoli motivi di interesse. In primo luogo con un'ampia base documentaria e di letteratura secondaria il testo delinea in modo particolareggiato ma con una costante attenzione alla fruibilità e alla scorrevolezza della lettura un capitolo decisivo di storia italiana. A ciò però aggiunge una solida conoscenza, dovuta anche alla padronanza della lingua serbo-croata, della realtà jugoslava. In tal modo il libro si discosta da molta letteratura italiana sul tema delle occupazioni che pur avendo arricchito decisamente il nostro patrimonio di conoscenze su queste vicende rimane ancor troppo centrata sull'Italia, sia per quanto riguarda la scelta delle fonti che le problematiche affrontate. Ciò gli consente di non considerare il suo argomento solo come un episodio di storia del fascismo ma di indagarlo da una prospettiva transnazionale. L'addetto ai lavori rimane talvolta un po' deluso dalla sinteticità di alcuni paragrafi su temi di grande interesse, come ad es. i rapporti tra italiani e minoranze musulmane. Queste scelte, dettate dall'obiettivo di garantire un'ampia accessibilità al testo, non inficiano comunque l'ottima qualità dell'opera.

Dedicato alla sola realtà slovena è, invece, il volume „L'Esercito italiano in Slovenia 1941–1943“ di Osti Guerrazzi che si concentra sulle strategie di repressione antipartigiana praticate dall'esercito italiano in quella regione annessa al Regno d'Italia tra il 1941 e il 1943.¹⁸ Il volume di Osti Guerrazzi si presenta come un libro „a tesi“, centrato su una questione centrale afferente all'ambito della storia della violenza. La Slovenia italiana rispetto ad altre regioni annesse o occupate fu caratterizzata da un alto livello di violenza repressiva impiegata dagli occupanti contro la popolazione. In parte ciò va spiegato con la precocità del fenomeno resistenziale che ebbe presto una salda guida politica comunista. In parte ovviamente, e da parte degli occupanti, ciò va spiegato con l'annessione all'Italia come provincia autonoma e il conseguente tentativo di italianizzazione da parte dell'occupante.

17 Dati interessanti sulla Jugoslavia in C. S. Capogreco, Una storia rimossa dell'Italia fascista. L'internamento dei civili jugoslavi (1941–1943), in: *Studi storici* 42 (2001), pp. 203–230. Sul fenomeno complessivo dati interessanti sono pubblicati sul sito: www.campifascisti.it.

18 A. Osti Guerrazzi, *L'Esercito italiano in Slovenia 1941–1943. Strategie di repressione antipartigiana*, Roma 2011 (traduzione inglese: *The Italian Army in Slovenia. Strategies of antipartisan repression, 1941–1943*, translated by Elizabeth Burke/Anthony Majanlahti, New York ecc. 2013)

Il focus di Osti Guerrazzi è l'aspetto militare della repressione e l'obiettivo dell'autore è spiegare se tale escalation di violenza fu generata dall'alto – dalle gerarchie militari – o piuttosto „dal basso“, ovvero se si sia sviluppata sul campo e sia riconducibile pertanto ad fattori situativi. „Si tenterà di comprendere ...“, scrive l'autore nell'introduzione, „se si trattò di una violenza ‚fredda‘, pianificata dall'alto ed eseguita in tempi dilatati, oppure di una violenza ‚calda‘, riposta immediata alla brutalità dei combattimenti e delle operazioni“ (p. 9). Le coordinate concettuali con cui l'autore approccia la sua questione sono largamente attinte dall'ormai ampia letteratura sulla Wehrmacht, soprattutto gli studi sul fronte orientale. Oltre ai classici studi di Bartov, Osti Guerrazzi attinge a letteratura più recente come il lavoro di F. Römer sul *Kommissarbefehl*¹⁹ e l'imponente progetto di ricerca sulle intercettazioni delle truppe tedesche, a cui l'autore stesso ha partecipato studiando le carte relative all'Italia.²⁰ Il tema del volume sulla Slovenia è molto affine a queste ricerche, infatti tramite lo studio della violenza nella regione occupata esso si propone di capire quale fosse il rapporto tra esercito e fascismo.

Nel microcosmo sloveno si verificò ciò che Gobetti descrive in riferimento a tutto il territorio jugoslavo, ovvero un passaggio massiccio di competenze dall'ambito civile a quello militare. Già nel novembre 1941 l'Alto commissario Grazioli, che perseguiva una politica di „bastone e carota“ cercando di integrare le élite politiche slovene nel governo della provincia, cedé ogni competenza sulla repressione al Generale Robotti. La repressione organizzata dalle gerarchie militari fu da subito feroce e colpì duramente anche i civili. Robotti ordinò già nel gennaio del 1942, due mesi prima della famigerata Circolare 3C di Roatta, di non risparmiare i „favoreggiatori e le loro case“ e sottolineò: „se la gente a paura di morire per mano dei partigiani se parla, abbia altrettanto paure di morire per mano nostra se non parla“ (p. 31). Questo ed numerosi altri elementi inducono Osti Guerrazzi a concludere che la violenza va spiegata soprattutto con uno schema alto-basso, che cioè sia stata indotta dalle gerarchie in modo sistematico e mirato. La propaganda politica e razziale diffondeva nelle truppe il disprezzo per gli slavi determinando la loro de-umanizzazione agli occhi delle truppe. Non fu dunque la guerra in senso generico ma la „guerra di aggressione (italiana e fascista) in Slovenia, con le sue caratteristiche ideologiche e le sue peculiarità militari, che portò gli italiani a giustificare la violenza e permetterne lo scatenamento“ (p. 42). Fu la convergenza delle alte gerarchie sugli obiettivi del fascismo che rese possibile

¹⁹ F. Römer, *Kommissarbefehl: Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront; 1941/42*, Paderborn 2008.

²⁰ Cf. A. Osti Guerrazzi, „Wir können nicht hassen.“ Zum Selbstbild der italienischen Armee während del Krieges und nach dem Krieg, in: H. Welzer/S. Neitzel/C. Gudehus, „Der Führer war wieder zu human, viel zu gefühlvoll.“ Der zweite Weltkrieg aus der Sicht deutscher und italienische Soldaten, Frankfurt a. M. 2011, pp. 350–392 e Id., *Noi non sappiamo odiare. L'esercito italiano tra fascismo e democrazia*, Torino 2010.

tali fenomeni, una spiegazione che riecheggia le tesi di Omer Bartov²¹ sulla violenza della Wehrmacht sul fronte orientale. Il libro di Osti Guerrazzi è un'eccellente analisi fondata su un'ampia base documentaria. Usando principalmente fonti militari, ancora oggi di difficile accesso agli storici, l'autore riesce a delineare un quadro assai nitido delle motivazioni e delle strategie delle élite militari italiane in Slovenia.

Paragonare i volumi di Osti Guerrazzi e di Korb, entrambi centrati sul tema della violenza, è un'operazione non del tutto legittima poiché si tratta di ricerche dal taglio decisamente diverso.²² Il libro di Korb è un'analisi di tutte le forme di violenza scatenate in uno „spazio della violenza“ (*Gewaltraum*), un concetto che ha molta fortuna nella recente storiografia tedesca.²³ Korb focalizza un periodo di tempo concentrato e presta attenzione alla multicausalità di tale fenomeno, con un riferimento chiaro alle tesi di C. Gerlach sulla natura multi-causale e partecipativa della violenza estrema. La ricerca di Osti Guerrazzi è invece un'indagine sull'esercito italiano ed il suo comportamento in una dato setting. Un paragone mi sembra però ugualmente interessante perché mette in luce le diverse culture storiografiche di cui si nutrono i due lavori. Il libro di Osti Guerrazzi, e in parte anche quello di Gobetti, hanno come riferimento, implicito o esplicito, il dibattito sul fascismo, sulla sua natura e penetrazione nella società italiana, in definitiva sulla legittimità o meno di parlare di un totalitarismo fascista. Si tratta di una problematica che, visto il paragone implicito con il nazionalsocialismo, ha nel tema della violenza il suo naturale banco di prova. La ricerca di Korb, come molte dei recenti studi pubblicati in Germania, risente in-

21 La tesi di Bartov era in realtà più ampia, includendo anche un'analisi di fattori „situativi“ come la eliminazione della coesione basata sul gruppo primario conseguente alle forti perdite dei primi mesi della campagna, cf. O. Bartov, *Hitler's Army. Soldiers, Nazis, and War in the Third Reich*, New York 1991.

22 Sarebbe più appropriato paragonare lo studio di Osti Guerrazzi ai lavori apparsi alcuni anni or sono nel contesto della discussione sul coinvolgimento della Wehrmacht nei crimini del Terzo Reich, un dibattito scatenato dalla nota mostra sui crimini della Wehrmacht della *Hamburger Stiftung für Sozialforschung*.

23 Il concetto di *Gewaltraum* ha una notevole fortuna nell'attuale storiografia tedesca, soprattutto in quella che pratica la cosiddetta „storia della violenza“. Nel suo studio sull'Ucraina – pubblicato nella stessa collana del volume di Korb – F. Schnell definisce *Gewalträume* come „spazi sociali che favoriscono o rendono probabile l'uso della violenza poiché offrono la possibilità di imporre con la violenza i propri interessi o bisogni“, F. Schnell, *Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905–1933*, Hamburg 2012, p. 20. Si tratta in sostanza di un concetto che definisce uno spazio sociale in cui la violenza è la più significativa e più usata modalità di azione per i soggetti. Il successo di tale concetto, così come quello del concetto di „società estremamente violente“ menzionato più sopra, mi sembra essere più dovuto alla sua indefinitezza che alla capacità di offrire nuovi strumenti teorici. In definitiva molte delle ricerche che usano simili concetti finiscono per essere ottime e dettagliate indagini empiriche ma non sviluppano alcune nuove teorie della violenza. Ad esempio, non è chiaro cosa distingua tali spazi sociali o società violente da società in cui regna un regime di violenza „normale“. Sul tema cf. anche: *Gewalträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand*, a cura di J. Baberowski/G. Metzler, Frankfurt a. M. 2012.

vece di una temperie culturale che tende a leggere la società attraverso il problema della violenza, a svilupparne una sorta di fenomenologia che in parte prescinde dai tradizionali contenitori politici e che anzi, secondo molti autori tedeschi, può essere la base per ripensare il concetto di fascismo a partire da tali pratiche.²⁴ La storiografia italiana e tedesca, insomma, mi sembra seguano due strade decisamente diverse nell'approccio alla violenza e al fascismo. Mentre in Italia il dibattito si incentra sulla violenza come espressione dell'ideologia, la più recente storiografia tedesca tende decisamente a mettere tra parentesi i fattori intenzionali e a privilegiare quelli situativi e processuali.²⁵

La memoria dell'occupazione e della guerra civile greca – questi due eventi sono percepiti in Grecia come un'unica fase storica sintetizzata nell'espressione „il decennio 1940“²⁶ – ha seguito un percorso del tutto peculiare rispetto alla maggior parte dei paesi europeo-occidentali. Fino alla fine della dittatura dei colonnelli (1974) la letteratura greca su tale periodo è stata dominata da pubblicazioni ispirate da una lettura profondamente anti-comunista e nazionalista. Tale letteratura screditava decisamente la resistenza di sinistra, dominata dal partito comunista, rappresentando l'EAM (Fronte di Liberazione Nazionale) e il suo braccio armato ELAS (Esercito Popolare di Liberazione Nazionale) come mere pedine dell'Unione Sovietica o di potenze esterne come la Jugoslavia, interessate ad annettersi parti di territorio greco. Questo schema interpretativo riduceva gli obiettivi di questo movimento di massa alla presa del potere volta ad imporre una dittatura comunista al paese. Tale impostazione – supporto ideologico della persecuzione materiale della sinistra in Grecia – è stato totalmente ribaltata dalla storiografia nata nel corso della democratizzazione del paese, dopo la fine della dittatura. Parallelamente al riconoscimento giuridico della resistenza dell'EAM/ELAS (1982), si è diffusa in Grecia una letteratura – definita in Grecia revisionista – decisamente pro-eamita, che ha messo in luce i meriti di tale movimento nella lotta contro le potenze dell'Asse. A questa seconda fase ha fatto seguito in anni recenti una terza fase in cui una parte di storici, da molti definita post-revisio-

²⁴ Su questo soprattutto i lavori di S. Reichardt, cf. *Praxeologie und Faschismus. Gewalt und Gemeinschaft als Elemente eines praxeologischen Faschismusbegriffs*, in: K. H. Hörning/J. Reuter (ed.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und Praxis*, Bielefeld 2004, pp. 129–153.

²⁵ „La violenza ha una causa, ma questa causa non va cercata molto indietro nel passato, viene prodotta dalla violenza stessa. In questo senso una ricerca sulla violenza che abbia pretese di serietà non deve parlare di intenzioni, quanto di dinamiche di azioni che risultano da situazioni. In fin dei conti non è importante ciò che gli individui vogliono e pensano, quanto ciò riescono a fare e ciò che gli è permesso. Ciò che conta sono le situazioni e i „loro“ uomini“, J. Baberowski, *Einleitung*, in: *Gewalträume* (vedi nota 23), p. 24sg.

²⁶ Cf. ad esempio: *I epochi tis synchysis. I dekaetia tou '40 kai i istoriografia*, a cura di N. Maratzidis/G. Antoniou, Atene 2008.

nista, ha sottoposto ad un severo giudizio critico l'immagine positiva dell'EAM/ELAS. La storiografia internazionale ha contribuito a questo rinnovamento, come dimostra il fatto che gli studi di Mark Mazower e di Hagen Fleischer, entrambi tradotti in greco, sono a tutt'oggi i lavori più completi e più innovativi sul periodo dell'occupazione.²⁷ Alcuni anni or sono l'interpretazione del politologo greco Stathis Kalyvas sulla prevalenza quantitativa della violenza „rossa“ rispetto alla violenza „nera“ negli anni dell'occupazione ha scatenato un'aspra polemica tra i più noti storici greci dell'occupazione.²⁸ Attualmente, si può dire, la storiografia greca è ancora aspramente divisa sul tema. A parte la disputa sul ruolo della resistenza comunista va però sottolineato che la nuova fase ha aperto un'interessante stagione di studi ispirati da metodologie e approcci originali. Vi è, ad esempio una feconda tendenza a condurre studi regionali, una tendenza rafforzata dall'apertura di una rete di archivi di stato locali.²⁹ In tal modo la dinamica della violenza, l'interazione fra società occupata e occupanti viene analizzata con una lettura multi-causale.

A queste correnti si legano due tesi di dottorato apparse recentemente in Germania, il lavoro di Vaïos Kalogrias „Macedonia 1941–1944. Occupazione, resistenza, collaborazione“ e lo studio di Kaspar Dreidoppel „Il demone greco. Resistenza e guerra civile nella Grecia occupata 1941–1944“.³⁰ Entrambi i lavori sono basati su fonti inglesi, tedesche e greche e in tal modo superano la ristretta prospettiva nazionale che ancora domina una parte degli studi sulle occupazioni. Il lavoro di Kalogrias segue decisamente la tendenza indicata sopra a concentrarsi sulla dimensione regionale. Tale elemento innovativo è in un certo senso ridimensionato dalla scelta come oggetto di studio della Macedonia, una regione che tradizionalmente ha attratto maggiormente l'attenzione degli studiosi greci.³¹ Ciò è dovuto al fatto che essa è stata, sia prima che dopo l'incorporazione nello stato greco, e che sia ancora oggi oggetto di rivendicazione da parte di diversi stati nazionali.³² Qui inoltre la dinamica collaborazione-resistenza si intrecciò in modo complesso con la divisione secondo linee di

27 H. Fleischer, *Im Kreuzschatten der Mächte. Griechenland 1941–1944 (Okkupation – Resistance – Kollaboration)*, Frankfurt a. M.-Bern-New York 1986; M. Mazower, *Inside Hitler's Greece. The experience of occupation 1941–44*, New Haven-London 1993.

28 Cf. P. Voglis, *I elliniki koinonia stin katochi 1941–1944*, Atene 2010, pp. 11–29; N. Maratzidis/G. Antoniou, *The Axis Occupation and Civil War: Changing Trends in Greek Historiography, 1941–2002*, in: *Journal of Peace Research* 41 (2004), pp. 223–231.

29 N. Maratzidis, *I topiki diastasi sti meleti tis katochis kai tou ellinikou emfyliou polemou*, in: *I epochi tis synchysis* (vedi nota 26), pp. 173–197.

30 K. Dreidoppel, *Der griechische Dämon. Widerstand und Bürgerkrieg im besetzten Griechenland 1941–1944*, Wiesbaden 2009.

31 Cf. i lavori di E. Kofos, *tra cui Nationalism and communism in Macedonia*, Salonico 1964; J. Koliopoulos, *Plundered Loyalties: Axis occupation and civil strife in Greek West Macedonia, 1941–1949*, London 1999 (ed. or. Salonico 1994); D. Livaniotis, *The Macedonian Question: Britain and the Southern Balkans, 1939–1949*, Oxford 2008.

32 Si consideri questo senso la nota disputa degli anni '90 sul nome della Repubblica di Macedonia.

frattura nazionali tra la popolazione slavofona e quella greca. L'attenzione a questa realtà regionale, e il lavoro di Kalogrias non fa eccezione in questo senso, è pertanto piuttosto motivata da problematiche afferenti all'identità nazionale greca. È significativo, in questo senso, che i più innovativi lavori sull'occupazione si siano concentrati su aree fino ad allora piuttosto neglette e che proprio tramite questa prospettiva abbiano messo in discussione consolidate narrazioni di quel periodo.³³

Per altri versi il lavoro di Kalogrias si riallaccia alle più recenti tendenze della storiografia sull'occupazione. In primo luogo l'autore intende esplicitamente superare una scissione schematica tra „collaborazione“ e „resistenza“ e soprattutto l'idea di che collaborazione fosse una forma di „tradimento della patria“ (Landesverrat). „Elite locali, spesso di convinzioni conservatrici e di destra, appoggiarono la cooperazione con i tedeschi per propri interessi“ (p. 16). Un obiettivo decisivo era la volontà di difendere l'unità del paese dalle mire degli occupanti. Parte della Macedonia infatti fu occupata dalla Bulgaria che aveva mire annessionistiche e praticò una violenta politica di bulgarizzazione. A confronto i tedeschi, il cui interesse primario era la stabilità interna del paese, erano decisamente il male minore, nonostante fin da subito abbiano praticato una politica di violenta repressione del dissenso e di guerra ai civili. Questa lettura è decisamente in linea con molta storiografia internazionale che non intende riabilitare la collaborazione con l'occupante dal punto di vista etico-politico, quanto piuttosto approdare ad un'analisi storiografica meno influenzata da giudizi morali e da un pregiudizio nazionalista.³⁴ Infine il lavoro di Kalogrias si riallaccia alle tendenze sopra richiamate, poiché dà ampio spazio alla resistenza non comunista.

Il libro è costruito secondo la tradizionale struttura occupazione, resistenza, collaborazione. Nella prima parte l'autore dedica ad ognuno degli occupanti che si divisero la regione (tedeschi, bulgari, italiani, a cui spettò una piccola parte della Macedonia occidentale) un lungo capitolo. Questa sezione contiene interessanti informazioni sulla realtà macedone e evidenzia la differenza tra la Germania, che in generale non nutrì aspirazioni territoriali in Macedonia – anche per l'assenza di gruppi di *Volksdeutsche* – la Bulgaria e l'Italia. In tutti e tre i casi inoltre l'autore dedica molte pagine alla collaborazione della popolazione locale con gli occupanti, nel caso bulgaro soprattutto alla minoranza slavofona, nel caso italiano a quella arumena. Il capitolo sulla Germania inoltre contiene un denso paragrafo sullo sterminio degli ebrei

³³ È appunto il caso di Kalyvas, di cui si è parlato più sopra, che ha basato la sua interpretazione su uno studio approfondito dell'Argolide, S. Kalyvas, *Red Terror: Leftist Violence during the Occupation*, in: *After the War Was Over. Reconstructing the Family, Nation, and State in Greece, 1943–1960*, a cura di M. Mazower, Princeton-Oxford 2000, pp. 142–183.

³⁴ In questo l'autore si rifà alla definizione data da B. Quinkert/C. Dieckmann/T. Tönsmeier nell'introduzione al volume da loro curato *Kooperation und Verbrechen. Formen der „Kollaboration“ im östlichen Europa 1939–1945*, Göttingen 2003, significativamente però Kalogrias non accoglie la proposta degli autori di sostituire il termine collaborazione con quello più neutro di cooperazione.

di Salonicco ed una sezione sulle prime rappresaglie compiute dalla 164 divisione tedesca nella zona di Nigrita nel 1941.

La diversa qualità dei tre capitoli evidenzia nello stesso tempo la problematicità delle fonti utilizzate dall'autore. Kalogrias infatti non fa uso di fonti italiane e bulgare. Tale mancanza è comprensibile se si considera che pochi studiosi posseggono competenze linguistiche così vaste, eppure costituisce un'evidente limite del lavoro e non è compensata dall'uso di fonti greche. All'Italia ad esempio, viene attribuita dall'autore una strategia coerente volta ad approfondire i conflitti interetnici, favorendo la minoranza arumena, che l'Italia considerava un possibile alleato per smembrare il paese. Si tratta di una visione diffusa nella letteratura e nelle fonti greche e eppure la conoscenza delle fonti italiane offre un'immagine più articolata. La politica pro-arumena fu adottata dalle autorità di occupazione italiane piuttosto tardi, quando divenne chiaro che senza la formazione di unità militari collaborazioniste non era possibile tenere in scacco la resistenza. Nonostante le autorità locali italiane facessero presto pressione, già nel 1941, perché si armassero gli arumeni il Comando italiano di Atene preferì mantenere inizialmente una politica di apparente equidistanza. Ciò non tanto per amor di giustizia quanto perché riteneva più opportuno non fomentare il disordine interno e non legare l'Italia a promesse che avrebbero ristretto la sua libertà di azione nel dopoguerra. Va poi sottolineato che Kalogrias riduce la collaborazione delle minoranze all'attività di „propaganda“³⁵ degli occupanti e di pochi esponenti delle élite locali. Le fonti invece mostrano chiaramente che numerose comunità etno-linguistiche – arumene, slavofone, albanesi – si mobilitarono spontaneamente a favore dell'occupante, soprattutto nei primi mesi di occupazione, quando la vittoria dell'Asse era ancora giudicata possibile.

La seconda sezione del libro dedicato alla „resistenza legale“ contiene un lungo paragrafo dedicato alla figura di Athanasios Chrysochou che in qualità di Ispettore Generale delle Prefetture della Macedonia si oppose al tentativo bulgaro di mobilitare a proprio favore la comunità slavofona nella provincia. Il capitolo getta luce su aspetti poco noti della storia di quel periodo eppure anche esso presenta molti problemi. Molte delle fonti usate dall'autore infatti provengono dalle pubblicazioni dello stesso Chrysochou che, come lo stesso Kalogrias ammette, furono una sorta di „Bibbia della letteratura nazionalista“ e presentano un „tono impregnato di anticommunismo“ (pp. 17sg.). Solo in pochi casi esse sono incrociate con fonti d'archivio inglesi o tedesche. Un capitolo sulla resistenza borghese illegale mette in evidenza l'attività dell'organizzazione YVE (Yperaspistai Voreiou Ellados – Difensori della Grecia Set-

35 L'uso del termine propaganda per descrivere i tentativi delle autorità di occupazione di mobilitare le comunità etno-linguistiche in proprio favore è diffuso nella letteratura greca e tende a svalutare la mobilitazione spontanea di tali comunità. Tale terminologia andrebbe evitata in uno studio scientifico, soprattutto se, come quello di Kalogrias, animato dall'intento di dare rilievo alle motivazioni autonome della collaborazione con l'occupante.

tentrionale) sia al centro che nelle periferie, dove fu costituita una fitta rete informativa. L'organizzazione, per lo più formata da ex-ufficiali dell'esercito greco, cercava di influenzare l'attività degli organi dello stato per contrastare l'attività bulgara. Viene inoltre analizzata l'attività dell'EDES, la maggiore organizzazione resistenziale dopo l'EAM, e del PAO, entrambi impegnati nella costituzione di bande armate per contrastare gli occupanti.

Infine la terza sezione del libro è dedicata alla collaborazione armata che in Macedonia presenta interessanti peculiarità rispetto al resto della Grecia. Qui infatti non furono costituiti gruppi armati dal governo Rallis – i battaglioni di Evzoni – quanto piuttosto bande di contadini formate da *kapetanoi*, soprattutto greci del Ponto,³⁶ che presero autonomamente contatto con le autorità di occupazione tedesche. L'autore mostra come tale fenomeno sia nato soprattutto dallo scontro tra l'EAM/ELAS e le altre formazioni resistenziali. Nel 1943 si inasprì il conflitto tra i movimenti resistenziali conducendo a numerosi conflitti armati, i primi segni della spaccatura che dopo la liberazione sarebbe sfociato nella guerra civile. L'autore riconduce tali scontri esclusivamente alle mire egemoniche dell'EAM/ELAS e ritiene che la formazione di bande fosse piuttosto una reazione alle aggressioni elasite. Kalogrias dunque differenzia notevolmente questo tipo di collaborazione da quella motivata da adesione al Nuovo ordine nazionalsocialista, pure presente in Macedonia e sviluppatasi già prima del 1943–1944. „L'istinto di conservazione“, sosteneva un rapporto dell'intelligence inglese nel febbraio 1944 relativamente al distretto di Kozani, „insieme ad una viva indignazione provocata dall'attività comunista, sta spingendo i distretti rurali verso i tedeschi“, (p. 250). La stessa motivazione condusse anche molti esponenti dei gruppi della resistenza borghese a confluire in tali gruppi armati. Kalogrias ritiene che la collaborazione di gruppi, come il PAO, con gli occupanti fosse „non la causa ma la conseguenza della guerra civile in corso“ (p. 247). Infine l'autore descrive la situazione successiva alla ritirata tedesca e l'instaurazione della EAMokratia, ovvero la violenta resa dei conti dell'ELAS con i collaborazionisti.

Come si è cercato di chiarire in questa breve recensione il volume di Kalogrias presenta diversi meriti ma anche alcune debolezze. Nell'intento di rivalutare una parte dimenticata della resistenza e di mostrare i confini labili tra resistenza e collaborazione, in una situazione di guerra civile tra gruppi politici e comunità etnolinguistiche, l'autore eccede nel presentare l'EAM/ELAS come un'organizzazione che mirava soltanto alla presa del potere, nel mettere decisamente in secondo piano il suo contributo alla lotta contro l'occupante e nel sottovalutare l'anticomunismo diffuso in molte delle organizzazioni della resistenza „borghese“. Vi è inoltre una sorta di implicito nazionalismo nella descrizione dei conflitti tra comunità nazionali,

³⁶ I greci del Ponto giunsero in Grecia con lo scambio di popolazione del 1923–1924. Durante l'occupazione tale gruppo collaborò massicciamente con i tedeschi, cf. Koliopoulos, *Plundered Loyalties* (vedi nota 31), pp. 72–81.

quasi che la sola scelta moralmente giustificata sia stata solo quella a favore della permanenza della Macedonia nella compagine statale greca. In tal modo l'autore dimentica che spesso le comunità etno-linguistiche furono spinte a collaborare con l'occupante anche dalla politica tendente all'omogeneizzazione etnica praticata dai governi greci nel periodo tra le due guerre che culminò nella violenta repressione degli anni di Metaxas.³⁷ Non si capisce, dunque, perché l'„empatia“ con cui l'autore approccia il collaborazionismo dei greci non sia invece riservata a quello arumeno o slavofono.

Diversi aspetti accomunano il lavoro appena analizzato alla tesi di dottorato di K. Dreidoppel. Come Kalogrias, anche Dreidoppel basa il proprio lavoro su fonti inglesi, tedesche e greche e anch'egli si riallaccia nell'introduzione alla discussione sul ruolo dell'EAM/ELAS e sulle tesi di Kalyvas richiamate in apertura. Il focus di questo lavoro è però meno la resistenza „borghese“ e il collaborazionismo quanto l'EAM/ELAS stesso. L'autore, pur non simpatizzando „con il campo degli anticomunisti“ (p. 11), si propone di sottoporre a scrutinio critico alcune tendenze apologetiche della letteratura revisionista, giungendo così ad un giudizio più equilibrato. Il libro si apre con una breve descrizione dell'occupazione e si concentra già nel secondo capitolo sulla resistenza di cui descrive le diverse organizzazioni, la formazione delle bande partigiane in montagna nell'estate del 1942 ed i rapporti con le autorità britanniche fino alla sottoscrizione del *National Bands Agreement* nel luglio del 1943, un accordo tra la missione britannica e le tre maggiori organizzazioni resistenziali che prevedeva una coordinazione della loro attività.

Il terzo capitolo, dedicato al KKE/EAM, affronta il focus tematico centrale del libro. Qui l'autore cerca di assumere il più possibile una visione dal basso, prendendo le distanze da una letteratura – soprattutto quella pro-eamita – che assegnava notevole centralità alle élite politiche. Dreidoppel mostra come l'*andartiko* sia nato e si sia sviluppato in grossa parte autonomamente e che spesso il controllo delle bande si sia rivelato un problema per la stessa dirigenza del KKE che cercò di imporsi con parecchio ritardo. Diversi fattori determinarono la crescita delle bande partigiane, che culminò nell'inverno 1942–1943: la difficile situazione alimentare e il tentativo dello stato greco di centralizzare la distribuzione del cibo, che condusse a conflitti con i contadini e al diffondersi di un diffuso banditismo; la violenta risposta delle autorità italiane, che colpiva indiscriminatamente combattenti e civili; l'iniziativa di individui, che formarono autonomamente bande; la vittoria alleata in Nord-Africa; la prospettiva del crollo italiano, data per imminente già all'inizio del 1943; una dinamica di crescita del movimento su se stesso, „i gruppi crescevano, si scindevano e i frammenti di tali gruppi continuavano il reclutamento“ (p. 483); infine la ritardata ma comunque decisiva iniziativa del KKE/EAM riuscì a imporre il proprio controllo sul movimento.

37 P. Carabott, *The Greek State and its Slav-Speaking Minority*, in: *Jahrbücher für Geschichte und Kultur Südosteuropas* 5 (2003), pp. 141–159.

Una questione chiave nell'analisi di Dreidoppel è se il movimento partigiano abbia avuto o meno complessivamente un carattere emancipatorio, un punto centrale nella discussione tra revisionisti e post-revisionisti. Dreidoppel si sofferma sul carattere dei maggiori *kapetanoi* del movimento, evidenziandone la tendenza all'autonomia decisionale dal centro politico e la loro tendenza ad abusare di tale potere divenendo piccoli satrapi. Molte pagine sono dedicate alla figura di Aris Velouchiotis, le cui inclinazioni alla ferocia sono note e narrate in molta letteratura. Il lavoro inoltre si concentra sull'istituzione dei poteri popolari nelle zone liberate dall'occupate – generalmente considerati la parte più progressiva del movimento – mettendone in luce molti lati negativi, come il clientelismo nell'assegnazione di cariche e risorse. Infine alcune pagine sono dedicate al ruolo della donna nella resistenza. Anche in questo caso nonostante l'adesione all'EAM/ELAS si sia rivelato un fattore di liberazione dalla società patriarcale, Dreidoppel evidenzia come in fin dei conti alla donna venissero riservati ruoli secondari anche nella resistenza – „*andartes* donne erano una specie relativamente rara“ (p. 253) – e come l'EAM/ELAS ereditasse forme di mobilitazione delle donne verificatesi già prima della guerra con la dittature di Metaxas.

Il capitolo successivo si concentra sulle prime tappe della guerra civile. Dreidoppel qui affronta l'annosa questione di chi sia responsabile degli scontri tra EAM/ELAS e altre forze della resistenza. Secondo la definizione di uno di uno de più noti esponenti del revisionismo, Hagen Fleischer, il conflitto si inasprì in una serie di reazioni e controeazioni e non a causa di un piano dell'EAM/ELAS per monopolizzare il movimento resistenziale. Dreidoppel si associa a questa spiegazione: „di fatto i diversi conflitti erano praticamente insuperabili: antipatie legati a diversi habitus culturali (elemento popolare nei quadri del KKE/EAM versus boria degli ufficiali), gli obiettivi politici attribuiti alla controparte – di regola non a torto –, la gestione del potere“ (p. 484). Eppure rispetto a Fleischer l'autore assegna un maggior peso alla tendenza dell'EAM/ELAS a monopolizzare il movimento – una tendenza insita nella concezione dell'EAM come movimento unitario ma sottoposto fatalmente all'egemonia comunista –, ritenendo che le due spiegazioni non si escludano.

Il volume offre – lo si capisce da questa breve descrizione – al lettore un'equilibrata rivalutazione critica delle maggior questioni riguardanti la resistenza greca. In questo senso la visione di Dreidoppel, pur accogliendo molte delle interpretazioni dei post-revisionisti, si mostra assai più equidistante di Kalogrias, che in certi passaggi sembra quasi riassumere una prospettiva „da guerra fredda“. Il libro però ha come limite il fatto di non presentare alcuna novità decisiva rispetto agli studi esistenti, soprattutto quelli greci. In parte ciò è dovuto al fatto che si concentra su questioni ormai ampiamente dibattute senza però utilizzare alcune fonte nuova. La maggior parte del volume si fonda, infatti, su memorialistica, di cui l'autore mostra una straordinaria conoscenza ma che difficilmente può offrire una prospettiva innovativa.

I volumi recensiti rispecchiano la ineguale distribuzione geografica della letteratura sulla seconda guerra mondiale nei Balcani. Essi confermano infatti che il caso jugo-

slavo rimane il più e meglio studiato, soprattutto per quanto riguarda l'occupazione italiana. Diversi studi su questo paese adottano metodologie raffinate e usano fonti in più lingue (non ultime quelle di provenienza jugoslava). Vi è ancora una relativa povertà di studi sulla Grecia occupata, sulla quale non è ancora disponibile un buono studio basato su fonti italiane o bulgare. Tale mancanza è riconducibile alla lentezza con cui gli italiani hanno affrontato il tema delle occupazioni e agli strascichi della guerra civile che hanno ritardato in Grecia la nascita di una storiografia scientifica sugli anni della seconda guerra mondiale. Gli studi su questo paese sono ancora molto legati al tema delle responsabilità della guerra civile e ciò lascia poco spazio a tematiche ed approcci di altro tipo. Vi è infine una quasi totale assenza di studi sull'Albania,³⁸ forse il caso più interessante per analizzare la politica italiana. Qui infatti l'Italia non poté venire a compromessi con l'ingombrante alleato tedesco e poté sviluppare una propria politica di occupazione autonoma. È imprescindibile avere un quadro più chiaro delle vicende di questo paese per comparare la politica italiana a quella tedesca e per comprendere la stessa politica italiana in altri paesi, in cui essa si appoggiò fortemente sull'elemento etnico albanese.

Diversi degli studi analizzati mostrano che un certo rinnovamento di prospettiva è in corso negli studi sull'Europa sud-orientale. In primo luogo vi è il superamento di una prospettiva esclusivamente nazionale che ha fatto sì che fino a pochi anni fa esistessero due letterature parallele, quella degli occupanti e quella degli occupati basate su problematiche e fonti del tutto diverse. Vi è inoltre il superamento di un approccio esclusivamente politico-militare, di storia „dall'alto“, troppo ancorato al classico trinomio „occupazione-resistenza-collaborazione“. Tali approcci erano decisamente influenzati dalle problematiche legate alla rifondazione sul piano materiale e simbolico dei paesi occupati nel dopoguerra. Vi è, inoltre, una tendenza a mettere in discussione l'esclusivo focus sul piano di analisi nazionale e un fecondo spostamento dell'attenzione sull'interazione tra piano locale, nazionale e trans-nazionale.³⁹ La storiografia si muove anche in questo campo verso quella che molti alcuni autori definiscono come una storia dell'esperienza della Seconda Guerra Mondiale.⁴⁰ Eppure

38 Se si eccettuano i lavori, non basati su fonti italiane, di B. J. Fischer, *L'Anschluss italiano. La guerra in Albania (1939–1945)*, Besa 2007 (ed. or. 1999) e H. Neuwirth, *Widerstand und Kollaboration in Albanien 1939–1944*, Wiesbaden 2008.

39 Per tali considerazioni sono debitore alla, per me assai proficua, partecipazione ad un gruppo di ricerca tedesco-francese su „New Approaches to the History of the Second World War and Its Aftermath in Yugoslavia, Greece, and Albania (1939–1949)“, diretto da Xavier Bougarel, Hannes Grandits, Sabine Rutar e Nathalie Clayer.

40 Il concetto di storia dell'esperienza, mutuato dal tedesco *Erfahrungsgeschichte*, è stato proposto dalla Commissione storica italo-tedesca come lente di analisi per elaborare un passato comune ai due paesi, cf. relazione finale scaricabile al sito: http://www.villavigoni.it/page.php?sez_id=11&pag_id=45&lang_id=1; 28. 1. 2016. Si veda anche a questo proposito il volume *Der Zweite Weltkrieg in Europa. Erfahrung und Erinnerung*, a cura di J. Echtenkamp/S. Martens, Paderborn 2007.

è anche evidente che, rispetto ad altre aree, i Balcani rimangono meno interessati dal notevole rinnovamento che la letteratura sulle occupazioni ha sperimentato negli ultimi venti anni.⁴¹ Permangono per certi versi gli steccati nazionali, spesso dovuti alla difficoltà per un singolo studioso a padroneggiare il composito mosaico linguistico di quell'area. Inoltre la difficile transizione al post-comunismo e la permanenza di un forte nazionalismo impediscono spesso il diffondersi di approcci meno influenzati da problematiche identitarie.

⁴¹ Rimando qui solo a due interessanti studi: C. Dieckmann, *Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941–1944*, Göttingen 2011 e W. Lower, *Nazi Empire-Building and the Holocaust in Ukraine*, Chapel Hill NC etc. 2005.

Einzelbesprechungen

Übersicht

1 Allgemeines	491	5 Mittelalter (chronologisch)	538
2 Festschriften – Aufsatzsammlungen	499	6 Frühe Neuzeit (chronologisch)	590
3 Kongreßakten – Sammelbände	506	7 19.–20. Jahrhundert (chronologisch)	609
4 Historische Hilfs- wissenschaften	533	8 Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien)	632

Agostino Paravicini Bagliani, *Il papato e altre invenzioni. Frammenti di cronaca dal medioevo a papa Francesco*, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2014 (mediEVI, 5), IX, 200 S., ISBN 978-88-8450-568-2, € 20.

Agostino Paravicini Bagliani gehört zu den führenden Papstforschern der Gegenwart. Weniger bekannt ist die Tatsache, dass er für die Tageszeitung „La Repubblica“ bereits seit langem regelmäßig Artikel verfasst, in denen (aktuelle) Themen der Papst- und Kirchengeschichte knapp und gut verständlich abgehandelt werden. Anlässlich seines 70. Geburtstags hat man sich bei den Edizioni del Galluzzo (Sismel), wo Paravicini Bagliani in der Nachfolge Claudio Leonardis das Verlagsschiff durch mehr oder weniger schwere Wasser steuert, dazu entschlossen, den „presidente“ mit einer Sammlung von zwischen 2005 und 2014 in der „Repubblica“ erschienenen Artikeln zu ehren. Und man wird wohl sagen dürfen: das Ergebnis kann sich sehen lassen, lernt man jetzt doch einen Historiker kennen, dem die Gabe gegeben ist, komplexe historische Sachverhalte allgemeinverständlich – und spannend – zu vermitteln. In einem ersten, „Cronache da Giovanni Paolo II a Francesco“ überschriebenen und in fünf Unterkapitel gegliederten Teil (I. I funerali di Giovanni Paolo II; II. L'elezione di Benedetto XVI; III. Il papa e gli intrighi. L'imprevisto nel pontificato di Benedetto XVI; IV. La rinuncia di Benedetto XVI; V. Francesco) wird nicht nur päpstliche Tagespolitik erläutert, sondern ausgehend vom „Moment des Schreckens“, den jeder Pontifikatswechsel darstellt, zur Wunderwelt päpstlicher Symbolik übergeleitet. Diese, zu großen Teilen im Mittelalter wurzelnde, uns Zeitgenossen so häufig unverständlich oder gar lächerlich anmutende Symbolwelt – man denke nur an die im internationalen Zeitungsdschungel breit kommentierten roten Schuhe Benedikts XVI., – wird kompetent und konzise erläutert. So erfährt man en passant in lockerem, jedoch niemals oberflächlichem Plauderton, seit wann das Konklavegeheimnis verbindlich ist oder weshalb die Missachtung des päpstlichen, auf der Opposition von weiß und rot gründenden Farbcodes durch Papst Franziskus bereits von Pontifikatsbeginn an Hoffnungen auf einen Politikwechsel, auf ein neues *aggiornamento* wach werden ließ. Das Faktum, dass Benedikt XVI. bei einem Besuch am Grab Cölestins V. sein Pallium zurückließ, gibt nicht nur Anlass zu Ausführungen über Geschichte und Funktion

dieses Kleidungsstücks, sondern wird in den großen Problemkreis der Papstrücktritte eingeordnet. Überhaupt erfährt man einiges über Bedeutung und Wandel päpstlicher Gewandung – von der Mozetta über den Camauro bis hin zum Hermelin. Redundanzen bleiben angesichts der 39 Artikel allein des ersten Teils – sollte man besser von Glossen sprechen? – nicht aus. Paravicini Bagliani hat – und das wird sehr schnell deutlich – Lieblingsthemen, die immer wiederkehren. Dazu gehört die Farbsymbolik, insbesondere das päpstliche weiß-rot, ebenso wie die Bedeutung der langen Vakanz in den Jahren 1265–1268 für die Entstehung des Konklaves. Auch die Gestalt Bonifaz' VIII. wird zum Wiedergänger und zieht sich wie die Bedeutung der Optik am Papstthof des 13. Jahrhunderts als roter Faden durch den Band. Ein zweiter Teil ist sehr viel allgemeiner mit „Il Papato e la storia“ überschrieben und behandelt unterschiedliche Aspekte päpstlicher Machtausübung und des damit verbundenen Machtanspruchs. Indem die den Pontifikat Benedikts XVI. beschädigende Vatileaks-Affäre als „neues Gift“ charakterisiert wird, gelingt der gedankliche Brückenschlag vom Gift, das in Mittelalter und Früher Neuzeit die päpstliche Integrität gelegentlich in Mitleidenschaft zog, hin zu den Gefahren einer Informationsgesellschaft, die auch vor den Toren der päpstlichen Gemäcker nicht Halt macht. Selbstredend nutzt der Autor eben diesen Vertrauensbruch im unmittelbaren Umfeld des Papstes dazu, einen Blick auf die Wohnsituation der mittelalterlichen Päpste zu werfen. In einem dritten Teil – „Le Provocazioni del Medioevo“ – wird schließlich versucht, die Bedeutung des Mittelalters für die Gegenwart zu demonstrieren. Die Themenvielfalt, die hier abgehandelt wird, ist erstaunlich und zeugt vom breiten, eben nicht nur auf das Mittelalter oder die Kirchengeschichte beschränkten Wissens- und Bildungshorizont des Verfassers. Das Spektrum reicht von Gedanken zur Entstehung Europas oder zum Verhältnis von Islam und Christentum über den Reliquienkult als „grande rivoluzione cristiana“ bis hin zur Gestalt Anne Boleyns oder der Reflektion über das eigene Metier des Historikers. Äußerungen Benedikts XVI. zur Bedeutung von Hölle und Exkommunikation werden nicht als Provokation bewertet, sondern klar als das benannt, was sie sind: Verlautbarungen des Lehramts, die fest in einem jahrhundertealten Glaubensgebäude verankert sind – worauf Paravicini Bagliani maliziös hinweist und so die Aufregung (im besten Falle Verständnislosigkeit) im Lager der Vaticanisti ad absurdum führt. Rom und das Papsttum sind die großen Protagonisten des schmalen Bandes – Rom ist derart omnipräsent, dass gar von einer päpstlichen Dekretale „Vox in Roma“ gesprochen wird, wo es doch nur „Vox in Rama“ heißen müsste. Solche kleineren Lapsus schmälern das Lesevergnügen kaum – eher im Gegenteil. Bei Paravicini Baglianis Beiträgen handelt es sich sicher nicht um eine verkappte, durch historische Inhalte veredelte Form der „Streichholzbriefe“, mit denen Umberto Eco im „Espresso“ italienisches und internationales Tagesgeschehen kommentiert und (mitunter satirisch) verarbeitet hat. Sie sind aber in jedem Falle genauso belehrend und unterhaltsam.

Ralf Lützel Schwab

Conciliorum oecumenicorum generaliumque decreta. Editio critica, ed. Istituto per le scienze religiose, Bologna, general ed. Giuseppe Alberigo†, Alberto Melloni, Bd. 2: The general councils of Latin Christendom, Tl. 1: From Constantinople IV to Pavia-Siena (869–1424), hg. von A. García y García, P. Gemeinhardt, G. Gresser, T. Izbicki, A. Larson, A. Melloni, E. [statt J.] Miethke, K. Pennington, B. Roberg, R. Saccenti, P. Stump; Tl. 2: From Basel to Lateran V (1431–1517), hg. von F. Lauritzen, N. H. Minnich, J. Stieber, H. Suermann, J. Uhlich, Turnhout (Brepols) 2013 (Corpus Christianorum) XII, 1518 S., ISBN 978-2-503-52527-3, € 740 (+ Steuer).

Aus vergleichsweise bescheidenen Anfängen hat sich ein imposantes Werk entwickelt, ein Triptychon, dessen Mittelstück nun zu besichtigen ist. Der erste und der dritte Band in der chronologischen Reihe waren schon 2006 (S. und 2010 erschienen, ein weiterer von 2013 mit einer allgemeinen Einleitung und Indices bildet den Abschluss. Der hier anzuzeigende Teil ist umfangreicher ausgefallen als die drei anderen zusammen. Ausgangspunkt war der verdienstvolle Band von 1962, *Conciliorum oecumenicorum decreta*, in handlichem Format, doch immerhin schon 864 Seiten stark. Damit wurde eine deutlich bessere Textgrundlage für die Beschlüsse der allgemeinen Konzilien verfügbar, als sie etwa die *amplissima collectio* von Giovanni Domenico Mansi (und Fortsetzern), nach wie vor unersetzt als die bei weitem umfassendste Zusammenstellung von Texten zu den Konzilien der älteren Zeit, geboten hatte. In jenem Bande sind – abgesehen vom Vaticanum I – allein diejenigen Synoden berücksichtigt, die im ausgehenden 16. Jh. zu Generalkonzilien erklärt worden waren – gemäß dem damaligen Standpunkt der katholischen Kirche (und den damaligen historischen Kenntnissen); auch nannte man sie allesamt ökumenisch, obwohl, wenn man „Ökumene“ als Bezeichnung für die gesamte Christenheit versteht, diese Eigenschaft nach der Spaltung zwischen Ost und West allenfalls für das Unionskonzil von Ferrara-Florenz 1438–1439 zutrifft. Opportun waren somit neue Überlegungen, um in einer Vorentscheidung festzulegen, welche Synoden in die vorbereitete Ausgabe aufgenommen werden sollten. Anlass für eine solche Überprüfung, und zwar in besonderem Maße für den jetzt vorliegenden mittleren Teil des Werkes, gibt schon der zeitgenössische Sprachgebrauch: In der Tendenz galt mindestens seit dem 11. Jh. die vom Papst einberufene Versammlung als *generalis synodus* oder *concilium generale*, sofern der Teilnehmerkreis nicht beschränkt war auf die Immediat-Bistümer Mittelitaliens, also auf die virtuelle Kirchenprovinz Rom. Vor diesem Hintergrund ist das Ergebnis nicht recht überzeugend. Zu den traditionell anerkannten Konzilien zwischen Konstantinopel IV und Lateran V, dem 8. und dem 18. der herkömmlichen Zählung – das sind: Lateran I-IV, Lyon I-II, Vienne, Konstanz, Basel mit Einschluss des Nachklangs in Lausanne sowie der parallelen Kirchenversammlung in Ferrara-Florenz-Rom – gibt es zwar Ergänzungen, aber diese bleiben beschränkt auf Pisa 1409 und Pavia-Siena 1423–1424. Wichtiger jedoch als eine Erörterung der allzu zaghaft ausgefallenen Neuorientierung ist die Hervorhebung dessen, was diese Ausgabe bietet. Das sind an

erster Stelle vertrauenswürdige Texte der Beschlüsse. Zu unterscheiden war bei den sogenannten Reformkonzilien des 15. Jh. zwischen solchen mit rein verfahrenstechnischem Inhalt wie die Festsetzung des Termins der nächsten Sitzung und solchen mit weiter reichender Bedeutung. Für die Wiedergabe der eigentlichen Entscheidungen ist große Sorgfalt auf die Textherstellung gerichtet worden, aber die Neubearbeitung ist bei den einzelnen Versammlungen mit unterschiedlicher Tiefe erfolgt. Ausnahmsweise konnte auf eine moderne Edition zurückgegriffen werden wie beim 4. Laterankonzil auf die Ausgabe von Antonio García y García oder bei der Synode von Pavia-Siena auf den Quellenband, der die Darstellung von Walter Brandmüller begleitet. Häufig sind vorhandene Editionen miteinander verglichen worden, insbesondere die Fassung im genannten Band von 1962 mit älteren Drucken wie Mansi, aber auch mit der kanonistischen Tradition, für welche die Ausgabe des *Corpus iuris canonici* von Emil Friedberg zugrunde gelegt worden ist. Hervorhebende Erwähnung verdienen die Fälle, in denen die Texte direkt aus der handschriftlichen Überlieferung erarbeitet worden sind: Lyon II durch Burkhard Roberg, Vienne durch Riccardo Saccenti, Pisa durch Jürgen Miethke, Konstanz durch Phillip Stump, Basel durch Joachim Stieber (mit 490 Seiten umfangreich wie ein eigenes Buch) – bei den beiden letztgenannten Konzilien ist schon die Zahl der herangezogenen Handschriften imponierend, 18 beziehungsweise 29. Der den Texten beigegebene Sachkommentar weist vor allem die Herkunft von Zitaten und Parallelstellen nach. Zu jedem Konzil gibt es als Einleitung eine Einführung in den historischen Zusammenhang sowie Auskunft über die Überlieferung und über Spezialliteratur. Am Schluss des zweiten Teilbandes folgen ein Index der Bibelzitate und ein Verzeichnis der in den Konzilsdekreten nachzuweisenden Quellen. Dieses ist eine höchst nützliche Ausgabe, sie stellt Texte von grundlegender Bedeutung nicht nur für die Entwicklung der Doktrin, sondern ganz allgemein für die Kirchengeschichte zusammen. Nur schade, dass diese so eindrucksvolle Edition durch die Preisgestaltung für Privatpersonen wohl meist außerhalb der finanziellen Reichweite liegt.

Dieter Girgensohn

Andrea Morpurgo, *Il cimitero ebraico in Italia. Storia e architettura di uno spazio identitario*, Macerata (Quodlibet) 2012, 215 S., ISBN 978-8874625116, 25 €.

Der jüdische Friedhof, der wie kaum ein zweiter Ort der historischen jüdischen Topografie Schnitt- und Bruchstellen religiöser Tradition und geschichtlicher Entwicklung objektiviert, ist nicht zuletzt dieser Zeigerfunktion wegen zum Gegenstand zahlreicher Forschungsarbeiten geworden (vgl. dazu etwa Falk Wiesemann, *Sepulcra judaica. Bibliographie zu jüdischen Friedhöfen und zu Sterben, Begräbnis und Trauer bei den Juden von der Zeit des Hellenismus bis zur Gegenwart/Jewish Cemeteries, Death, Burial and Mourning from the Period of Hellenism to the Present. A Bibliography*. Klartext Verlagsgesellschaft, Essen 2004). Auch für den italienischen Kontext existieren entsprechende Studien, die indes vorrangig Friedhöfe einzelner Kommunen in den

Blick nehmen (Ori [2001], Lupinelli [2005], Balboni [2011], Levi [2013]). Andrea Morpurgo Studie hebt sich hiervon ab: Architekturhistorisch angelegt geht seine Arbeit auf jüdische Friedhöfe in ganz Italien ein und untersucht sie mittels quantitativer und qualitativer Analysen hinsichtlich ihrer identifikationsstiftenden Bedeutung für ein dem Wandel der Zeit unterliegendes jüdisches Selbstverständnis. Seinen umfassenden Zugriff problematisiert Morpurgo zu Beginn seiner Ausführungen (S. 13). Der methodischen Herausforderung begegnet er durch Schwerpunktsetzungen: Nach einigen Schlaglichtern auf die Besonderheiten aschkenasischer und sephardischer Sepulkralkultur und in die Frühgeschichte jüdischer Friedhöfe in Italien (*campi/campacci, orti/ortacci*) vor den Stadtmauern geht er zunächst auf die Herausbildung eines „exotischen“ Stils im ausgehenden 18. Jh. ein. Dieser wurde im Synagogenbau und der Friedhofsgestaltung sichtbar und entstand in Antwort auf Fragen, die die rechtliche Gleichstellung, der Zuzug in urbane Zentren und das an Bedeutung gewinnende bürgerliche Leitmotiv an die jüdische Lebenswelt Italiens stellten. Als jüdisches Distinktionsmerkmal und Möglichkeit der Selbstverortung in der Moderne stand diesem „Orientalismus“ eine antisemitisch gefärbte Fremdorientalisierung gegenüber. Indes umreißt der Autor diese Bezüge nur, schön wäre an dieser Stelle eine ausführlichere Integration des Themas in den Fragehorizont des Buches gewesen, der über das Architektonische hinausgeht. Ihm wird zudem auch in der Forschung Rechnung getragen (Kalmar/Penslar [2005], Aschheim [2010]). Der Gegenstand des angezeigten Buches hätte hier weiterreichende Anknüpfungspunkte gefunden. Im Folgenden konzentriert sich die Darstellung auf die Entstehung, Entwicklung und die Besonderheiten größerer jüdischer Friedhöfe Italiens (Triest, Florenz, Livorno, Turin, Genua, Rom, Modena, Bologna, Mailand, Neapel, Ancona, Venedig und Ferrara). Eindrücklich zeigt sich dabei die Interdependenz der jüdischen und der allgemeinen Geschichte: Für den wechselvollen Umgang mit den Juden Italiens, einer je nach politischer Lage zwischen Duldung, Privilegierung, Diskriminierung, Ausweisung und Reintegration in einem Zustand dauernder Unsicherheit lebenden Bevölkerungsgruppe, erscheint der jüdische Friedhof als Seismograf. Im Zeitalter der Emanzipation etwa avancierte dieser Ort zum Indikator assimilatorischer Tendenzen (S. 67, 97), wie Morpurgo expliziert. Nicht länger wurden alle Toten in gleicher Weise zu Grabe getragen und bestattet, vielmehr spiegelten sich in Anlehnung an die bürgerliche Kultur der Mehrheitsgesellschaft soziale Unterschiede wie auch Berufsstand und gesellschaftliche Bedeutung des Verstorbenen in Trauerzügen, Grablegung und Grabgestaltung wider. Teil dieses Prozesses war die Herausbildung einer jüdischen Grabikonografie mit zeitgenössischer Anlehnung an ägyptische und antike Elemente; das „erzählende“ Grab entstand (S. 146 f. und S. 149). Ein abschließendes Kapitel befasst sich mit den zahlreichen Gewaltakten gegen jüdische Beerdigungszüge und Grabfelder. Es dokumentiert Beschimpfungen, den verhinderten Landerwerb jüdischer Gemeinden zum Zweck der Friedhofsertichtung, die Schändung, Zerstörung oder Nutzung von Grabsteinen als Baumaterial und die Versuche, diesen Tendenzen mit gesetzlichen und polizeilichen Mitteln Herr zu werden. Morpurgo geht ferner auf die auch den

jüdischen Friedhof betreffenden Restriktionen im Faschismus und die Auswirkungen der Shoah auf die Infrastruktur der jüdischen Gemeinden Italiens ein. Ein umfassender Fußnotenapparat, ein ebensolcher Bild- und Kartenteil und eine nach Regionen unterteilte Auflistung kleinerer jüdischer Friedhöfe Italiens mit einer jeweils kurzen Beschreibung runden das Buch ab. Es erlaubt einen differenzierten Einstieg in das Forschungsthema und bietet Anregungen für die weitere Beschäftigung mit ihm.

Carolin Kosuch

Simona Marchesini/Nicoletta Martinelli/Anna Paini/Maria Clara Rossi (a cura di), *Seconda e terza generazione. Integrazione e identità nei figli di migranti e coppie miste*, Verona (Alteritas) 2014, 266 pp., ISBN 978-88-907900-2-7, € 14.

Come è ormai ben noto, figli e i nipoti di immigrati o i nati da coppie miste costituiscono un banco di prova importante del processo di integrazione sociale e culturale, che può variare in relazione a diversi parametri, quali la provenienza geografica, la nazionalità dei genitori, la religione, la lingua, la propensione del gruppo di appartenenza a inserirsi nella comunità di 'adozione', l'autocoscienza (individuale e di gruppo) e la scolarità. Nei figli e nei nipoti di immigrati o nati da coppie miste emergono però anche dinamiche culturali nuove ed eterogenee rispetto a quelle dei genitori. Alcuni fattori, tra i quali la distanza geografica rispetto al luogo di provenienza, talvolta frequentato solo per brevi periodi, o il livello culturale possono facilitare l'integrazione con il paese di adozione. Tuttavia si nota non di rado un 'ritorno alle origini' e una riscoperta delle proprie radici, data anche la difficoltà di riconoscersi totalmente nelle identità culturali del territorio di accoglienza. È all'interno di questo quadro che si possono innescare fenomeni di scambio culturale e di approfondimento nella conoscenza dell'altro. Il volume curato da S. Marchesini, N. Martinelli, A. Paini e M. C. Rossi, che fa seguito a un convegno sull'argomento organizzato dall'associazione culturale „Alteritas“, ambisce a fornire un quadro complessivo del fenomeno in chiave storica, sociologica e antropologica. I saggi che lo compongono sono inseriti in sezioni ordinate secondo criteri cronologici e tematici. Inaugura il libro la sezione archeologica, che contiene due importanti studi di Gillian Shepherd (*Intermarriage, Integration and Identity in Archaic Sicily: the Archaeological Evidence*) ed Enrico Benelli (*Etruria, terra di migranti. Mobilità e integrazione di elementi allogeni dalla documentazione epigrafica*) dedicati rispettivamente alla questione dei 'matrimoni misti' nella Sicilia arcaica e al problema dell'immigrazione in Etruria sulla base dei documenti epigrafici. Seguono tre saggi riguardanti la storia romana, la storia medievale e la storia moderna: quello di Serena Zoia (*Integrazione ,a rovescio': seconde e terze generazioni nell'epigrafia di Mediolanum romana*) che esamina il caso di *Mediolanum*, una delle più importanti città dell'Italia settentrionale romana; quello di Claudio Azzara e Arianna Bonnini (*Barbari o Romani: i principi dell'Occidente altomedievale fra tradizioni tribali e acculturazione romano-cristiana*)

che si occupa del rapporto fra etnia e acculturazione nell'Europa medievale; quello di James Nelson Novoa (*Being Portuguese, Becoming Roman*), che affronta il tema delle identità multiple in ambito portoghese. La sezione antropologica è composta da due interventi: nel primo, Annalisa Di Nuzzo (*Rivoluzioni silenziose. Nuovi sistemi familiari, genitori e figli nel meridione italiano multi-etnico*) analizza il problema dei mutamenti antropologici che costituiscono il portato dei nuovi nuclei familiari composti da immigrati o da coppie multi-etniche, mentre nel secondo Sabaudin Varvarica (*La nuova generazione dei figli di genitori migranti provenienti dall'Albania tra aspirazioni individuali e aspettative genitoriali*) riflette in chiave antropologica sul caso particolare concernente l'integrazione nella società italiana dei figli di genitori albanesi. Nella sezione socio-demografica, Chiara Maccacaro (*In equilibrio tra origini e cittadinanza. Una prima riflessione sociologica sui dati demografici di una città di media grandezza: Verona*) offre alcuni dati di notevole interesse riguardanti il contesto veronese, mentre Serena Piovesan (*Canali e processi di trasmissione intergenerazionale di una pratica tradizione in emigrazione: il caso della danza nel flusso migratorio tra Moldavia e Trentino*) analizza il problema della trasmissione intergenerazionale delle tradizioni del paese di appartenenza soffermandosi su un caso particolare di grande fascino e suggestione. L'ampia sezione socio- ed etnolinguistica è aperta da un contributo di Jean Ann (*A Linguist's Family Artifacts: Memories of Language and Identity*), dedicato al rapporto fra lingua, memoria e identità etnica; seguono i saggi di Jinny Choi (*Transnational Migration and Settlement of Asians in Americas: How different are Asians in South America and North America?*), sul tema dell'influenza del contesto geografico, sociale e culturale sull'identità degli immigrati; e quelli di Ana Kozlovački (*Ethnolinguistic Vitality among the First and Second Generation of Speakers of Serbian in New York*) e di Rosa Maria Torrens Guerrini (*Gli Italiani in Catalogna: le famiglie miste. Trasmissione linguistica intergenerazionale, identità etnico-linguistiche e usi linguistici*) sull'uso della lingua di origine nel luogo di immigrazione. Alla Geografia antropica e alle Scienze dell'Educazione sono poi rispettivamente dedicati gli studi di Emanuela Gamberoni e Mambulu Ekutsu (*Seconde generazioni e formazione universitaria: il caso del Veronese*), e Alessio Surian e Marwa Mahmoud (*La dimensione culturale nei percorsi educativi di cittadinanza attiva*). Conclude il volume il lavoro di Francesca Vitali (*Integrazione e identità: il contributo dell'attività motoria e sportiva*) sulle Scienze dello Sport. Come è evidente da questa breve presentazione, „Seconda e terza generazione. Integrazione e identità nei figli di migranti e coppie miste“, seppur privo di un solido filo conduttore teorico che vada oltre la giustapposizione di singoli temi e *case-studies*, e sebbene tenda a volte ad equiparare in maniera incongrua fenomeni assolutamente diversi quali l'immigrazione antica e medievale e quella contemporanea, fornisce comunque molti dati utili a tutti coloro che, per motivi professionali o scientifici, o anche per un interesse ‚umanitario‘ e solidale, siano chiamati a confrontarsi con il tema dell'immigrazione.

Marco Di Branco

Henning Trüper, *Topography of a Method. François Louis Ganshof and the Writing of History*, Tübingen (Mohr Siebeck) 2014 (Historische Wissenschaft 2), VIII, 437 pp., 13 ill. col. e b/n, ISBN 978-3-16-153177-4, € 59.

Nel 1989, la pubblicazione della prima edizione in traduzione italiana, apparsa nel 514° volume della collana editoriale „Piccola Biblioteca Einaudi“, dell’opera del medievista belga Louis Ganshof (1895–1980) dal titolo *Che cos’è il feudalesimo?*, ha suscitato un’eco protrattasi ben al di là della ristretta cerchia degli „addetti ai lavori“. Per la prima volta, il conoscitore della lingua italiana poteva leggere, in appena 215 pagine, una descrizione del sistema feudale che archiviava definitivamente, facendo ricorso ad un’argomentazione allo stesso tempo rigorosa e scorrevole, il vecchio e desueto quadro della „piramide feudale“, ereditato da tutta una messe di informazioni superficialmente riportate nei manuali scolastici. La limpida traduzione in lingua italiana, presentata dal medievista Ugo Gherner, colpiva il lettore colto per uno stile di scrittura preciso e asciutto, capace di suscitare l’interesse per la metodologia di scrittura della storia adottata dal cattedratico nel corso della sua lunga carriera come professore di Storia Medievale presso la belga *Universiteit Gent* (1923–1961). La risposta a questa domanda è arrivata nel 2014 con il volume, scritto in lingua inglese, di Henning Trüper (1977), dal titolo esemplificativo di *Topography of a Method*. Sul significato attribuito dal ricercatore dell’*Institute for Advanced Studies* di Princeton al metodo di indagine dell’analisi dell’ampia produzione storiografica di Ganshof è necessario leggere il paragrafo, dal titolo omonimo a quello della monografia, ed in particolare quanto osservato alle pagine 19–20: „The production of scientific knowledge became recognizable as an intricate and messy situational affair, defying a general, abstract account of scientific method as a rational and theory-guided regime, or as a function of underlying large-scale social processes“. Le premesse di natura euristica ed epistemologica, dettagliatamente sviluppate nel capitolo introduttivo (pp. 1–34), trovano la loro equilibrata applicazione nelle quattro parti che compongono l’opera, senza mai sovrapporsi ad una ricostruzione d’insieme che parte dallo spoglio sistematico della documentazione inedita sul medievista belga riportata alla luce dalla consultazione di 20 fondi archivistici. Come sottolineato dallo stesso autore all’inizio del volume (p. 1), *This book’s journey into print has been a bit of an odyssey*: l’opera può essere considerata, non a torto, il risultato di un paziente lavoro di ricerca presso sedi archivistiche e documentarie spagnole, belghe, svizzere, francesi e tedesche. Nella prima parte (pp. 35–111), il Trüper indaga sulla lingua adoperata dal Ganshof, in una prospettiva che mira a chiarire quali scelte a carattere biografico, metodologico e ideologico siano alla base della produzione scritta del Ganshof, a partire dall’analisi dei *Cours pratique d’histoire*, schede e dispense ricavate dai seminari tenuti dal successore di Henri Pirenne a partire dal 1921. La seconda parte del volume (pp. 113–218) prende in analisi il rapporto tra i concetti di „tempo“ e di „spazio“ nella scrittura storica di Ganshof. Prendendo spunto dalle impressioni annotate dall’accademico di Gand in occasione della sua visita alla Cappella Palatina

di Aquisgrana nel 1935, il Trüper evidenzia come nella scrittura dell'allievo di Pirenne (1862–1935), il concetto di tempo fosse quello predominante, l'unico davvero in grado di offrire i punti di riferimento necessari ad una scrittura allo stesso tempo rispettosa della continuità storica e dell'ordine narrativo. A partire dalla partecipazione del medievista belga alle attività del *Comité International des Sciences Historiques*, la cui fondazione risale al 1926, è incentrata la terza parte (pp. 219–308), che verte sui rapporti intessuti a livello internazionale dallo studioso del feudalesimo con esponenti provenienti dalle nazioni che nel corso della Seconda Guerra Mondiale entreranno in conflitto tra loro. Se l'analisi della produzione scrittoria redatta nella fase precedente lo scoppio del secondo conflitto mondiale *was a beginning*, quanto scritto dal Ganshof dagli Anni Cinquanta alla sua morte, tema centrale della quarta ed ultima parte del volume (pp. 309–391), costituisce la piena maturità ed il lascito più significativo dello storico belga alle generazioni successive. Attraverso un'attenta disamina di due fotografie (schedate a p. IX) del 1959 e del 1963 ritraenti François Louis Ganshof al suo tavolo di lavoro, il Trüper ricostruisce in un quadro d'insieme i singoli dettagli che compongono l'autorappresentazione dell'attività intellettuale „propagandata“ dallo storico del feudalesimo. Dall'analisi delle foto e delle litografie poste alle spalle dello storico, fotografato all'interno del suo studio nell'atto della lettura delle fonti, le quali rispettivamente „One shows Pirenne, another one King Albert: the lares of Ganshof's working life, symbolic figures of historical time and the time of scholarly work respectively“, alla comparazione tra le bozze in francese e in inglese della seconda edizione (1944) dell'opera *Qu'est –ce que la féodalité?*, prende corpo, pagina dopo pagina, il profilo intellettuale ed umano di un umanista capace di sviluppare in una molteplicità di direzioni, dalle monografie alle dispense per gli studenti, dalle note agli interventi polemici sulla stampa periodico-divulgativa e accademica, gli insegnamenti del maestro Henri Pirenne, riassumibili in un continuo dialogo critico con le fonti e con i grandi maestri della storiografia, da Thomas Babington Macaulay (1800–1859) a Theodor Mommsen (1817–1903). A conclusione del volume, una bibliografia (pp. 393–420) composta, oltre alle già citate fonti inedite, dall'elencazione di 446 autori, alla quale segue un indice dei nomi e delle cose notevoli (pp. 421–437) dell'estensione di 773 voci, completano uno studio monografico che rappresenta, nel migliore dei modi, il livello scientifico e qualitativo raggiunto dalla teoria e storia della storiografia di area tedesca negli ultimi anni.

Marco Leonardi

Città e campagne del basso Medioevo. Studi sulla società italiana offerti dagli allievi a Giuliano Pinto, Firenze (Olschki) 2014 (Biblioteca dell'Archivio storico italiano 37), VIII, 266 pp., ISBN 978-88-222-6321-6, € 30.

La varietà dei contributi in questo volume rispecchia la varietà degli interessi del dedicatario. Le indagini di Giuliano Pinto hanno riguardato prevalentemente (sebbene non esclusivamente) la realtà socio-economica dell'Italia centro-settentrionale negli

ultimi secoli del Medioevo. Il nucleo più consistente di saggi verte proprio su questo e dà il titolo al volume. Maria Gina tempo (*Vivere ,a modo di città'. I centri minori italiani nel basso Medioevo: autonomie, privilegio, fiscalità*) si sofferma sulla subordinazione fiscale alle città dei centri minori. Lo statuto di parziale privilegio riconosciuto a questi ultimi nelle prime fasi dell'espansione territoriale fu oggetto di aspre contese tra XIV e XV secolo. Sono questi, dunque, i secoli della difesa della ,libertà' contro lo strapotere delle città e dei signori dominanti. Pur se dedicato alla storiografia primo-novecentesca anche il contributo di Francesco Pirani (*Le ,origini' dei comuni rurali nelle Marche: un tema storiografico della medievistica del primo Novecento*) mette al centro dell'indagine i piccoli centri. Fu infatti attorno allo studio delle origini dei comuni rurali marchigiani che la migliore medievistica italiana (Volpe, Caggese, Luzzatto e altri) si esercitò a riconoscere gli attori principali di quel fenomeno. Lungo questo filone di studi si muovono Piero Gualtieri (*In vista della città. Disponibilità economica e mobilità sociale nel contado pistoiese della prima metà del Duecento*) e Lorenzo Tanzini (*I contadini dell'abbazia. Proprietà agricola e società nelle terre di S. Pietro a Ruoti in Valdambra nel Trecento*). Gualtieri descrive nel dettaglio l'inurbamento di un abitante del contado pistoiese, mettendo in evidenza la vitalità economica delle valli appenniniche, laboratorio sociale non meno interessante della città. Tanzini, dopo aver indagato le modalità della produzione agricola della badia di Ruoti, basandosi su brevi ricordi che un abate affidò ai registri di amministrazione, offre un inedito scorcio delle relazioni sociali tra abbazia e dipendenti nei primi anni del Trecento. Il secondo filone riguarda la società cittadina e la sua produzione scritta. Anna Airò (*Due volte angioina. Note sulle relazioni tra la città di Taranto e i suoi signori nel XIV secolo*) si pone in ideale continuità con Maria Gina tempo. Nell'Italia regnicola, infatti, anche le città propriamente dette erano soggette a poteri territoriali. Nel caso specifico di Taranto a due enti egemonizzati dagli Angiò: il Regno e il Principato di Taranto. Airò propone una fine lettura dei privilegi conservati, attraverso i quali può essere ricostruito il dibattito politico interno alla comunità cittadina. Sempre legato all'espressione archivistica di una realtà urbana è il saggio di Antonella Moriani (*„Questo presente libro sia et esser possa consolazione de' poveri de' Christo“*). Il sistema documentario della Fraternita dei Laici di Arezzo tra XIV e XV secolo). Fin dalla metà del secolo XV la Fraternita istituì un sistema di controllo documentario „basato sulla molteplice e sincronica registrazione dei molteplici fatti amministrativi e contabili“. Il terzo e più corposo nucleo di saggi riguarda infine la società fiorentina tra il secolo XI e il Rinascimento. Maria Pia Contessa – *Il monastero di San Salvi nei suoi rapporti con la società fiorentina e con l'ordine benedettino vallombrosano (1048–1250)* – dopo aver chiarito alcuni aspetti dell'origine di questo cenobio ne descrive l'espansione patrimoniale soprattutto in relazione ai legami con le maggiori famiglie dell'aristocrazia consolare (Uberti, Giochi, Caponsacchi, Donati). Sergio Tognetti (*Nuovi documenti sul fallimento della compagnia Frescobaldi in Inghilterra*) valorizza documentazione, finora sconosciuta, rinvenuta in alcune imbreviature notarili del secondo decennio del Trecento; da essa emerge

come i Frescobaldi, grandi e ‚moderni‘ imprenditori della finanza, coordinassero la propria azione collettiva attraverso pratiche ancora intrise di una certa ritualità ‚clanica‘. Claudia Tripodi – I Cerchi tra trasmissione documentaria e oscillazioni sociali: dal „Quadernuccio“ di spese di messer Consiglio (1275–1294) ai registri di Bindaccio (secc. XV–XVI) – descrive la lunga parabola della famiglia magnatizia fiorentina: dall’ascesa rapidissima nel Duecento, all’esclusione politica e alla parziale rovina economica, alla rinnovata fortuna del secolo XV. Secondo l’autrice il riscatto della famiglia fu dovuto in buona parte al capitale immateriale fatto di *know-how* mercantile-finanziario e di memoria familiare. All’impiego di un simile capitale immateriale si dedica Francesco Salvestrini: *Fama sanctitatis* e strumentalizzazione politica dell’agiografia in età umanistica. La *Vita* del beato Orlando de’ Medici eremita († ca. 1386). La memoria di un oscuro eremita padano dalla santità incerta fu infatti usata per la glorificazione familiare prima dei Pallavicino e poi dei Medici. In chiusura del volume Veronica Vestri (Alcuni documenti ‚recuperati‘ su Bartolomeo Ammannati e lo sfruttamento delle cave della Versilia) ci riporta, attraverso il sublime dell’arte, alla dimensione materiale. Una fortunata scoperta archivistica permette, infatti, di gettare ulteriore luce sul funzionamento dell’attività di cava e sull’impiego (anche in termini di rappresentanza) dei marmi della Versilia in età medicea. Enrico Faini

Ugo Tucci, Venezia e dintorni. Evoluzioni e trasformazioni, Roma (Viella) 2014 (Deputazione di storia patria per le Venezie, Studi 6) XIII, 328 S., ISBN 978-88-6728-307-1, € 50.

Dies ist eine Gedächtnisschrift. Ugo Tucci ist am 13. März 2013 im Alter von 95 Jahren verstorben. Um den angesehenen Wirtschaftshistoriker zu ehren, hat die *Deputazione di storia patria* in Venedig, wo er zwei Jahrzehnte lang gelehrt hatte, eine Auswahl seiner Aufsätze veröffentlicht. Die Tätigkeit in einer so traditionsreichen Hafenstadt legte den Fernhandel als Untersuchungsgegenstand nahe, das hat der Vf. mit seinem theoretischen Interesse kombiniert, indem er konkrete historische Themen bearbeitete und zugleich nach den Ursprüngen des Kapitalismus forschte. An die Spitze gestellt worden ist folgerichtig der Aufsatz von 1962, in dem der Zusammenhang beleuchtet wird: Alle origini dello spirito capitalistico a Venezia: la previsione economica. In der Tat lassen sich Grundprinzipien des Kapitalismus schon früh bei den venezianischen Kaufleuten aufspüren: das von Angebot und Nachfrage bestimmte Marktgeschehen, die Verbindung von Investition und unternehmerischem Wagnis, die bei gutem Gelingen zur Grundlage von Gewinn und Kapitalakkumulation führen kann. Dass Geschicklichkeit allein ohne Glück nicht ausreichte, besonders auf hoher See, das war dem bewusst, der sein Kontobuch eröffnete mit dem Motto: *Al nome de Dio e de bon guadagno* (Giacomo Badoer). Es folgt ein Artikel von 1973, *Credenze geografiche e cartografia*: Kaufmännische Erfahrung musste durch geographisches Wissen unterstützt werden; fehlen durfte es auch nicht an präzisen Kenntnissen der

wirtschaftlichen Gegebenheiten an den einzelnen Handelsplätzen, ergänzt durch ein funktionierendes System der Nachrichtenübermittlung, damit sich die Entscheidungen zum geschäftlichen Erfolg summieren. Einzelproblemen gewidmet sind Studien über Abrechnung und Führung der Kontobücher, über die venezianischen Privatbanken und – nach Zusammenbrüchen – das vom Staat organisierte Bankgeschäft, über den Warentransport auf dem Landweg über den Predil-Pass. In anderen geht es um den Bezug von Lebensmitteln aus den Ländern der ungarischen Krone oder um die Produktion von Wein auf Kreta und den Handel damit als einem in Venedig beliebten Importgut. Neben solchen speziellen Aspekten des Fernhandels steht ein Überblick über dessen Situation in der frühen Neuzeit: *Traffici e navi nel Mediterraneo in età moderna* (1993). Dass die Venezianer regelmäßig befahrene Schiffsrouten in das östliche Mittelmeer – neben anderen Zielen – unterhielten, schuf die Gelegenheit für eine Dienstleistung besonderer Art: Pilgerreisen in das Heilige Land; der Vf. schildert die Ausgestaltung dieses Angebots im Mittelalter. Hilfreich ist eine Darstellung des Verfahrens bei der Dogenwahl, da die Absicht, Elemente des Zufalls und gezielte Entscheidung zusammenwirken zu lassen, zu überaus komplizierter Gestaltung geführt hat, so dass man es sich gar nicht leicht einprägen kann. Historiographische Untersuchungen bieten Artikel über Leopold von Ranke und Fernand Braudel. Nahe dem Schluss des Bandes wirkt der aus der Sicht des emeritierten Fachmanns verfasste Aufsatz wie die Zusammenfassung eines grundsätzlichen Anliegens: *Commercio a lunga distanza e capitalismo a Venezia* (1996–1997). Begrüßenswert sind das Personenregister und vor allem die umfangreiche Personalbibliographie, die besser als viele Worte das ehrende Gedenken wachhält.

Dieter Girgensohn

Maria Pia Alberzoni, *Santa povertà e beata semplicità. Francesco d'Assisi e la Chiesa romana*, Milano (Vita e Pensiero) 2015 (*Ordines. Studi su istituzioni e società nel medioevo europeo* 1), 308 S., ISBN 978-88-343-2819-4, € 25.

Der anzuzeigende Band vereinigt acht Aufsätze, die Maria Pia Alberzoni in den Jahren zwischen 2002 und 2012 zum Thema Franz von Assisi und die Anfänge des Franziskanerordens mit Blick auf die Rolle der Kurie publiziert hat. Es handelt sich aber nicht um einen einfachen Wiederabdruck; vielmehr wurden die Beiträge aufeinander abgestimmt und bibliographisch ergänzt. Obgleich damit noch nicht alle Wiederholungen und Überschneidungen ausgemerzt werden konnten, liest man den Band mit Gewinn. Im Zentrum steht die prekäre Situation des umbrischen Heiligen im Institutionalisierungsprozess seiner Gemeinschaft, die sich entgegen seinen Intentionen auf Druck der Kurie von einer *fraternitas* zu einem straff organisierten Orden wandelte. Ein Großteil des Bandes behandelt denn auch die Positionen, die die Päpste und Kardinäle gegenüber der rasch anwachsenden Gefolgschaft des *poverello* aus Assisi einnahmen. Die zentrale Figur im Ringen um die vom 4. Laterankonzil verlangte Einbindung dieser neuen, für die Kirche eine Herausforderung darstellenden Bewegung

in das bislang in der westlichen Christenheit praktizierte monastische Leben war der Kardinalbischof von Ostia Hugo, der von 1227 (ein Jahr nach dem Tode Franziskus') bis 1241 als Gregor XI. einer der bedeutendsten Päpste des Mittelalters war. Auf der Grundlage ihrer profunden Kenntnisse der hagiographischen und kurialen Quellen sowie der normativen Texte modifiziert die Autorin gründlich das idyllische Bild der vermeintlich engen Freundschaft zwischen dem Kardinal„protektor“ und Franz von Assisi, das Hugo selbst verbreiten ließ. Der juristisch hochgebildete Prälat drängte auf eine Verrechtlichung der Strukturen, während Franziskus bis zur Selbstaufgabe um den Weiterbestand seiner durch sein Charisma geprägten offenen Gemeinschaft in der absoluten Christusbachfolge kämpfte. Der Kirchenmann obsiegte zwar, die von Honorius III. 1223 bestätigte *regula bullata* ist aber auch Beleg dafür, dass Franziskus' charismatischen Grundwerte in einer vom obigen Konzil eigentlich nicht vorgesehenen eigenen Ordensregel einfließen konnten. Die Autorin verbindet die Etappen dieses Institutionalisierungsprozesses mit vergleichenden Beobachtungen zu den Entwicklungen im Dominikanerorden und vor allem in der Gemeinschaft der hl. Chiara von Assisi († 1253), deren dem Vorbild Franziskus' verpflichtetes „Privileg der Armut“ erst auf dem Totenbett die päpstliche Anerkennung fand. Auch im Verhältnis zu Dominikus de Guzman aus Caleruega zeigte sich der Einfluss des Kardinals Hugo als dominant. Die Autorin beleuchtet zudem die Rolle anderer Prälaten, die wie die Kardinäle Giovanni „di S. Paolo“, Niccolò da Chiaramonte und Leone Brancalione dem hl. Franziskus offenbar mit mehr Einfühlungsvermögen begegneten. An solchen Stellen erfährt der Leser auch ganz nebenbei einiges zu dem ungeheuerlichen Eindruck, den der Büsser aus Assisi und seine ersten Gefährten auf die Exponenten des päpstlichen Hofes machte, und zu den logistischen Bedingungen an der damals vom dauerndem Umherziehen geprägten mobilen Kurie im Allgemeinen.

Andreas Rehberg

Hagen Keller, *Il laboratorio politico del Comune medievale*, prefazione di Giuseppe Sergi, Napoli (Liguori) 2014 (Nuovo Medioevo 96) XVI, 387 pp., ISBN 978-88-207-6053-3, € 30,99.

Il volume, interamente in lingua italiana, è una miscellanea di nove contributi già editi in passato, otto dei quali in tedesco, e un inedito. Come scrive lo stesso Autore nell'introduzione, il tema dei Comuni cittadini italiani è uno dei preferiti della storiografia peninsulare e di quella internazionale „da più di duecento anni“ (p. 1), cioè, altrimenti detto, dai primordi di quelle prospettive e metodologie di ricerca che, costantemente aggiornate, conservano un valore ancora attuale. Si potrebbe aggiungere che il tema del Comune ha suscitato interesse non solo storiografico ma anche più ampiamente culturale nell'Italia dell'Ottocento, come uno dei tratti identificativi e identitari del Paese, anche laddove ha favorito la crescita della non meno tradizionale divisione nelle „due Italie“, quella centro-settentrionale, appunto caratterizzata

dal Comune cittadino e quella meridionale, nella quale tale esperienza non vi fu. Alla fine degli anni Sessanta, Keller si è dunque inserito nel solco di una lunga tradizione, proponendo interpretazioni che hanno potuto suscitare anche pesanti critiche ma che, certamente, non hanno mai lasciato indifferenti: infatti, l'originalità dell'analisi di Keller, sempre solidamente basata su ciò che la documentazione consente di dire, ha proposto per alcuni aspetti novità considerevoli. Uno dei tratti peculiari della sua impostazione – ma non l'unico – è la sua grande attenzione alle origini dei Comuni che, a suo parere, è da ricercarsi „nella particolarità delle strutture politiche e sociali all'interno delle quali gli ideali comunali cominciarono ad operare“ (p. 31): secondo Keller, in questa parte della penisola italiana, „il potere pubblico non si era mai identificato completamente con il dominio feudale“ (ibid.); così, nelle città la giustizia non veniva esercitata direttamente da un signore feudale o dai suoi funzionari ma da giudici riconosciuti dal re, o da suoi rappresentanti, che agivano in nome o del re stesso o del signore della città, il vescovo. Ed è proprio questa del vescovo una figura centrale nella lettura di Keller della genesi dei Comuni. Il vescovo intorno al quale le comunità cittadine della penisola si erano continuate a identificare anche nell'età tardoantica e che, nei secoli tra il IX e il X, aveva ricevuto dal re compiti e diritti sempre più importanti nell'ambito del potere pubblico cittadino. La fase precedente la vita del Comune ormai evoluto è dunque centrale nell'analisi di Keller: solo più tardi la popolazione si emancipò gradualmente dai diritti vescovili e, con il secolo XII, si trasformò nel Comune istituzionalmente maturo, con importanti prodromi, ad esempio, a Cremona o a Pavia. Questo è solo uno dei temi rispetto ai quali il contributo di Keller è stato e rimane fondamentale: un altro aspetto, non immune da critiche, è quello di una stratificazione sociale interna ai Comuni italiani centro-settentrionali che li condizionò fin dalle origini. I Comuni, per Keller, non erano appiattiti in una sola dimensione sociale, quella della nascente borghesia: in essi, lo studioso vede un ruolo importante, fin dalle origini, di una nobiltà che qui, differentemente che altrove, risiedeva nelle città, sebbene con la propria base economica e la propria origine radicata sul territorio. Ed è anche al tema del rapporto tra campagne e città che il libro dedica uno specifico capitolo, il quarto, oltre ad altri spunti e richiami in altre parti. Un altro ambito oggetto di varie pagine è la dimensione culturale e della mentalità, anche con il ricorso a fonti non scritte, come le magnifiche pitture senesi di Ambrogio Lorenzetti che rimarcano i valori cristiani su cui pure il laico potere comunale si basava. I Comuni di Keller, mossi i primi passi in una tendenza all'autonomia della gestione di ambiti del potere altrove delegati a un potere „centrale“, con particolare riferimento all'ambito giudiziale, trovano così sistematizzazione grazie a istituzioni dove si incontrano diverse esperienze, diversi ceti sociali, diversi uomini tra i quali ne vengono scelti alcuni che non sono più considerati come destinati da Dio, bensì eletti dalla comunità, senza che in tale elezione si voglia vedere una emanazione del divino, pur restando davanti ad esso la responsabilità di servire la giustizia e di assolvere le loro funzioni. Pienamente condivisibili le parole di Giuseppe Sergi, promotore di questa pubblicazione in italiano che armonizza e non compie

una semplice sommatoria di singoli contributi comparsi nell’arco di circa venticinque anni, da metà anni Settanta alle soglie del secolo XXI: „Keller, con il suo sguardo stereoscopico ... perviene a risultati originali altrimenti non conseguibili ... Con questo volume possiamo affermare che il comune non è più lo stesso: sia per i risultati già raggiunti, sia per le ulteriori prospettive di ricerca che suggerisce“ (p. XII).

Mario Marrocchi

Mario Rosa, *La Curia romana nell’età moderna. Istituzioni, cultura, carriere*, Roma (Viella) 2013 (*La corte dei papi* 24), 291 S., ISBN 978-88-6728-003-2, € 28.

Mario Rosa (* 1932) zählt zu jener überaus produktiven Nachkriegsgeneration italienischer Historiker, die im Klima einer allgemeinen geistigen Erneuerung, die sich kirchlich im II. Vatikanischen Konzil niederschlug, der Erforschung der frühneuzeitlichen Kirche und des Papsttums neue Impulse gab. Anlässlich seines 80. Geburtstags werden in dem hier angezeigten Bd. zehn, ursprünglich zwischen 1979 und 2007 erschienene Studien Rosas wiederabgedruckt. Der Aufsatzsammlung vorangestellt ist eine von zwei Schülern des Altmeisters, Marcello Verga und Maria Antonietta Visceglia, verfasste Einleitung, in der die Studien im Gesamtwerk des Jubilars verortet und in ihren jeweiligen forschungsgeschichtlichen Kontext gestellt werden (S. IX–XXIII). Es folgen unter der Überschrift „Istituzioni“ vier den institutionellen Grundlagen des frühneuzeitlichen Papsttums gewidmete Beiträge. Als äußerst lesenswert darf der erste Beitrag dieser Rubrik herausgehoben werden. Dabei handelt es sich um eine erweiterte und bibliografisch aktualisierte italienische Version des Artikels „Curie romaine (XVIe–XVIIIe siècle)“, den Rosa zum „Dictionnaire historique de la papauté“ (hg. von Philippe Levillain, Paris 1994) beisteuerte und der quasi als Originalbeitrag auch editorisch eine Sonderstellung in diesem Bd. einnimmt (S. 3–23). In angenehmer Prägnanz erläutert der Vf. hier dem Leser die fundamentalen Entwicklungen, die das System Kurie in der Zeit zwischen Trienter Konzil und Französischer Revolution durchlief. Die Beiträge II und III widmen sich der Frage, auf welche Weise es dem Papsttum gelang, unter den vom Tridentinum eingeführten Restriktionen die finanzielle Versorgung der Kurie aufrechtzuerhalten (S. 25–56, 57–99). Wie Rosa darlegt, gewannen neben den Gebühren für Ehedispense, Spolien verstorbener Bischöfe und Kloster-Kommenden vor allem Pensionen, die von den Einkünften der Bischöfe – insbesondere im Mezzogiorno – abgingen, an Bedeutung. Mithilfe solcher Pensionen, die für einen weiter gefassten Personenkreis in Frage kamen als Benefizien, ließen sich große Kardinalshaushalte und die stetig wachsende Schar von Künstlern und Gelehrten finanzieren, die der barocken Kurie ihr Gepräge gaben. Der päpstliche Nepotismus des 16. und 17. Jh., vor allem seine Überwindung durch Innozenz XII. 1692, die Rosa in die „Krise des europäischen Geistes“ (Paul Hazard) einordnet, ist das Thema des Beitrags IV (S. 101–118). Die im zweiten Block „Cultura e devozioni“ zusammengestellten Aufsätze greifen Themen der Geistesgeschichte

auf. Gegenstand sind die römische Zensur von Werken der französischen Aufklärung (S. 121–134), Prospero Lambertinis Abhandlung *De servorum Dei beatificatione et beatorum canonizatione* (S. 135–152), die römischen Akademien und die Mitwirkung kuraler Gelehrter an der transkonfessionellen *Res publica literaria* (S. 153–179, 181–199). Gerade mit Studien wie diesen, in denen Rosa den Transformationen der kulturellen Paradigmen zwischen Spätbarock und Aufklärung nachging, vollbrachte er Pionierleistungen. Indem hier die Geschichte der Kurie im 18. Jh. als Epoche einer zweiten, gegenüber der ersten, tridentinischen, gründlicheren Reform erscheint, liefert Rosa eine Alternative zu dem verbreiteten Niedergangsnarrativ. Der letzte Themenblock „Carriere e mobilità“ umfasst zwei biografische Studien: die erste zum Kardinalinquisitor Giulio Antonio Santoro und seiner „Autobiografia“ (S. 203–221), die zweite zu den Kardinälen Scipione Gonzaga und Guido Bentivoglio (S. 223–255). Sie illustrieren den bedeutenden Beitrag, den der Vf. zur „histoire des élites“ der Römischen Kurie geliefert hat. Da viele der in diesem Bd. präsentierten Forschungsgebiete bis heute – nicht zuletzt von deutschen Forschern – bearbeitet werden, liest sich diese Kompilation wie ein Querschnitt durch die gegenwärtige Historiografie zu Papsttum und Kurie in der Frühen Neuzeit. Vermisst wird ein Verzeichnis der Schriften Rosas. Ein Personen-Reg. beschließt den Bd.

Jyri Hasecker

Médecine et religion. Compétitions, collaborations, conflits (XIIe-XXe siècles), Études réunies par Maria Pia Donato/Luc Berlivet/Sara Cabibbo/Raimondo Michetti/Marilyn Nicoud, Roma (École française de Rome) 2013 (Collection de l'École française de Rome 476), 400 S., ISBN 9782728309672, € 40.

Medizin, Gesundheit, Schmerz und Religion stehen in einer besonderen Beziehung. Der vorliegende, sehr informative Band beleuchtet die komplizierten Interdependenzen vor allem im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, wobei die Akzente recht unterschiedlich gesetzt wurden. Joseph Ziegler verweist auf die medizinische Metaphorik in der mittelalterlichen Theologie und Philosophie, um dann auf interessante Details im Kriegsalltag der Kreuzritter einzugehen. Um die Grausamkeit Saladins zu erwidern (entsprechende Quellen werden heute aus Gründen der political correctness gerne übersehen) entnahmen diese 1191 vor Akko den Leichen der Gegner nicht nur byzantinische Goldmünzen, sondern, wenn wir dem Chronisten Roger von Howden folgen, auch – und zwar *usui medicinali* (bei Augenkrankheiten, vgl. Tob. 14,15) – Gallenflüssigkeit. Muslimische Tote waren – wie christliche aus muslimischer Sicht – wenig geachtet. Richard Löwenherz soll so, wenn auch unwissentlich, das Fleisch eines getöteten Sarazenen verspeist haben (Roman „Richard Coeur du Lion“, 14. Jh.)! Laurence Moulinier-Broggi erläutert dagegen die Konflikte von Klerikerärzten im 12. Jh. Die Bulle Honorius' III. von 1219 regelte deren Status und untersagte definitiv *ullam chirurgiae artem* für Geistliche, deren Hände während der Messe die Hostie berührten. Besonders herausgestellt wird das Verhältnis solcher Geistlicher zur Astrologie, die,

wie noch Petrarca im 14. Jh. spottete, ein Aushängeschild der scholastischen Medizin war. Es scheint hier keine Probleme gegeben zu haben, obgleich die Autorin noch Forschungsbedarf sieht. Chiara Crisciani analysiert den alten Menschheitstraum eines langen, gesunden Lebens. Die „Medikalisierung“ dieses Themas, ursprünglich von Philosophen und Theologen beherrscht, war nicht aufzuhalten. Der religiöse Impetus blieb im Mittelalter dennoch übermächtig, zumal man Adams Langlebigkeit mit der Tatsache in Zusammenhang brachte, daß er Früchte vom paradiesischen *Lignum vitae* gegessen hatte. Hieraus speiste sich die Idee des *humor radicalis*, der durch eine geeignete *ars vivendi* beeinflussbar schien (Giacomo da Viterbo, Arnald von Villanova u. a.). Elisa Andretta thematisiert die Alltagsmedizin bei Jesuiten und Oratorianern im Rom des 16. Jh. Deren Pragmatismus zeigte sich nicht zuletzt daran, daß die medizinische Betreuung (oft durch Ärzte, die Ordensmitglieder wurden) hoch geschätzt wurde. Bradford Bouleys Untersuchung kreist um die Verehrung und Beisetzung der Körper Heiliger. Konnte Heiligkeit vorgetäuscht sein? Seit Sixtus V. waren, um dies auszuschließen, Gutachter von außen vorgeschrieben. Von Bedeutung war vor allem, ob bei der Sektion der „Geruch der Heiligkeit“ fehlte. Das Thema berührt die Untersuchung von Vincenzo Lavagna über die „Medizin der Teufel“. Ärzte und Philosophen wie Nifo und Pomponazzi beschrieben Krankheiten, die sie Dämonen zuordneten. Die Präsenz des Teufels stand in Klöstern, Spitälern und Privathäusern selbstverständlich außer Zweifel. Vor allem Geisteskrankheiten und Epilepsie standen hier im Verdacht. Diese Beiträge werden durch Aufsätze zum Magnetismusstreit im 19. Jh. (David Armando), zum Verhalten von Ärzten und Kirchenbehörden angesichts der Wunder von Lourdes (Alessandro Di Marco), zum Aufkommen der Psychosomatik im Werk von Agostino Gemelli (1878–1959) (Agnès Desmazières), zur Haltung der Päpste zur künstlichen Befruchtung (Emmanuel Betta), zum Verhältnis von europäischer Medizin und der Heilkunst der Eingeborenen in Amerika im 16. Jh. (Manfredi Merluzzi), zu den sogenannten „Kanonisationswundern“ im 19. und 20. Jh. (Jacalyn Duffin) sowie zur Haltung der Päpste hinsichtlich neuer Reproduktionstechniken im 20. Jh. ergänzt. Hier versuchte man wohl – ungeachtet der Qualität dieser sehr informativen Beiträge – die berühmte „Aktualität“ zu sichern, die heute zunehmend als Evaluationskriterium interpretiert wird.

Klaus Bergdolt

Chiese locali e chiese regionali nell'Alto Medioevo. Settimana di studio, Spoleto, 4–9 aprile 2013, Spoleto (Fondazione Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2014 (Settimane di studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo 61), 1196 pp., ill., ISBN 978-88-6809-046-3.

Per quanto indicato degli organizzatori ed esplicitato da Michel Sot nel suo contributo, la sessantunesima settimana spoletina ha inteso sottrarre „la storia della chiesa (e delle chiese) dell'alto medioevo a una prospettiva finalistica che [desse] per scontata l'inevitabilità di quel rapporto fra papa e vescovi che conosciamo (sic!) dal

secondo medioevo in poi“ (p. 21). Dunque, nello sviluppare un tema assai dibattuto dalla medievistica in tempi recenti, cioè quello dell’organizzazione ecclesiastica nei diversi territori, l’intento era quello di privilegiare lo studio, per così dire, in sé, „della chiesa (e delle chiese)“, con chiesa/chiese scritto con lettera iniziale minuscola, scelta opinabile anche nel secondo caso, laddove la maiuscola assolverebbe semplicemente allo scopo pratico di distinguere l’edificio dall’organizzazione, dall’istituzione ecclesiastica. La Chiesa di Roma sarebbe dunque dovuta comparire, nei due tomi, a sua volta, solo nella dimensione di istituzione locale? Tale prospettiva appare però di ardua percorribilità in quanto l’intento universale risulta emergere fin dall’alto medioevo se non dal tardo antico e anzi, senza poter qui nemmeno accennare a complesse questioni esegetiche, dai testi fondativi del cristianesimo. A tale questione può affiancarsi una considerazione avanzata nel corso della stessa settimana da Cosimo Damiano Fonseca, il quale ha dichiarato che avrebbe ritenuto „più consono allo sviluppo delle istituzioni ecclesiastiche dell’Alto Medioevo parlare di Chiese locali e Chiese provinciali o metropolitiche“ (p. 115: le maiuscole, in questo caso, sono nel testo dell’intervento di Fonseca). Anche se si fosse preferito dare maggior spazio alle diverse realtà, per così dire, geografiche del bacino di irradiazione del cristianesimo, sarebbe forse stato, allora, opportuno dedicare attenzione a quelle esperienze ecclesiali che il rapporto con Roma non coltivarono, lo ignorarono o lo trasgredirono e basti pensare solo alle numerose Chiese ariane attestante nella penisola italiana o all’intreccio tra questioni locali ma anche culturali e, così, in una dimensione non più geograficamente circoscritta, nella vicenda ortodossa. Del resto, lo stesso Giorgio Otranto, cui Fonseca rivolgeva la riflessione sopra rammentata, nella sua relazione ha offerto spunti per ritenere effettivamente utile e percorribile la prospettiva che si potrebbe forse definire „territoriale“: in tale alveo ben si inseriscono le forze centrifughe e centripete rispetto a Roma che certo non mancarono fin dai primi secoli del cristianesimo e che furono un fattore importante anche dello sviluppo delle varie dimensioni locali. I due volumi della settimana spoletina del 2013 contengono lezioni di grande interesse ma l’insieme viene forse intaccato in qualche misura proprio dalla percezione di un’incertezza di fondo nell’impostazione: se talvolta prevale un’impostazione più seccamente storico-istituzionale, o anche storico-religiosa, in altri casi è più marcata una prospettiva che si potrebbe definire storico-sociale, più slegata dalle sorti pieno medievali della Chiesa di Roma e, comunque, più aderente con quanto si voleva programmaticamente percorrere. Se non è questa la sede per entrare nello specifico di ciascuna lezione, non è possibile neppure ragionare ulteriormente sulla proposta di Fonseca. Di essa si vuole almeno rimarcare il pregio di un’individuazione tematica più legata alla terminologia propria dell’istituzione ecclesiastica e con la quale la storiografia ha una pluridecennale dimestichezza: ciò avrebbe potuto forse contribuire a rendere più coeso il risultato finale di questa ulteriore settimana spoletina che purtroppo, come molte altre iniziative editoriali dell’era digitale, soffre pure del dilagare di refusi, di errori di battitura – per i quali ci si limita qui all’esempio posto in apertura – e di incoerenze editoriali che non si addicono a una pubblicazione di rilevanza assoluta.

Mario Marrocchi

Architettura dell'XI secolo nell'Italia del Nord. Storiografia e nuove ricerche (Pavia 8–10 aprile 2010. Convegno Internazionale), a cura di Anna Segagni Malacart e Luigi Carlo Schiavi, Pisa (Edizioni ETS) 2013, XV, 597 pp., ill., ISBN 978-884673509-6, € 40.

Il volume raccoglie gli atti di un convegno internazionale svoltosi a Pavia nel 2010 a conclusione del progetto biennale di ricerca „Per una nuova Lombard Architecture“. Tale progetto, avviato nel 2007, prevedeva il compimento dell'edizione critica e del catalogo dei monumenti architettonici nell'Italia del Nord nei secoli XI e XII, con una particolare attenzione al primo che, come i risultati del libro confermano, si è rivelato come una fase estremamente feconda. Le cattedre di Storia dell'arte medievale delle Università degli Studi di Pavia, Milano e Udine hanno lavorato inserendosi nel solco di illustri predecessori, a partire dall'americano Arthur Kingsley Porter evocato dal titolo stesso del progetto, per la sua monografia *Lombard Architecture* di circa cento anni fa, opera che non cessa di essere punto di riferimento, sebbene aggiornata sotto vari aspetti. L'area dell'Italia del Nord non risulta come chiusa in se stessa: dai contributi dei diversi autori essa appare, al contrario, in stretto dialogo con i territori oltre le Alpi, a nord, e con quelli a sud degli Appennini, come mostra la circolazione di modelli e di soluzioni. Inoltre, l'approccio interdisciplinare, nella compresenza di archeologi e di storici dell'arte, è stato un ulteriore valore aggiunto del progetto. Alla luce delle informazioni offerte dalle letture di vari monumenti presentati nel corso del convegno, cittadini e rurali, il secolo XI risulta sì una fase di rinascita ma non, come una certa rigidità interpretativa del passato aveva proposto, in quanto momento isolato, successivo ad una fase oscura. L'immagine di Rodolfo il Glabro dell'Europa che viene ammantata di bianche chiese va estesa oltre il momento dell'anno Mille: il secolo XI risulta essere un'epoca di cerniera tra prodromi e sviluppi successivi. Il romanico, nell'ambito storico-artistico, è fenomeno complesso e articolato in più fasi; del resto, la stessa epoca che da tale matrice artistica prende il nome, abbraccia un ampio arco di decenni tra la fine del X e gli inizi del XIII secolo. Come committenti e promotori di cantieri più e meno grandi, risultano attivi personaggi che rivestirono un ruolo importante anche nelle vicende generali di quei decenni e che, dunque, appaiono così con un profilo più completo. In uno studio rivolto alle emergenze architettoniche, l'interdisciplinarietà può utilmente estendersi a diverse branche della storia che si occupano di economia, società, istituzioni, ordini religiosi, cultura scritta: seguire le vicende della costruzione di chiese e monasteri tra città e territori può divenire un percorso di ricerca utile per conoscere lo sviluppo degli insediamenti, delle reti viarie, delle dinamiche demografiche, delle direttrici culturali. Anche per gli storici, dunque, il volume offre numerosi spunti di interesse nelle sue quasi seicento pagine, un terzo circa delle quali sono occupate da un ricco apparato iconografico, cui si aggiungono sedici tavole a colori. Un libro, in conclusione, densissimo, robusto e coerente, pur nella inevitabile diversificazione interna prodotta dalla molteplicità di contributi. Le note dolenti espresse dai curatori sono, invece, sulle prospettive

di crescita del progetto: se il piano iniziale del 2007 poteva essere eccessivamente ambizioso ed ampio, i limiti dell'attuale sistema universitario italiano rendono quasi irrealizzabile anche una più circoscritta ricerca di gruppo, articolata tra più centri di indagine.

Mario Marrocchi

Schiavitù e servaggio nell'economia europea, secc. XI–XVIII. Atti della „Quarantacinquesima Settimana di Studi“, 14–18 aprile 2013 = *Serfdom and Slavery in the European Economy, 11th–18th Centuries*, a cura di Simonetta Cavaciocchi, Firenze (Firenze University Press) 2014 (Atti delle „Settimane di Studi“ e altri Convegni 45), 2 Bde., IX, 727 S., ISBN 978-88-6655-561-2, € 65.

Jüngst verwiesen Studien auf die Notwendigkeit, eine vergleichende Debatte über die Formenvielfalt vormoderner Servilität zu führen. Sich des anspruchsvollen Forschungsdesiderats angenommen zu haben, stellt bereits ein der Hg. und den AutorInnen zuzusprechendes Verdienst dar. Die zwei Bände sind das Resultat einer 2013 an der Fondazione Istituto Internazionale di Storia Economica „F. Datini“ (Prato) veranstalteten *settimana di studi*, deren Verlauf sich in der Gestaltung des Sammelbands – von der Abschnittseinteilung bis zum Vortragswortlaut einiger Texte – widerspiegelt. Wenngleich sich über die Nützlichkeit des Vortragsstiles mancher Beiträge diskutieren ließe, ist vor allem die geografische Reichweite der versammelten Studien hervorzuheben. Sie untersuchen servile Arbeits- und Lebensformen von Katalonien bis zum Baltikum, Polen, Ungarn und Russland, von Dänemark bis Italien und zur nordafrikanischen Küste. Erfreulich ist ebenso, dass einige Beiträge die europäische Partizipation am globalen Sklavenhandel – etwa der Niederländischen Ostindien-Kompanie in Asien oder die iberische Präsenz asiatischer und südamerikanischer Sklaven – herausarbeiten. Dennoch drängt sich schnell der Eindruck auf, dass es sich eher um eine Auflistung von Regionalstudien handelt, die *schiavitù* und *servaggio* parallel thematisieren, statt um Studien, die sich derer Widersprüchlichkeit und Überschneidungen vergleichend annehmen. Entsprechend betont Markus Cerman in seiner Schlussbetrachtung zurecht, dass es nach wie vor einer konsequent komparatistisch verfahrenen Zusammenschau ermangele. Dass dieser Befund konzeptioneller Natur ist, wird bereits darin ersichtlich, dass auch die kurze Einleitung einen solchen Anspruch nicht umzusetzen im Stande ist. Außerdem tradiert der Fokus auf Institutionen (!) ‚unfreier Arbeit‘ mitunter Wirtschaftsnormen und Freiheitskonzeptionen. Einige Beiträge richten sich zwar explizit gegen damit einhergehende Ost-/Westzuschreibungen, jedoch wäre es genauso wichtig gewesen, die Implikationen ‚Europas‘ konsequenter im Hinblick auf Sklaverei, Abolition und Knechtschaft zu problematisieren und so das Osmanische Reich, den Balkan und Adriaraum stärker einzubeziehen. Wenn semantische *pre-concepts* vorbildlich in das Blickfeld geraten (*khology*, *urbarialis*), so ist es umso bedenkenswerter, dass einige Übersetzungen terminologisch variieren (z. B. Leibeigenschaft, 33, 144). Für die Leserschaft sind

zudem häufige Druckfehler, typografische Ungenauigkeiten und vereinzelt fehlende Abstracts störend. Positiv hervorzuheben sind die inhaltlichen Widersprüche einzelner Beiträge etwa zur *second serfdom* und zur Rolle der Pest bei spätmittelalterlichen Transformationen serviler Arbeitsformen. Einerseits verdeutlichen sie, dass Großnarrative (etwa vom ‚Niedergang der Sklaverei‘) häufig in auf Ideen und Normen fokussierten Studien anzutreffen sind, wohingegen der Blick auf alltägliche Sklavereipraktiken (*slaving*) sie zu widerlegen vermag. Das Plädoyer für weitere Mikrostudien und gegen dichotomische Generalisierungen ist daher nachdrücklich zu unterstreichen, um der Präsenz serviler Arbeit in städtischen Haushalten, im Handwerk, auf Galeeren und auf dem Land gerecht zu werden, was die Bedeutsamkeit von Servilität als vormoderne Gesellschaften grundlegend strukturierenden Faktor veranschaulicht. Andererseits zeigen besagte Widersprüche die Vielfalt aktueller Wissenschaftsdebatten auf, deren gesellschaftlicher Relevanz die Publikation löblich Rechnung trägt, wenn der Fokus vom 11. zum 18. Jh. mit einem Ausblick auf die heutige Zeit endet.

Stefan Hanß

Pasquale Favia/Hubert Houben/Kristjan Toomaspoeg (a cura di), *Federico II e i cavalieri teutonici in Capitanata. Recenti ricerche storiche e archeologiche. Atti del convegno internazionale (Foggia, Lucera, Pietramontecorvino, 10–13 giugno 2009)*, Acta Theutonica 7, Galatina (Congedo) 2012, 602 S., Abb., ISBN 978-88-8086-98-87, € 45.

Die Capitanata, jene historische Landschaft zwischen den Flüssen Ofanto und Fortore, die einst einen der Ausgangspunkte der normannischen Eroberung Apuliens bildete, erfreute sich der besonderen Gunst des Hohenstaufen Friedrich II. Bereits im ersten Jahr nach seiner Kaiserkrönung (1220) ist der junge Monarch in Foggia bezeugt, das er fortan zu seinem bevorzugten Residenzort in der Region erkor. Im Gefolge und mit tatkräftiger Unterstützung seines kaiserlichen Gönners konnte auch der Deutsche Orden, dessen Hochmeister Hermann von Salza enge Beziehungen zu Friedrich unterhielt, seinen Besitzstand in Apulien im Allgemeinen, insbesondere aber in der Capitanata beträchtlich vermehren. Anders jedoch, als der Titel des reich illustrierten Bandes aus der Reihe „Acta Theutonica“ suggeriert, ist das Verhältnis des Hohenstaufen zum Deutschen Orden in der Capitanata keineswegs Gegenstand aller, ja nicht einmal der Mehrheit der darin versammelten Beiträge einer internationalen Tagung, die im Juni 2009 in Foggia, Lucera und Pietramontecorvino abgehalten wurde. Vermag das Buch mithin einerseits den durch seine Herausgeber formulierten Anspruch nur zum Teil einzulösen, so wartet der in die Sektionen Geschichte und Archäologie gegliederte Tagungsband auf der anderen Seite mit einem abwechslungsreichen Kaleidoskop ertragreicher Forschungen auf, die instruktive Einblicke in die schriftliche wie erdgebundene Überlieferung einer Region gewähren, die deutschen Historikern vor allem aus den Arbeiten Eduard Sthamers zu den Kastellbauten Friedrichs II. und Karls I.

von Anjou in Unteritalien vertraut sein dürfte. Nach einer den Forschungsgegenstand der Tagung umreißenden allgemeinen Einführung von Cosimo Damiano Fonseca eröffnet Jean-Marie Martin, ausgewiesener Kenner Apuliens, die Sektion Geschichte mit einer grundsätzlichen Betrachtung über das Verhältnis Friedrichs II. zur Capitanata sowie die administrativen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen, denen die Region während seiner Regentschaft ausgesetzt war. Giancarlo Andenna widmet seinen Beitrag den Gemeinwesen in der Capitanata, wobei er die Rivalität zwischen dem alten Bischofssitz Troia und Foggia sowie die Festung Lucera, in die Friedrich die letzten der auf Sizilien verbliebenen Muslime deportieren ließ, in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt. Der Grazer Historiker Georg Vogeler analysiert anhand der schriftlichen Überlieferung die Art und Weise, wie der stauische Landesherr mit politischen Mandatsträgern, dem Klerus oder seinen Untertanen in der Capitanata kommunizierte. Pasquale Corsi unterzieht die Beziehungen Friedrichs II. zu Foggia während der Herrschaft des Hohenstaufen einer kritischen Bestandsaufnahme und entwirft dabei ein differenziertes Bild der Rolle Foggias im politischen Kalkül des Puer Apuliae. Das von seinen Auseinandersetzungen mit dem Papsttum überschattete Verhältnis des Staufers zu Klerus und Kirche in der Capitanata beleuchtet Francesco Panarelli. Die Geschichte der Niederlassungen des Deutschen Ordens in Belvedere (Apricena) und Foggia von deren Anfängen in stauischer Zeit bis weit in das 15. Jh. hinein ist Gegenstand der Abhandlung von Hubert Houben. Mit der Rolle und Bedeutung der Besitzungen aller drei großen Ritterorden (Templer, Johanniter, Deutscher Orden) in der Wirtschaftsstruktur der Capitanata befasst sich der von bemerkenswerter Sachkenntnis zeugende Beitrag des estnischen Historikers Kristjan Toomaspoeg. Überzeugen kann vor allem seine These, dass es sich bei der von Friedrich II. verfügten und im Quaternus de excadenciis ausführlich dokumentierten Beschlagnahme von Gütern der großen Ritterorden offenbar nicht so sehr um eine Repressalie als in den meisten Fällen vielmehr um eine in Usurpation oder der Verweigerung oder Nichtleistung von auf den Gütern lastenden Lehensdiensten gegenüber der Krone begründete Rückforderung gehandelt habe. Mariella Intini knüpft mit ihren Ausführungen zu den Familiaren des Deutschen Ordens in der Capitanata an eine größere Arbeit an, die zwischenzeitlich ebenfalls in der Reihe der „Acta Theutonica“ erschienen ist (Mariella Intini, „Offero me et mea“. Oblazioni e associazioni all'Ordine Teutonico nel baliato di Puglia fra XIII e XV secolo, Acta Theutonica 8, Galatina 2013). Mit einem Überblick über die Präsenz von Mönchs- und Ritterorden iberischer Provenienz in der Capitanata im 13. und 14. Jh. beschließt Elena Bellomo die Sektion Geschichte. Die nun folgenden Beiträge der Sektion Archäologie umfassen vorrangig Grabungs- und Werkstattberichte zu ausgewählten Fundstätten im Erdreich, zuweilen angereichert mit ausführlichen Erläuterungen zu Methodologie und technischer Ausstattung der Grabungsteams, sowie über eine Reihe von Profan- bzw. Sakralbauten in der Capitanata. Hierunter fallen auch zwei Untersuchungen zu archäologischen Befunden im Bereich der früheren Landkommenden des Deutschen Ordens bei Corleto und Cerignola (Torre Alemanna) von Pasquale Favia,

Roberto Goffredo und Austacio Busto. Beschlossen wird der Tagungsband durch ein ausführliches Personen- und Ortsregister. Wer sich aufgrund des Titels eine etwas intensivere Auseinandersetzung mit dem nicht immer konfliktfreien Verhältnis des Deutschen Ordens zu Friedrich II. erwartet hätte, mag das Buch nach vollendeter Lektüre mit der Erkenntnis zur Seite legen, dass die Zahl derjenigen Historiker (und Archäologen), die sich mit der Geschichte der Besitzungen des Ordens in Unteritalien befassen, nach wie vor eine sehr begrenzte ist. Es ist das Verdienst von Hubert Houben, hier in den letzten Jahren erfolgreiche Nachwuchsarbeit geleistet zu haben. Gleichwohl gewährt der Band Einblicke in Geschichte und Archäologie einer Region, die in der Forschung hierzulande ganz offensichtlich zu Unrecht ein Schattendasein führt. Darauf aufmerksam zu machen, ist den Autoren des vorliegenden Buches in hervorragender Weise gelungen.

Jan-Erik Beuttel

Maria Magdalena Rückert (Hg.), Das „Virtuelle Archiv des Deutschen Ordens“. Beiträge einer internationalen Tagung im Staatsarchiv Ludwigsburg am 11. und 12. April 2013, Stuttgart (Kohlhammer) 2014, 134 S., Abb., ISBN 978-3-17-024674-4, € 15.

Als Napoleon 1809 die Auflösung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten verfügte, war auch das Schicksal des Deutschordensarchivs in Mergentheim besiegelt: Der Mergentheimer Hauptvertrag (1815) sah die Verteilung der Archivbestände an die neuen Rechtsträger vor. Die nun einsetzende Zersplitterung des Deutschordensarchivs stellt die Forschung bis heute vor große Probleme. Der vorliegende Band geht auf eine internationale Tagung im Staatsarchiv Ludwigsburg zurück. Ziel der Tagung war es, die Möglichkeiten der digitalen Aufbereitung, virtuellen Zusammenführung und Zugänglichmachung der verstreuten Deutschordensbestände zu diskutieren. Der Fokus der Tagung wurde über das ehemalige Mergentheimer Archiv hinaus erweitert, so dass auch die Überlieferung des Deutschen Ordens in Preußen, Polen und dem Mittelmeerraum einbezogen wurde. Der Tagungsband vereint elf Beiträge. Eingeleitet wird er durch einen Beitrag von Maria Magdalena Rückert (S. 6–14) über das Schicksal der Mergentheimer Bestände und den Stand der (digitalen) Erschließung. Karl Heinz (S. 15–18) stellt die virtuelle Urkundensammlung auf der Internetplattform *Monasterium.net* vor, die sich auf die Darstellung und Bearbeitung von Urkunden über das Internet spezialisiert. Georg Vogeler (S. 19–35) zeigt das Potential einer digitalen Diplomatik des Deutschen Ordens auf und plädiert für eine provenienzübergreifende virtuelle Zusammenführung der Deutschordensurkunden auf *Monasterium.net* und weist in diesem Zusammenhang auf die Erweiterungsmöglichkeiten der Plattform hin. Jörg Seiler (S. 36–56) zeichnet das Schicksal der Deutschordensbestände aus Mergentheim seit 1809 nach und liefert in zwei Anhängen einen detaillierten Überblick über die Aufteilung der Archivalien und ihre heutigen Standorte. Udo Arnold (S. 57–65) schildert die wechselhafte Geschichte des Deutschordensarchivs von den Anfängen in Akkon und Montfort bis zur Zusammenführung verschiedener Bestände

im Zentralarchiv des Deutschen Ordens in Wien. Dabei weist er auf die Notwendigkeit der Tiefenerschließung und Aufbereitung der Wiener Bestände in Form von Regesten parallel zur digitalen Erfassung hin. Francesco Roberg (S. 66–74) berichtet über die Erfahrungen mit der Digitalisierung von Urkunden am Beispiel der Urkundenabteilung des Hessischen Staatsarchivs Marburg. Helmut Flachenecker (S. 75–81) stellt die in Würzburg im Aufbau befindliche Forschungsstelle zur Geschichte des Deutschen Ordens vor. Hervorzuheben sind die Beiträge, die sich überwiegend mit der mittelalterlichen Überlieferung des Deutschen Ordens befassen, die gleichzeitig die europäische Dimension des Deutschen Ordens deutlich vor Augen führen: Janusz Tandecki und Andrzej Radziwiński (S. 82–92) stellen die Archivalien des Deutschen Ordens in den polnischen Archiven in Allenstein, Danzig, Krakau, Thorn und Warschau vor, während Jürgen Sarnowsky (S. 93–105) über die zentralen Bestände des Ordens bis 1525 im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin berichtet. Im Anschluss stellt Joachim Laczny (S. 106–112) das „Virtuelle Preußische Urkundenbuch“ vor. An dieser Stelle hätte ein Beitrag zu den Archivalien des livländischen Ordenszweiges in den lettischen und estnischen Archiven (Riga, Tallinn) und den dortigen Stand der Digitalisierung den Themenkomplex abgerundet. Der verstreuten Deutschordensüberlieferung in den italienischen Archiven ist der letzte Beitrag von Kristjan Toomaspoeg (S. 113–128) gewidmet. Der Tagungsband gibt einen höchst interessanten Einblick in die digitale Diplomatie des Deutschen Ordens und zeigt die Perspektiven eines virtuellen Archivs des Deutschen Ordens auf. Gleichzeitig verdeutlichen die Beiträge auch den unterschiedlichen Erschließungsgrad der Deutschordensüberlieferung, was die systematische virtuelle Zusammenführung der Bestände erschwert.

Remigius Stachowiak

L'Ungheria angioina, a cura di Enikő Csukovits, Roma (Viella) 2013 (Bibliotheca Academiae Hungariae. Studia 3), 342 pp., ISBN 9788867281763, € 28.

Il volume, curato da Enikő Csukovits, studiosa tra le più attente nell'approfondire le ricerche sulle relazioni politiche ed economiche tra i diversi regni della casa d'Angiò, raccoglie nove saggi di studiosi ungheresi intorno ad alcuni aspetti della dominazione angioina in Ungheria durata circa un secolo. La diversità dei temi trattati – dalla crisi del potere reale in Ungheria tra XIII–XIV secolo, alla struttura politico e sociale del regno in epoca angioina, all'uso e alle trasformazioni delle diverse sedi reali, per arrivare all'esame della nascita dell'Ordine di San Giorgio e terminare con una panoramica dell'araldica angioina – cerca di colmare un vuoto lasciato dalla storiografia medievistica italiana che negli ultimi anni ha dedicato poco spazio al ramo ungherese di una dinastia tra le più importanti dell'Europa medievale. La curatrice sia nell'introduzione al volume, che nel capitolo da lei dedicato alle „innovazioni istituzionali e ai loro parallelismi napoletani“ tenta argutamente di superare l'arcaica interpretazione storica della presenza di un modello napoletano dietro ogni innovazione ammini-

strativa realizzata nel regno ungherese. La scrupolosa comparazione delle istituzioni centrali dei due regni, quali la corte, l'amministrazione della giustizia e l'organizzazione della cancelleria evidenziano, difatti, l'assenza di una sostanziale somiglianza tra la realtà napoletana e quella ungherese, a differenza di quanto accadde nel Regno di Sicilia che assimilò molto dal Regno di Francia. Furono gli Arpad, e non gli angioini a organizzare le strutture politiche, sociali e territoriali dell'Ungheria, secondo quanto descritto nel capitolo di Pal Engel. Lo studioso propone un modello di lettura della società ungherese, dove il gran potere del re è basato sui possedimenti enormi della corona e „la sua base sociale è la nobiltà di corte che si distingue nettamente da quella delle campagne sia a livello di ruolo politico che a livello di valori“. L'analisi dell'evoluzione delle contee – principali distretti amministrativi ungheresi fin dall'undicesimo secolo – studiata da István Tringli per l'intero medioevo, corrobora l'idea di una continuità tra le strutture create dagli Arpad e quelle del periodo angioino, pur evidenziando la non uniformità nell'organizzazione territoriale dell'intera Ungheria che cambierà solo nella seconda metà del XV secolo. Altre ricerche proposte nel saggio di Richárd Horváth sono centrate sulle strutture castellari in epoca angioina. Lo studioso approfondisce il ruolo dei governatori delle contee, nominati dal re, che avevano il controllo di tutti i castelli del loro distretto e la supremazia su tutti i proventi ricavati. La distinzione tra castelli reali, ecclesiastici e privati offre una visione complessa, ma ben articolata, del controllo del territorio da parte della dinastia francese che, attraverso una politica di distruzione di alcuni castelli in mano ai nemici, di riappropriazione dei beni ecclesiastici alla morte dei vescovi, e infine di costruzione di nuovi castelli, portò Carlo I al possesso del 60% delle strutture castellari presenti nel regno facilitando così il controllo dell'intero territorio. Allo stesso sovrano si deve la prima grande riorganizzazione della politica economica della corona, Carlo modificò, infatti, il sistema camerale con la creazione di nuovi centri camerari con le rispettive zone di competenza. Creò un sistema fiscale che prevedeva ad esempio una tassazione diretta sulle abitazioni e non sulle famiglie, una tassa richiesta ai passaggi della dogana era prevista per le persone e non per le merci e infine introdusse il monopolio dei metalli preziosi che generò grandi entrate nelle casse della corona. Due interessanti saggi dedicati uno alla creazione da parte degli angioini dell'ordine cavalleresco di san Giorgio di Enikő Spekner e il secondo a cura di György Rácz sull'araldica di età angioina, insieme con un'istruttiva appendice cartografica chiudono l'interessante libro.

Gemma Colesanti

Lauree. Università e gradi accademici in Italia nel medioevo e nella prima età moderna, a cura di Anna Esposito e Umberto Longo, Bologna (CLUEB) 2013 (Centro interuniversitario per la storia delle università italiane. Studi 22), ISBN 978-88-491-3853-5, 150 S., € 28.

Der vorliegende Aufsatzband vereint acht Beiträge einer Tagung zu Universitäten und akademischen Graden im Italien der Mittelalters und der Frühen Neuzeit, organisiert vom Dipartimento di Storia, Culture, Religioni dell'Università „La Sapienza“ in Rom im Dezember 2011. Anlaß war die Emeritierung von Professor Carla Frova, die sich in zahlreichen Arbeiten um die Erforschung der Universitätsgeschichte verdient gemacht hat. Diesem Untersuchungsfeld sind daher auch die Beiträge gewidmet. Michael Matheus illustriert anhand von drei Gelehrten aus dem Reich, wie detailreich die kurialen Registerserien Auskunft über die Aktivitäten der Kleriker geben, die aus den unterschiedlichsten Gründen nach Rom reisen und ihren Aufenthalt dort zu Studium und Promotion nutzen. Diese Überlieferung kann die fehlenden Quellen der beiden römischen Universitäten zu einem gewissen Teil kompensieren. Der Beitrag schließt mit der Transkription der Supplik des Johannes Gleser um Promotion zum Lizentiat im kanonischen Recht durch Coronatus Planca. Die folgenden zwei Beiträge stellen die normativen Quellen der Universitäten Pavia und Perugia dem überlieferten Schriftgut gegenüber und skizzieren die Geschichte der Dokumentation der jeweiligen Institutionen. Paolo Rosso rekonstruiert eine Typologie der Schriften des *Studium generale* von Pavia und konfrontiert diese mit Stichproben aus den überlieferten Akten der Kanzlei, den *universitates scholarium* und den Doktorenkollegien, um den Einfluß von Wandlungen des politischen Umfeldes auf die Verschriftlichung der Institutionen zwischen dem 14. und 16. Jh. zu untersuchen. Stefania Zucchini konfrontiert die päpstlichen Privilegien, die von der Kommune Perugia als Träger des *studium* erlassenen Regelungen und die Statuten der Doktoratskollegien mit den *acta graduum* in Bezug auf die Herkunft und Qualifikation von Doktoren und Studenten, und kann den Einfluß der Regionalisierung des 16. Jh. auf die Zahl und die Herkunft der Promovierten aufzeigen. Andreas Rehberg gewährt uns einen Einblick in die Praxis der Ernennung der Pfalzgrafen durch die Päpste von Sixtus IV. bis Leo X., die in der Mehrzahl von der Verleihung des *ius doctorandi* sehr gezielt und restriktiv Gebrauch machten. Am Beispiel der Promotionen des Pfalzgrafen Melchior Baldasini kann Rehberg nicht nur das Promotionsverfahren unter der Leitung des *comes palatinus* nachzeichnen, sondern auch anhand von Profilen der Promovierten nachvollziehen, für welche künftigen Gelehrten dieser Weg der Graduierung von Interesse war. Die minutiöse Suche nach päpstlichen Dispensen für Doktorpromotionen jüdischer Mediziner führt Michele Luzzati zu dem Ergebnis, daß sie sich, entgegen der verbreiteten, auf älteren Arbeiten fußenden Ansicht, nicht vor dem 16. Jh. nachweisen lassen. Um die Hintergründe einer medizinischen Promotion in Rom im Januar 1514 dreht sich der Beitrag von Anna Esposito. Möglicherweise fand sie außerhalb des regulären, von den Doktoren des medizinischen Kollegiums der Sapienza gepflegten

Graduierungsverfahrens statt. Der Beitrag umfaßt den transkribierten Promotions-text. Ferdinando Treggiari erweitert unsere Kenntnisse über den Legisten Bartolo di Sassoferrato anhand zweier ihm zugeschriebenen Promotionsreden, deren größter Wert in der Charakterisierung der Auseinandersetzung seiner Zeit mit dem Zivilrecht liegt. Im letzten Beitrag des Bandes öffnet Gian Paolo Brizzi den Blick auf das ganze Italien in der Frühen Neuzeit und die Mobilität europäischer Studenten. Er untermauert, ergänzt durch Karten und Tabellen, die Ergebnisse der jüngeren Forschung zur *peregrinatio academica* und die Bedeutung der hohen Schulen südlich der Alpen. Der Band schließt mit einer kommentierenden und einordnenden Zusammenfassung der mit den Beiträgen geehrten Carla Frova. Die Leitfragen betreffen Natur und juristisches Fundament des Dokortitels: *dignitas* oder *officium* und seine Abhängigkeit von den zwei Universalmächten Papst und Kaiser. Weiter illustrieren die Abhandlungen einerseits die Mannigfaltigkeit der Quellen und Überlieferungszusammenhänge, aus denen sich Informationen zu den Graduierungen gewinnen lassen und andererseits die Spannweite der Wege zum Doktorat, die einer je eigenen regulierenden Systematik folgen. Dies weist voraus auf die Zeit, in der mit den Jesuiten und anderen Doktorenkollegien außeruniversitäre Institutionen das Promotionsrecht erhalten.

Suse Andresen

Sprachliche Aspekte des Reisens in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Matthias Schulz unter redaktioneller Mitarbeit von Peter Hinkelmanns, Wiesbaden (Harrassowitz) 2014 (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 13), 184 S., Abb., ISBN 978-3-447-10050-2, € 30.

Reisen war in der Vormoderne mit ihren spezifischen Infrastruktur- und Kommunikationsbedingungen nicht allein mit sprachlichen, sondern oft auch mit kulturellen Fremderfahrungen und Translationsleistungen verbunden. Es stellte für Reisende aller sozialen Schichten (innerhalb Europas ebenso wie im Kontakt zur außereuropäischen Welt) eine besondere kommunikative Herausforderung dar. Insofern ist es sehr zu begrüßen, dass sich ein jüngst publizierter Sammelband der sprachlichen Aspekte von Reisen in der Vormoderne annimmt. Den Anlass dazu bot eine im November 2011 in Bayreuth ausgerichtete Tagung mit einer begleitenden Ausstellung zum Thema „Sprache unterwegs. Verständigung auf Reisen 1500–1800“. Neben der Einführung von Matthias Schulz umfasst dieser Band acht Beiträge, von denen vier im Wesentlichen auf der Quellengrundlage von Reiseberichten oder Itineraren beruhen. Darunter befinden sich zwei mediävistische Studien: Peter Bruns untersucht das Itinerar des Franziskaners Wilhelm von Rubruk über seine Reise von Konstantinopel zu den Mongolen als Quelle zum Dolmetscherwesen in der Mitte des 13. Jh.; Gerhard Diehl befasst sich anhand der Analyse eines Corpus von 150 Texten mit dem Adjektivgebrauch in deutschsprachigen Reiseberichten des Spätmittelalters. Unter den beiden frühneuzeitlichen Beiträgen ist der souveräne und höchst anregende Überblick Mark

Häberleins über die in Berichten des 16. und 17. Jh. von vier ausgewählten deutschen Orient- und Asienreisenden geschilderten Situationen des Sprachkontakts hervorzuheben. Barbara Kaltz widmet sich dem Reisebericht „Séjour de Paris“ von Joachim Christoph Nemeitz aus dem Jahre 1718 als Quelle zur Geschichte des Fremdsprachenlernens. Zwei weitere Aufsätze befassen sich mit Sprach- und Lehrbüchern. In einem sehr detaillierten und präzisen Beitrag, der einschließlich seiner Tabellen und Abbildungen ein Viertel des Sammelbandes umfasst, widmet sich Christine Ganslmayer dem Sprachmeister Juan Angel de Sumarán und insbesondere der Werkkonzeption seiner von 1617 bis 1665 erschienenen Sprachlehrwerke zum Deutschen, Spanischen, Italienischen, Französischen und Lateinischen. Helmut Glück behandelt die Reiseform der Kavaliereise (oder Grand Tour) als Lerngegenstand in frühneuzeitlichen Sprachlehrbüchern. Neben Sprachmeistern, Adligen, Klerikern und Kaufleuten werden in diesem Sammelband auch andere soziale Gruppen thematisiert, wobei ein Beitrag aus der Feder von Martin Behr mit dem frühen Buchdruckergewerbe einen besonders interessanten Fall der Handwerkermigration in den Blick nimmt. Behr untersucht näherhin die Mobilität im Buchdruckergewerbe des ausgehenden 15. und des 16. Jh. und fragt dabei nach dem Einfluss dieser Wanderungsbewegungen auf sprachliche Vereinheitlichungsprozesse im Frühneuhochdeutschen. Schließlich nimmt Konrad Schröder anhand des „Iter Litterarius“ fremdsprachendidaktische Aspekte des Reisens im Sinne einer nicht nur sprachlichen, sondern auch kulturellen Grenzüberschreitung und damit verbundene Bildungskonzepte ins Visier. Bei unterschiedlicher Qualität im Einzelnen vermögen die vorgelegten Beiträge insgesamt zu überzeugen. Sie erweisen sich als sachlich im Wesentlichen sehr zuverlässig (allerdings waren Besançon, Dôle und Metz im 15. Jh. staatsrechtlich noch keine „französischen“, S. 88, sondern allenfalls französischsprachige Städte, die „Lettres Galantes“ von Madame Du Noyer erschienen 1707 nicht zuerst in „Köln“, S. 151, Anm. 42, denn dahinter steht mit Pierre Marteau eine allgemein bekannte, im 17. und 18. Jh. höchst beliebte, fingierte Verlagsadresse). Die Aufsätze bieten zu einem guten Teil tatsächlich neue Forschungsergebnisse beziehungsweise tragen zur Korrektur früherer Forschungsmeinungen bei. Allerdings fehlt eine systematische Hinführung, die angesichts der Unterschiedlichkeit der behandelten Themen sehr wichtig gewesen wäre, ebenso wie ein Fazit, das die diversen Einzelresultate in übergreifende Forschungskontexte zu stellen vermöchte. In einem zwei Seiten umfassenden Vorwort des Hg. werden Anlass und Thema des Bandes kurz umrissen. Anstelle einer veritablen Einleitung ist den Einzelstudien der von Matthias Schulz 2011 in Bayreuth zur Ausstellungseröffnung gehaltene Festvortrag vorangestellt. Trotz einiger Abbildungen ist es für den Leser frustrierend, gleich zu Beginn des Bandes mit Ausführungen zu einer Ausstellung konfrontiert zu werden, deren Exponate er selbst nicht sieht, mit allen Begrüßungsformeln, Hinweisen zu studentischen Hilfskräften als Ansprechpartnern während der Besichtigung, zum Weinausschank beim Empfang. Eine problemorientierte Einführung wäre hilfreicher gewesen. Den einzelnen Aufsätzen sind Quellen- und Literaturverzeichnisse (mit unterschiedlichen Gliederungsebenen) nachgestellt,

beim Beitrag des Herausgebers fehlt ein solches Verzeichnis. Für die Drucklegung erfolgte eine „behutsam[e]“ formale Angleichung der einzelnen Texte (S. 8). Die verbliebenen formalen Diskrepanzen sind in mehreren Punkten beachtlich: Neben den Regeln der Kunst gemäßen Zitationen von Internetressourcen mit URL und Datum (etwa S. 95) findet sich auch der schlichte Hinweis, ein Werk sei „online“ (S. 156) konsultiert worden. Auf ein Register wurde verzichtet. Guido Braun

Anna Contadini/Claire Norton (ed.), *The Renaissance and the Ottoman World*, Farnham [u. a.] (Ashgate) 2013, 352 S., Abb., ISBN 978-1-4724-0991-1, GBP 75.

Die Beziehungen zwischen dem Osmanischen Reich und den christlichen Herrschaftsgebieten haben sich seit einigen Jahren als Forschungsfokus etabliert, der tradierte Vorannahmen zu hinterfragen und neu zu justieren im Stande ist. Hierzu erschien nun auch der Sammelband zu einer am Londoner Warburg Institute veranstalteten Tagung, der einen methodisch reflektierten und mit Fallstudien gesättigten Beitrag zur Debatte darstellt. Ausgehend von dem Befund, dass mit dem historiografischen Konzept ‚der Renaissance‘ zu häufig unreflektierte Annahmen christlich-muslimischer Gegensätzlichkeiten tradiert werden, denen die Fortschrittsteleologie ‚einer christlich-europäischen Moderne‘ inhärent ist, plädieren die Hg. für eine Neukonzeptionalisierung des Untersuchungsgegenstandes. Sie legen den Fokus stattdessen auf das Mittelmeer als einen kulturellen Raum, den Muslime und Christen – und Juden, wie hinzuzufügen ist – gemeinsam erlebten. Jenseits der Dichotomien, Konflikte und Kriege geraten so vor allem wechselseitige Kontakte sowie gemeinsame Praktiken, Legitimationen, Ikonografien, Symboliken und Übersetzungen – kurzum: *connections* – in das Blickfeld. Mit dieser wechselnden Perspektive, die zwar nicht vollkommen neu, hier jedoch eine vorbildlich konsequente und innovative Umsetzung findet, wird das Mediterraneum als Raum gemeinsamen Geschmacks konzipiert, womit die Produktions-, Zirkulations-, Rezeptions- und Adaptionprozesse, die Netzwerke des Austausches und die Logiken der Wertschätzung materieller und visueller Kulturen wegweisend erschlossen werden. Dabei wenden sich die versammelten Aufsätze Gemälden, Kristall- und Metallgegenständen, Devotionalien, Stofflichkeiten (Leder, Samt, Seide, *sof/zambelotti*), Teppichen, Kleidungsstücken und deren Motivik, der Ornamentkunst, Karten, Büchern und Manuskripten sowie deren Illustrationen und Einbänden zu. Inhaltlich thematisiert der Sammelband eine ebenso beachtliche Bandbreite, die von Konsum-, Schrift- und Manuskriptkulturen zur Diplomatie, Musik, Kartografie und Geschichte (etwa der Seeschlacht von Lepanto), bis hin zu Patronage und Klientelismus sowie Humanismus und Antikenrezeption reicht. Dabei ist es eine Stärke des reich illustrierten Bandes, dass die zusammengetragenen Forschungseinsichten immer aus einer Vielzahl konkreter Quellen- und Materialstudien heraus gewonnen werden, die ihren Ausgangspunkt in vermeintlich so unscheinbaren Feststellungen wie beispielsweise der Datierung eines Gemäldes oder

der Tragbarkeit von Büchern nehmen. Damit wird untersucht, wie Andersartigkeit als historiografisches Konstrukt durch historisch gemeinsame Praktiken und Repräsentationen produziert wurde und wird; denn die AutorInnen scheuen auch nicht aktuelle Vergleiche wie etwa die Etablierung religiöser Demarkationslinien bei Pius II. und Benedikt XVI. Dass LeserInnen mühelos weitere Themen einfallen dürften, die sich ohne Schwierigkeiten in den Sammelband integrieren ließen (etwa Diasporage-meinden und Agitationsnetzwerke religiöser Minderheiten wie Orthodoxer und Juden sowie die Lebenswelten von Gefangenen und Sklaven), unterstreicht die Tragweite des hier zu rezensierenden Bandes. Freilich wäre es sinnvoll gewesen, den Sammelband mit einem Schlusskapitel enden zu lassen, das die Resultate der vorgelegten Studien sowie deren Auswirkungen mit der Geschichte der historiografischen Renaissance-Konzepte von Burckhardt bis Goody in Beziehung setzt. Doch der Sammelband ist grundsätzlich aufgrund des hohen Niveaus methodischer Reflexion, der vorbildlichen Besprechung aktueller Forschungen sowie des Reichtums quellen- und artefakt-basierter Studien ForscherInnen und Studierenden zur Lektüre und Bibliotheken zur Anschaffung uneingeschränkt zu empfehlen.

Stefan Hanß

Basel als Zentrum des geistigen Austauschs in der frühen Reformationszeit, hg. von Christine Christ-von Wedel, Sven Grosse und Berndt Hamm, Tübingen (Mohr Siebeck) 2014 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 81), XI, 378 pp., ill., ISBN 978-3-16-153203-0, € 99.

„Diese Stadt hatte bereits 1529 mit Rom gebrochen und war ein Zentrum für Menschen, die die Kirche Roms nicht länger als die einzig wahre Kirche anerkennen wollten“: la delineaione del profilo confessionale che contrassegnava la città dell'Alto Reno in epoca primo moderna, così tratteggiata dallo storico della chiesa Herman J. Selderhuis [2009], permette di riassumere in poche righe lo sfondo storico alla base della raccolta dei contributi presentata in questo volume miscelaneo, frutto di un convegno di studi incentrato sul ruolo culturale della città di Basilea tra il 1477 e il 1536, svoltosi tra l'8 e il 9 giugno del 2012 presso la *Staatsunabhängige Theologische Hochschule Basel*. Come sottolineato dai curatori del volume nella prefazione (pp. V–VIII), la poliedricità di profili professionali operanti tra le sue mura, la „facile“ mobilità e apertura culturale dei suoi ceti dirigenti e, non ultima, la presenza di numerose stamperie capaci di diffondere una molteplicità di testi, hanno costituito i fattori che resero la città, nei primi decenni del secolo XVI, un centro „von europaweiter Bedeutung“. Il volume miscelaneo consta di cinque parti, ciascuna delle quali offre al lettore un tassello necessario alla ricostruzione del mosaico d'insieme. La prima parte del volume, dal carattere introduttivo, è redatta da Berndt Hamm ed è incentrata sulla descrizione delle linee di fondo comuni all'operato culturale degli eruditi operanti tra il 1450 e il 1520 nel territorio compreso tra la Foresta Nera e i Vosgi, comprendente le città di Friburgo in Brisgovia, Strasburgo, Colmar, Basilea e Sélestat

(pp. 3–50). A questa, segue la parte dedicata al rapporto tra gli umanisti e l'utilizzo dell'allora nuovo e rivoluzionario *medium*, il libro a stampa (pp. 51–146). Se Urs B. Leu individua nella città di Basilea il centro nel quale venivano stampati, nel numero complessivo di 8.075, il maggior numero di titoli tra tutte le città appartenenti nel sedicesimo secolo alla *Confederatio Helvetica* (pp. 53–78), Valentina Sebastiani individua nella produzione dell'editore Johannes Amerbach, uscita a Basilea tra il 1477 e il 1513, il *typus* di riferimento per descrivere le caratteristiche materiali ed esteriori proprie della produzione libraria degli umanisti che operavano a Nord delle Alpi (pp. 79–95). James Hirstein focalizza la sua attenzione sulla rete di relazioni culturali intrecciate dal Beato Renano per l'edizione del *De donatione Constantini* di Lorenzo Valla, pubblicata a Basilea nel 1520 con la prefazione di Ulrich von Hutten (pp. 97–108). All'insegna di un'analisi volutamente focalizzata su un singolo aspetto, ovvero il confronto tra il *l'Explanatio symboli* di Erasmo da Rotterdam (1533) e l'edizione del 1534 del *deutscher Katechismus* del teologo riformatore di origini alsaziane Leo Jud (1482–1542) è quella di Christine Christ-von Wedel (pp. 109–134), mentre di natura ricercatamente „generalista“ è l'intervento di Milton Kooistra, focalizzato sull'influenza esercitata dagli umanisti operanti a Basilea nei confronti dei programmi editoriali degli stampatori (pp. 135–146). La terza parte del volume, incentrata sulla rete di relazioni e scambi culturali intrecciata dai riformatori che soggiornavano a Basilea (pp. 147–253), si apre con un contributo di Sven Grosse (pp. 149–177) sulle finalità della prima edizione a stampa dell'opera di Martin Lutero, edita a Basilea nel 1518 da parte del riformatore Wolfgang Capito (1478–1541) nella stamperia di Johannes Froben. A seguire, Matthieu Arnold (pp. 179–191) dedica la sua analisi allo sviluppo del movimento riformatore a Strasburgo e Basilea così come si evince dagli scambi epistolari tenuti dal teologo alsaziano Martin Bucer (1491–1551) tra il 1524 e il 1531. In rapporto di perfetta continuità cronologica con l'ultimo articolo appena citato si colloca il contributo di Reinhold Friedrich (pp. 193–202), inerente la corrispondenza epistolare del 1532 tra Martin Bucer e il teologo di orientamento riformatore Simon Grynaeus (1493–1541) sull'uso dell'istituto della scomunica. Suddividendo in tre fasi il dibattito tra Grynaeus, Giovanni Ecolampadio (1482–1531) e Bucer sulla liceità della politica coniugale di re Enrico VIII di Inghilterra, il contributo di Wolfgang Simon (pp. 203–213) evidenzia il retroterra culturale e teologico sotteso alle argomentazioni da loro sostenute, sovente contrapposte, con particolare riferimento alle posizioni „filo regie“ del Grynaeus. Amy Nelson Burnett dedica maggiori attenzioni al ruolo svolto da Ecolampadio con la sua opera *De Genuina Expositione* (1525) nel dibattito sulla transustanziazione nel contesto della Basilea prossima all'accettazione della Riforma. Un ulteriore contributo alla conoscenza del delicato clima che si respirava nella Basilea e nella Zurigo riformate negli anni trenta del Cinquecento viene da Andreas Mühling (pp. 233–242), che presenta al lettore uno studio sull'edizione postuma in unico volume, risalente al 1536, dello scambio epistolare tra il riformatore zurighese Huldrych Zwingli (1484–1531) ed Ecolampadio, data alle stampe dal teologo Theodor Bibliander (1504–1564). L'ultimo contributo inserito

nella terza parte è quello di Rainer Henrich (pp. 243–253) sugli aspetti dell’attività pastorale e diplomatica condotta a Basilea dal riformatore lucernese Oswald Myconius (1488–1522). La quarta parte della raccolta di studi (pp. 257–296), dal titolo esemplificativo di „dissidenti“, contiene due interventi sul confronto instauratosi tra i teologi riformati che risiedevano a Basilea in merito alla diffusione della confessione battista. Hanspeter Jecker (pp. 257–272) individua nelle figure di Hans Seckler e Hans Träyer von Lausen i primi iniziatori dello sviluppo di tale confessione nel territorio basileano a partire dagli anni 1525–1530, mentre Christian Scheidegger (pp. 273–296) riporta all’attenzione della comunità scientifica una lettera anonima (e, fino al momento presente, inedita) risalente al 1526 e scritta come risposta ad una serie di domande a carattere teologico formulate dai Battisti operanti nel territorio di San Gallo, capace di documentare „in presa diretta“ le tensioni legate all’attività pastorale dei primi Battisti nel territorio svizzero. La quinta ed ultima parte del volume conclude l’*iter* sul ruolo di vivace centro culturale svolto dalla città del *Dreiländereck* nella prima metà del secolo XVI, mettendone in evidenza la precoce proiezione „europea“ come polo di attrazione per gli uomini di cultura. Jan-Andrea Bernhard (pp. 299–326) attribuisce alla città di Basilea un importante ruolo di „cerniera“ per quanti, sull’esempio del giurisperito veneziano Francesco Spiera (1502–1548), fuggendo dall’Inquisizione abbandonavano il territorio italiano in direzione dell’Europa Orientale. Nel suo contributo (pp. 327–338), Attila Verók sposta ulteriormente ad Oriente l’analisi dei rapporti intrattenuti nel corso del 1500 dalla comunità accademica della Basilea riformata in direzione delle comunità di lingua tedesca presenti in Transilvania, mentre Ádám Hegyi giunge con il suo contributo (pp. 339–355) alla terra d’Ungheria, focalizzando il suo intervento sui rapporti intessuti tra gli eruditi della Basilea riformata e quanti aderivano alla Riforma in territorio ungherese nell’ampio arco cronologico compreso tra il quindicesimo e il diciottesimo secolo, basti citare, a titolo esemplificativo, l’arrivo di diversi codici manoscritti che dalla *Bibliotheca Corviniana* di Buda giungevano a Basilea passando per Vienna. Al dettagliato apparato di note a piè di pagina, presente in ogni articolo, segue a conclusione del volume una sintetica descrizione del ruolo accademico-scientifico di ogni singolo autore (pp. 357–358), ed un dettagliato indice dei nomi (pp. 359–367) e dei luoghi e delle cose notevoli (pp. 369–378). La ricchezza e varietà dei contenuti presenti nel volume si presta anche a letture e finalità non unicamente collegate alla ricerca storica. Come evidenziato dalla stampa periodica di area elvetica a carattere religioso-confessionale, basti ricordare l’articolo a cura di Fritz Imhof pubblicato sulla rivista di orientamento evangelico *Jesus.ch* (<http://www.jesus.ch/magazin/gesellschaft/217662basel>) la città rappresenta per l’area compresa tra i paesi di Francia, Svizzera e Germania, oggi come ieri, non solo la culla di un ampio movimento di rinnovamento delle strutture socio-culturali preesistenti alla Riforma ma anche un *Zentrum für das frühe Täuferum*.

Marco Leonardi

Dominik Burkard/Tanja Thanner (Hg.), *Der Jansenismus – eine ‚katholische Häresie‘ in der frühen Neuzeit. Das Ringen um Gnade, Rechtfertigung und Autorität des Augustinus in der frühen Neuzeit*, Münster (Aschendorff) 2014 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 159), 464 pp., ISBN 978-3-402-11583-1, € 56.

Il volume raccoglie gli atti del convegno „Der Jansenismus – eine ‚katholische Häresie‘ der frühen Neuzeit?“ (Würzburg, 12–14 maggio 2011), dedicato alle tante implicazioni, teologiche storiche e politiche, del giansenismo. La presentazione della teoria agostiniana della grazia divina e della libertà umana è affidata a Cornelius Petrus Mayer, che con chiarezza illustra concetti che avranno, al di là della disputa con Pelagio, fondamentale importanza nel pensiero moderno (pp. 1–12). Essenziale, in tal senso, l’esame – tra corrispondenze e dissonanze – dell’eredità del *doctor gratiae* in area protestante, attraverso la lettura di Lutero (Otto Hermann Pesch, pp. 13–35), e il serrato confronto di Calvino con l’Agostino che *totus noster est* (Karin Scheiber, pp. 37–56). Altrettanto centrale è tale eredità in ambito cattolico, come dimostra la controversia *de auxiliis* – a cui i protestanti guardarono con interesse – e che vide opporsi il gesuita Luis de Molina e il domenicano Domingo Báñez (Karlheinz Ruhstorfer, pp. 57–69), e in cui ruolo decisivo ebbe un altro gesuita, Francisco Suárez (Giovanna D’Aniello, pp. 71–98). Questo il contesto in cui prende forma il sistema di Cornelius Jansenius (1585–1638), di cui si analizzano sia le nozioni *habitus voluntatis* e *gratia actualis*, sia la critica all’aristotelismo (Diana Stanciu, pp. 99–115), mentre specifica trattazione è riservata all’esegesi biblica, affiancata a quelle di Van Est e Fromondus (Wim François, pp. 117–143). Ampio spazio è dedicato alla condanna delle cinque proposizioni estratte dall’*Augustinus*, pubblicato nel 1640, e alle sue conseguenze. Conseguenze che costrinsero gli agostiniani Christian Lupus e Enrico Noris a difendersi dall’infamante accusa di ‚giansenismo‘ (Michael Klaus Wernicke, pp. 145–162); percorsi ‚inquieti‘ sono individuabili nella stessa scuola tomista (Sylvio Hermann De Franceschi, pp. 163–192), mentre deviazioni e incertezze non risparmiano la diplomazia, come nel caso di Fabio Chigi, Nunzio di Colonia dal 1640 al 1651 (Marcel Albert, pp. 193–239). La documentazione conservata nell’Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede consente, inoltre, di svelare retroscena: interessante l’intreccio di denunce e memoriali da parte della Facoltà teologica di Parigi (Dominik Burkard, pp. 241–279), mentre la genesi della *Cum occasione* (1653) è ricostruita grazie alle censure, sottilmente divergenti, degli agostiniani Filippo Visconti e Celestino Bruni (Tanja Thanner, pp. 281–309). Sullo sfondo della censura si staglia anche lo scontro tra Johann Van Neercassel e l’antigiansenista Cornelius Hazart (Els Agten, pp. 311–347). Vicende complesse che porteranno alla bolla *Unigenitus* (1713), con gravi effetti sia sulle relazioni tra Roma e la chiesa Gallicana, sia sulla politica di Filippo II d’Orléans, in una corte divisa tra giansenismo e ultramontanismo (Nicole Reinhardt, pp. 349–371; Catherine Maire, pp. 373–387). L’atto di Clemente XI ebbe però portata più ampia, investendo i Paesi Bassi, l’Austria e la Spagna (Jan Roegiers, pp. 389–405), mentre in area tedesca ‚vittima eccellente‘ fu l’inquisitore di Colonia

Sebastian Knippenberg (Herman H. Schwedt, pp. 407–442). Le tante indicazioni suggerite sembrano riunirsi nella conclusiva immagine del contrasto tra un movimento fondato sull'estetica della semplicità e l'autocelebrazione barocca di un papato centralistico e nepotistico (Volker Reinhardt, pp. 443–449). Un'iniziativa ambiziosa e ben costruita da D. Burkard e T. Thanner, a cui va il merito di avere offerto – nella ricchezza delle prospettive presentate – non solo un'illustrazione ampia e rigorosa di un fenomeno così complesso, ma anche un panorama del dibattito europeo più recente, non trascurando linee di ricerca meno ovvie. Margherita Palumbo

Innocenzo XI Odescalchi. Papa, politico, committente, a cura di Richard Bösel/Antonio Menniti Ippolito/Andrea Spiriti/Claudio Strinati/Maria Antonietta Visceglia, Roma (Viella) 2014 (I libri di Viella 182), 486 pp., ill., ISBN 978-88-6728-205-0, € 42.

Claudio Donati nel suo intervento „La Chiesa di Roma tra antico regime e riforme settecentesche (1675–1760)“ apparso nel 1986 all'interno della collana „Storia d'Italia. Annali 9“, sottolineò che neanche la proclamazione a beato di Papa Innocenzo XI (al secolo Benedetto Odescalchi) nel 1956 per espressa volontà di Pio XII rianimò le ricerche sull'operato dello stesso, nonostante si trattasse di un pontificato all'insegna delle riforme e precursore dei grandi cambiamenti del XVII secolo. Fu proprio l'affermazione di una „svolta innocenziana“ da parte dello stesso Donati a riattivare quel circuito storiografico, che ha raggiunto il suo culmine con il convegno internazionale svoltosi a Roma nel febbraio del 2012 „Innocenzo XI Odescalchi (1611–1689) nel quarto centenario della nascita“ presso le sedi dell'Istituto della Enciclopedia Italiana, dell'Istituto Storico Austriaco a Roma e dell'Istituto Storico Fraknói presso l'Accademia di Ungheria in Roma. Vedono ora la luce gli atti dello stesso (eccetto alcune mancanze e qualche successiva inclusione), in un testo che vede la partecipazione di ben ventisei studiosi tra curatori ed autori. La decisione di dedicare una prima sezione del libro alla storia „politica“, e la successiva alla storia della „civiltà“, rispecchia l'intento di proporre un'analisi interdisciplinare del pontificato tra storici modernisti e storici dell'arte. Dopo una critica della storiografia precedente e l'individuazione delle problematiche che questa lasciava aperte offerta da Maria Antonietta Visceglia, i saggi „politici“ che seguono riflettono tutta la complessità della figura e personalità del pontefice (Antonio Menniti Ippolito); delle sue relazioni con i principali ministri ed oppositori all'interno delle dinamiche curiali (Silvano Giordano), con il cardinale Michelangelo Ricci e con il mondo oratoriano (Francesco Bustaffa), ed infine con la Compagnia di Gesù ed il generale Tirso González de Santalla (Jean-Pascal Gay). Un quadro della situazione interna al governo pontificio su cui si innestano le indagini sulle criticità legate alla politica estera: lo scontro con la Francia di Luigi XIV sulla questione delle regalie (Jean-Louis Quantin); l'ambiguo atteggiamento nei confronti della *Glorious Revolution* (Stefano Villani); la crisi economico-amministra-

tiva dell'Impero ottomano, aggravata dalla sconfitta di Vienna (Ilber Ortayli); l'abile mediazione tra Sacro Romano Impero ed Ungheria nel periodo delle rivolte del Thököli (Péter Tusor); gli ingenti aiuti economici del pontefice all'Imperatore Leopoldo I (Peter Rauscher), e la mancanza di adeguati sussidi alla Lega Santa da parte di Spagna, Francia, Portogallo, Inghilterra, ma anche Parma, Toscana e Savoia (Gaetano Platania); fino alle conseguenze disastrose della riconquista cattolica sul fronte delle missioni balcaniche (Antal Molnár). Andrea Spiriti apre invece alla seconda sezione dell'opera, con un contributo in cui dipinge un Papa sì austero ed ascetico, ma non „inimico“ bensì amico delle arti, abilissimo nel loro impiego quale strumento propagandistico di un marcato distacco da quanto operato dai propri predecessori. Seguono la riflessione sul conservatorismo asfittico della pittura romana del periodo (Claudio Strinati); un'analisi del soggiorno romano di Le Nôtre ed i progetti per orologi solari dell'architetto Meyer (Marcello Fagiolo); l'interazione di quest'ultimo e delle sue opere con l'incisore Giovanni Battista Falda (Mario Bevilacqua); il contrasto tra la comunità dei Minimi di Trinità dei Monti e le aspirazioni delle istituzioni francesi (Sebastiano Roberto); il fortissimo legame del pontefice con l'artista gesuita Andrea Del Pozzo (Lydia Salviucci Insolera); un'indagine sui nuovi concetti figurativi alla base della nuova edilizia urbana viennese all'indomani della guerra al turco (Ulrike Seeger); il progetto rimasto su carta del monumento equestre a Jan III Sobieski (Mariusz Smoliński); le feste celebrate per la vittoria di Vienna (Andrea Sommer-Mathis); le committenze artistiche familiari degli Odescalchi nello Stato milanese (Laura Facchin); la figura del nipote Livio come il più importante collezionista italiano del tardo Seicento in un respiro europeo (Sandra Costa); il modello alternativo di bassorilievo per la tomba del pontefice in San Pietro ipotizzata dall'artista Legros (Cristina Ruggero); ed infine l'immagine di Roma tra Accademia degli Infecondi ed Arcadia (Salvatore Canneto). Eccellenza di contributi in un testo, che apre la strada a nuove prospettive di indagine in merito al pontificato di Innocenzo XI Odescalchi.

Roberto Fiorentini

Frank Jung/Thomas Kroll (Hg.), *Italien in Europa. Die Zirkulation der Ideen im Zeitalter der Aufklärung*, Paderborn (Fink) 2014 (Laboratorium Aufklärung 15), 316 S., ISBN 978-3-7705-5087-6, € 39,90.

Der von Frank Jung und Thomas Kroll herausgegebene Sammelband greift den Diskurs um den bereits bekannten französischen Einfluss auf die Aufklärung in Europa auf und thematisiert die nationale und regionale Weiterentwicklung aufklärerischer Gedanken in Italien, die sich zwar beeinflussten, aber dennoch selbstständig aus den französischen Ideen herausbildeten. Diese fanden in den historischen Wissenschaften bisher wenig Beachtung, obwohl bereits 1954 Franco Venturi einen derartigen Bedarf formulierte. An diesem Ansatz, erweitert um aktuelle sozial- und kulturhistorische Fragestellungen der Aufklärungsforschung, knüpft das vorliegende

Buch an. Das erste Kapitel widmet sich in drei Abschnitten einflussreichen Ideen der französischen Aufklärung und untersucht deren regionale Verbreitung. Den Anfang macht Christof Dipper mit seinem Beitrag über die Mailänder Aufklärung. Nach einer kurzen Darstellung der Rezeptionsgeschichte geht er näher auf den Reformabsolutismus sowie dessen Deutung von Herrschaft und die durch ihn wahrgenommenen Probleme ein. Giuseppe Ricuperati schließt daran mit seiner Arbeit zur radikalen Frühaufklärung an und behandelt darin die von Pietro Giannone verfasste „Istoria civile del regno di Napoli“, ehe er umfassend deren Rezeption darlegt. Der letzte Abschnitt wurde von Jonathan Israel verfasst und beleuchtet in anschaulicher Weise welche Bedeutung den Werken von Diderot und d’Holbach in der europaweiten Rezeption aufklärerischer Ideen zukommt. Darüber hinaus beschäftigt sich der Autor mit den Arbeiten von Carlantonio Pilati und ordnet den aufgeworfenen Diskurs in eine gesamteuropäische Perspektive ein. Das folgende Kapitel befasst sich in fünf Aufsätzen mit Ideen der italienischen Aufklärung und deren europaweite Verbreitung. Im ersten Teil behandelt Frank Jung umfassend die Korsische Revolution. Auf drei Ebenen widmet er sich der Selbst- und Außenwahrnehmung sowie der Frage, ob der revolutionären Handlung eine Legitimation zu Grunde liegen kann. Der Beitrag von Antonio Trampus beschreibt auf breiter Quellenbasis die Wirkung Gaetano Filangieris „Scienza della legislazione“ auf den zeitgenössischen Verfassungsdiskurs. Wolfgang Rother greift das Thema der Folter und Todesstrafe auf und diskutiert dies anhand der Werke „Osservazioni sulla tortura“ und „Dei delitti e delle pene“, wobei er diese im europäischen Kontext verortet. Mit „Di una Riforma d’Italia“ von Carlantonio Pilati beschäftigt sich Serena Luzzi in ihrem Beitrag, der den italienischen Antiklerikalismus in den Mittelpunkt stellt. Anhand ausgewählter Textstellen illustriert die Autorin Aspekte der Rezeptionsgeschichte und geht auf die Verbreitung des Werkes in Frankreich ein. Den Abschluss dieses Kapitels bildet der Aufsatz von Marcello Verga zur toskanischen Kirchenreform und der europaweiten Geltung der Schriften von Scipione de’ Ricci. Das dritte Kapitel ergänzt in drei Teilen das vorangegangene um kultur- und sozialhistorische Aspekte. Jean Boutier widmet seinen Beitrag den italienischen Akademien und der Vernetzung von Gelehrten in Europa. Dabei bezieht Boutier herausgegebene Zeitschriften in seine Betrachtung mit ein und bereitet seine Ergebnisse tabellarisch auf. Renato Pasta untersucht die Rolle des Buchwesens zur Vermittlung aufklärerischer Ideen. Zwar geht er auf Verbindungen der europäischen Verlagshäuser ein, beschränkt sich in seinen weiteren Ausführungen auf Italien. Thomas Kroll wählt eine deutlich differenzierte Perspektive für den letzten Teil, in dem er sich mit der Italienhistoriographie Le Brets auseinandersetzt und nach der Rolle von „Kulturübersetzern“ im 18. Jh. fragt. Den umfassenden Arbeiten von Beccaria, Pilati und Verri ist es geschuldet, dass kaum ein Beitrag ohne sie auskommt. Umso mehr bilden diese, trotz der exemplarischen Themenwahl, eine solide Argumentationsbasis für diesen Band. Die gewählten Fallbeispiele runden das Gesamtbild ab und geben Aufschluss über den Einfluss regionaler Denkansätze auf die europäische Aufklärung.

Christian Gepp

Agostino Bistarelli (a cura di), *La storia della storia patria. Società, Deputazioni e Istituti storici nazionali nella costruzione dell'Italia*, Roma (Viella) 2012 (I libri di Viella 148), 324 S., ISBN 978-88-8334-992-8, € 32.

Der vorliegende Band bietet die Beiträge einer jener Tagungen, die anlässlich des 150jährigen Risorgimentojubiläums veranstaltet wurden, wobei hier nach dem Beitrag der Geschichtswissenschaft zur Konstruktion des Nationalstaates gefragt wird. Im Fokus stehen das *Istituto Storico Italiano*, die nationalen Historikerkongresse und einzelne illustre Geschichtsvereine, welche die italienische Historiographie entscheidend prägten, da die Universitäten im 19. Jh. noch reine Lehranstalten waren. Eine besonders große Bedeutung kam bis weit in das 20. Jh. dabei den Geschichtsgesellschaften zu, die Quelleneditionen vorlegten und die wichtigsten geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften betreuten. Die erste Sektion des Bandes beschäftigt sich mit nationalen Projekten: mit dem *Istituto Storico Italiano*, den Historikerkongressen (1879–1913) und den Risorgimentoinstituten. Gleich zwei Beiträge von Massimo Miglio und Gian Maria Varanini thematisieren die Gründung des ersten nationalen Forschungsinstituts, des *Istituto Storico Italiano* (1883), und seine ersten mediävistischen Editionsprojekte bis zum Ersten Weltkrieg. Nationale Geschichte wurde hier mit Rückgriffen auf Glanz und Glorie der mittelalterlichen Vergangenheit konstruiert. Der Aufarbeitung bzw. der Verherrlichung der zeitgenössischen Geschichte widmete sich hingegen das römische *Istituto per la storia del Risorgimento italiano*, das in den Räumen des nationalen Denkmals schlechthin – im Vittoriano – residiert (Romano Ugolini). Jenseits aller Feiertagslyrik beschreibt Edoardo Tortarolo, einer der besten Kenner der Historiographieggeschichte, die gescheiterten Versuche der italienischen Geschichtsvereine, auf den ersten sechs von ihnen veranstalteten Historikerkongressen (denen keine weiteren auf nationaler Ebene folgen sollten) ein gemeinsames Forum des intellektuellen Austausches zu schaffen. Letztendlich scheiterten die Vereine bei ihrem Versuch, auf freiwilliger Basis national zu kooperieren. Dennoch wird immer wieder behauptet, dass diese Vereine einen wesentlichen Beitrag zur nationalen Einigung der Historiographie geleistet hätten. Als Belege für diese These werden lediglich die Reden und Vorhaben der Kongressteilnehmer angeführt, die jedoch über das Planungsstadium nie hinauskamen. In den beiden folgenden Abschnitten finden sich dann Beiträge zu einzelnen Geschichtsgesellschaften vor der nationalen Einigung von Gian Savino Pene Vidari für Turin, Dino Puncuh für Genua und Carlo Capra zum Mailänder Geschichtsverein, die aktuelle Überblicke zu den Leistungen der einzelnen Gesellschaften bieten. Weitere Autoren spannen einen chronologischen oder regionalen Bogen. Fulvio De Giorgi skizziert den Weg der Geschichtsgesellschaften von großer Autonomie bis in die 1920er Jahre, ihrer staatlich forcierten Zentralisierung während des Faschismus und der wieder zurückgewonnenen Selbständigkeit in der zweiten Nachkriegszeit. Gilberto Piccinini und Renata De Lorenzo präsentieren mit den Geschichtsvereinen in den Marken und Süditalien zwei geographische Schwerpunkte, wobei der umfangreiche Beitrag letzte-

rer einen nützlichen Überblick über die historiographischen Initiativen für die einzelnen Regionen im 19. und 20. Jh. bietet (Kalabrien, Lukanien, Abruzzen, Apulien, Sizilien). Darüber hinaus thematisiert De Lorenzo eindrücklich, wie diese Vereine für die regionale Geschichtspolitik vereinnahmt wurden. Ferner werden das Deutsche und das Österreichische Historische Institut (Rudolf Lill) und die Spanische Akademie in Rom vorgestellt (Jorge García Sánchez). Der Hg. stellt abschließend die aktuellen Aktivitäten der italienischen Geschichtsgesellschaften vor. Gabriele B. Clemens

Gabriele B. Clemens/Jens Späth (Hg.), 150 Jahre Risorgimento – geeintes Italien?, Trier (Kilomedica) 2014 (Geschichte & Kultur. Saarbrücker Reihe 5), 231 S., ISBN 978-3-89890-194-9, € 42.

Der Beitrag deutscher Historiker zum einhundertfünfzigjährigen Gedenken der italienischen Nationalstaatsgründung: der Proklamation des Königreichs Italien am 17. März 1861, ist doch recht überschaubar geblieben. Eine der bloß drei beachtlichen Tagungen hat im Juni 2012 in Saarbrücken stattgefunden, mit Unterstützung des Deutschen Historischen Instituts Rom veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens, welche seit 2008 von Gabriele Clemens geleitet wird. Von den damals gehaltenen fünfzehn Vorträgen bietet der Band sieben Ausarbeitungen, dazu die Übersetzung eines in italienischer Sprache 2012 veröffentlichten Aufsatzes von Marco Meriggi: Die Konstruktion von Staat und Nation. Der Fall Italien (S. 19–34), sowie den Originalbeitrag von Clemens: Francesco Hayez – die nationale Idee risorgimentaler Historienmalerei (S. 147–166). Zu empfehlen ist, den Band nach Lektüre der Einleitung über eine Auseinandersetzung mit diesen beiden Aufsätzen anzugehen. Meriggi zeigt das Ausmaß der den neueren sozial- und kulturhistorischen Forschungen zur italienischen Nationswerdung vor und nach der Nationalstaatsgründung gelungenen Neuperspektivierungen auf und skizziert zugleich noch längst nicht bewältigte Problemstellungen. Clemens bietet zunächst eine präzise Skizze des kulturhistorischen Ansatzes anhand von Alberto Mario Bantis wegweisendem „La nazione del Risorgimento“ (2000), um hernach an ihrem Thema eine beachtenswerte Warnung vor kurzschlüssigen Konstruktionen der Bedeutung von bestimmten kulturellen Erzeugnissen für die italienische nationale Selbstverständigung zu erarbeiten. Beide umreißen das entgrenzte thematische und zeitliche Feld dessen, was heutzutage Risorgimento- als moderne Nationalismusforschung im Einzelnen sein kann und generell sein muß: Die anderen Autoren demonstrieren aufgrund laufender oder kürzlich abgeschlossener Forschungsprojekte die in solcher Reichweite einzufahren den Erkenntnisgewinne. Francesca Brunet untersucht Momente des strafrechtlichen Umgangs mit politischen Aktivisten im lombardo-venetianischen Königreich vor 1848 zwischen harten Verurteilungen und Straferleichterungen beziehungsweise Begnadigungen. Amerigo Carusos Aufsatz deckt den Wandel des Urteils konservativer Preußen über den neuen Nationalstaat zwischen 1859/1861 und 1870 als Aspekt und

Motiv eines allgemeinen Wandels vom Alt- zum Neukonservatismus der Bismarck-Ära auf, dem sich Felix Schumachers kleine Studie über den großen Deutsch-Toskaner Alfred von Reumont mit seinen Schönungen der vorrevolutionären Verhältnisse des Großherzogtums und seiner Skepsis gegenüber der zentralistischen Staatlichkeit des neuen Königreichs anregend zugesellt. Giulia Frontoni entdeckt die Partizipation bürgerlicher Frauen an den Debatten der Turiner Deputiertenkammer in schriftlichen Zeugnissen und auf zeitgenössischen Bilddrucken, indessen Ruth Nattermann den Aufbruch jüdischer Italienerinnen in die nationale Welt organisierter Politik bis zu den Verriegelungen durch das faschistische Regime vorstellt. Elena Tonezzer betrachtet die hoch- und alltagskulturellen Anstrengungen der italienischen Trentiner zur Behauptung ihrer Nationalität. Den Band beschließt Jens Späths „historische Spurensuche auf dem Gianicolo“ (S. 187–220), eine reich bebilderte Begehung in Raum und Zeit: vorbei an Skulpturen und Monumenten und in Entfaltung der jeweiligen erinnerungspolitischen Kontexte bis hin zur großen Feier des 17. März 2011. Eine ins Einzelne gehende kritische Würdigung ist leider unmöglich. Als älterer Rezensent darf ich allerdings bemerken, daß einige Autoren entweder Recherchebremsen in Bezug auf vor dem Jahre 1990 erschienene Literatur eingebaut oder auf die Nennung solcher Literatur bewußt verzichtet haben. Indessen hat in etlichen der hier angeleuchteten Bereichen standhaltende Forschung durchaus auch vor der mitteleuropäischen Rezeption der Essays von Foucault und Anderson stattgefunden. Das gesagt, sei auch festgestellt, daß alle Beiträge auf soliden, teils beeindruckend intensiven Quellenarbeiten beruhen und vereint diesen Band zu einem beachtlichen Werk machen.

Wolfgang Altgeld

Florika Griessner/Adriana Vignazia (Hg.), 150 Jahre Italien. Themen, Wege, offene Fragen, Wien (Praesens) 2014, 413 S., ISBN 978-3-7069-0761-3, € 38,90.

Die Forschungslandschaft zum Risorgimento, der italienischen nationalen Einigungsbewegung im 19. Jh., hat sich seit den 2000er Jahren mit Arbeiten zur jüdischen Geschichte (Armani [2006], Ferrara Degli Uberti [2011]), zur Geschlechtergeschichte (Cepeda Fuentes [2011], Gremientieri [2011]), aber auch zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte (Grimaldi [2004], Magnani [2003]) thematisch und methodisch weiter ausdifferenziert. Nach dem halbrunden Jubiläum der 1861 erfolgten Staatsgründung im Jahr 2011, das durch eine Vielzahl von Veranstaltungen und Ausstellungen gewürdigt wurde, ergibt sich nun umso mehr ein multiperspektivisches, frühere Positionen kritisch hinterfragendes, die internationale Strahlkraft und Einbettung des Risorgimento berücksichtigendes Bild. Diesem ist auch der von Florika Griessner und Adriana Vignazia herausgegebene Sammelband verpflichtet, der auf eine im November 2011 in Graz abgehaltene Tagung zurückgeht. Die Beiträge des Bandes sind auf drei große Segmente verteilt, ergänzt um einen Register- und Abbildungsteil. Eine kleinteiligere Strukturierung wäre hier eventuell angebrachter gewesen, denn die Titelgebung der

Binnengliederung weist nicht in jedem Fall stimmig auf die thematische Verortung der einzelnen Aufsätze hin. Das weite Spektrum der Beiträge reicht von Reflexionen zur Phänomenologie des modernen Nationalstaates, sprach- und literaturgeschichtlichen Arbeiten, Abhandlungen zur Wirtschafts-, Rechts- und Frauengeschichte bis hin zur jüdischen Geschichte, der Rezeption des Risorgimento in Böhmen und Ungarn und einem Aufsatz zur Rolle der Musik im Zeitalter der nationalen Einigung. Verständlich, dass bei letzterem der nationale Mythos Verdis einmal mehr im Zentrum der Analyse steht. Vielleicht hätte aber ein zusätzlicher Beitrag zu weniger gut beforschten Persönlichkeiten, etwa zum Komponisten der italienischen Nationalhymne „Fratelli d’Italia“ Michele Novaro, die Perspektive auf das Risorgimento aus musikhistorischer Sicht gewinnbringend ergänzt. Aus der Vielzahl der Artikel seien an dieser Stelle exemplarisch drei für eine genauere Besprechung herausgegriffen: Albert Göschl stellt in seinem Beitrag die Verbindung zwischen einem im Risorgimento greifbaren politischen Krisenbewusstsein und der Gattung des Essays (*saggio*) zur Diskussion und erhellt, auf welche Weise gerade diese literarische Form zum Deutungsmedium und Bewältigungsmechanismus der Krise wurde. Kritik und „Krise“ – bereits im 19. Jh. ein Leitbegriff, wie Göschl deutlich macht – (S. 116) trafen sich im Essay, einer Vermittlungsform zwischen Wissenschaft und Kunst, die das Risorgimento und seine Polaritäten der nationalen Einheit und kulturellen Vielheit textuell widerspiegelte. Antonio Trampus hingegen untersucht die Rolle der in der Aufklärung wurzelnden Freimaurerei für das italienische Einheitsstreben. Am Beispiel des Politikers, Librettisten und Autors Francesco Saverio Salvi legt er dar, wie patriotisches Engagement und freimaurerisches Gedankengut im Risorgimento zusammenwirkten und stellt die zentrale Bedeutung der Großloge *Grande Oriente d’Italia* für die Konstituierung eines nationalen Bewusstseins heraus. Eindrücklich weist schließlich Roberta Ascarelli in ihrem Aufsatz eine Inanspruchnahme von Motiven der jüdischen Geschichte für das Risorgimento nach. Durch eine Parallelsetzung etwa der Lombardei mit Palästina in einem Libretto Soleras oder die Identifikation von Mazzini als Moses sollte der „imagined community“ Italien als einer Schicksalsgemeinschaft mit Sendungsauftrag religiös fundierte Legitimation verschafft werden. (S. 342) Dass die Einflüsse wechselseitig waren, belegt Ascarelli, indem sie die Nähe zionistischer Theoretiker zu Mazzinis Denken herausstellt. (S. 355–359) Die Hg. des angezeigten Sammelbandes möchten mit ihrer Publikation vor allem ein nicht-italienisches Publikum adressieren. (S. 17) Sie haben hierfür ein interdisziplinäres Vorgehen gewählt: Die Übersetzung der italienischen Beiträge wurde von Studierenden der Translationswissenschaft vorgenommen, die auf diese Weise früh Einblicke in die Berufspraxis nehmen konnten. In den ins Deutsche übertragenen Texten fallen dabei weniger die zum Teil unpräzisen (fach)terminologischen Übersetzungen auf, als die dem Adressatenbezug zuwiderlaufende, fehlende Verdolmetschung der zahlreichen italienischen Zitate in den Beiträgen. Der Anspruch des Buches wird dadurch unnötig geschmälert. Denkbar wäre etwa die Paraphrase des Inhalts der nicht nur als Belegstellen sondern für Verständnis und Lesefluss insgesamt bedeutsamen Passagen in den Fußnoten

gewesen. Dessen ungeachtet bedenkt der Band mit seinen zahlreichen aufschlussreichen Beiträgen das Risorgimento würdig und empfiehlt sich zur Lektüre.

Carolin Kosuch

Le gouvernement pontifical sous Pie XI. Pratiques romaines et gestion de l'universel. Actes du séminaire organisé par l'École française de Rome les 5 et 6 mars 2010 et les 14 et 15 janvier 2011. Études réunies par Laura Pettinaroli, Roma (École française de Rome) 2013 (Collection de l'École française de Rome 467) XI, 847 S., Abb., ISBN 978-2-7283-0957-3, € 45.

Die Öffnung der vatikanischen Archive weckt seit Papst Leo XIII. immer wieder große Erwartungen, insbesondere, wenn es sich dabei um schwierige und in ihrer Beurteilung bis heute kontroversielle Epochen handelt. Das gilt nicht zuletzt für den Pontifikat Pius XI., dessen Archive in den Jahren 2003 bis 2006 schrittweise der Forschung zugänglich gemacht wurden. Die journalistische Neugierde flaute durch das Ausbleiben großer Sensationen bald ab, profunde wissenschaftliche Analysen benötigen hingegen Zeit. Laura Pettinaroli legt nun mit dem von ihr herausgegebenen Band in über 40 Beiträgen die Ergebnisse zweier 2010 und 2011 in Rom stattgefundener Tagungen zu verschiedensten Aspekten des Pontifikats Pius XI. vor – ein Werk, das künftig Ausgangspunkt für die weitere Beschäftigung mit diesem Pontifikat sein wird. Die Beiträge sind in fünf große Abschnitte gegliedert. Im ersten stehen der Regierungsstil und die Regierungsmethoden Achille Rattis im Spiegel aktueller Quelleneditionen im Mittelpunkt: Die Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis und Cesare Orsenigos in Deutschland, die Edition der Audienzen Eugenio Pacellis als Staatssekretär sowie die Edition der tschechoslowakischen Nuntiaturberichte. Der zweite Abschnitt hat die internationalen politischen Netzwerke des Hl. Stuhls in der Zwischenkriegszeit zum Inhalt, der dritte die päpstliche Verwaltung durch die vatikanischen Dikasterien und an der Peripherie der Nuntiaturen, der vierte – damit in engem Zusammenhang – die Prozesse vatikanischer Entscheidungsfindung, der fünfte Abschnitt ist dem im Untertitel angesprochenen Universalismus gewidmet. Abgedruckt werden nicht nur die Tagungsbeiträge, sondern auch die Diskussionen: eine mühevoll Aufgabe, der sich die Hg. unterzogen hat, die aber einen großen wissenschaftlichen Mehrwert mit sich bringt, wozu auch die Personen- und Ortsverzeichnisse beitragen, die bei einem Band von solchem Umfang unverzichtbar sind. Die breite Vorstellung der großen Editionsprojekte zum Pontifikat Pius XI. am Beginn des Bandes macht Sinn – ist aber auch Programm für dieses Werk, das die rezenten wissenschaftlichen Forschungen auf Grundlage des neu zugänglich gemachten Quellenmaterials in den Mittelpunkt stellt. Eine quellenpositivistische Zugangsweise liegt fast allen Beiträgen zugrunde, denn es war die erklärte Absicht Pettinarolis, durch dieses groß angelegte Tagungsprojekt Grundlagenforschung zu initiieren. Nur im letzten Abschnitt zum Universalismus greift dieser methodologi-

sche Ansatz dann doch zu kurz: wie gering die Bedeutung des Universalismus in der konkreten Politik der einzelnen katholischen „Kirchen“ war, wird wohl deutlich – damit auch die Grenzen päpstlicher Vorgaben –, wie man sich aber die praktische Durchsetzung universalistischer Prinzipien vorstellte, darüber bleibt der Leser weitgehend im Dunkeln. Florian Michel versucht in seiner vergleichenden Studie zu den päpstlichen Universitäten in Frankreich, den USA und Kanada eine Annäherung an diese Problematik. Es wird deutlich, dass man in Rom vor allem eine Zentralisierung und damit einen Ausbau der päpstlichen Macht anstrebte – das konnte kein Ersatz für den katholischen Universalismus sein, der in Zeiten von Nationalstaat und Nationalismus allerdings nur eine sehr schwache Stimme hatte. Leider kann hier nicht auf die Vielzahl interessanter Studien in diesem Band eingegangen werden: Die Haltung der Kirche zum Kommunismus und zum Totalitarismus, die Versuche des Hl. Stuhls, sich stärker in der internationalen Politik einzubringen und durch Enzykliken politisch und ideologisch prägend zu wirken, aber auch die Regierungsmethoden in den vatikanischen Zentralstellen. Deutlich wird auch die trotz aller geänderter politischen Rahmenbedingung ungebrochene Bedeutung der Nuntiaturen. Insgesamt wird ein abgerundeter und äußerst informativer Band vorgelegt, zu dem der Hg. Laura Pettinaroli zu gratulieren ist. Andreas Gottsmann

Fascismo/i e Resistenza. Saggi e testimonianze per Luciano Casali, a cura di Dianella Gagliani, Roma (Viella) 2015 (I libri di Viella 191), 388 pp., ISBN 978-88-6728-403-0, € 41.

Il volume curato da Dianella Gagliani è un insieme di saggi e testimonianze raccolti durante la giornata di studi in onore del Professor Luciano Casali tenutasi a Bologna nel novembre 2013. Come tutte le miscellanee di questo tipo, molti dei contributi sono poco più che trascrizioni di brevi interventi che ricordano l'importanza dell'insegnamento e dell'opera della persona che si vuole onorare. Tutta la seconda parte di questo volume, che non si distingue da altri libri di questo genere, è infatti dedicata a „Luciano Casali docente, studioso e costruttore di reti scientifiche“, corredata da „testimonianze di colleghi, collaboratori, allievi“. La prima parte, che invece raccoglie dei veri e propri saggi (di valore assai vario), è a sua volta divisa in due parti, secondo gli interessi e gli studi di Luciano Casali. La prima è dedicata a „Fascismo/i e Resistenza“, e la seconda al „Caso Emilia“. I saggi di maggiore interesse, in quanto risultati di ricerche originali, sono quelli dedicati alla Spagna, in particolare il primo di Vittorio Scotti Douglas, „Fare come in Spagna“: dalla guerriglia antinapoleonica alla Resistenza attraverso il Risorgimento (pp. 17–28), quello dedicato da Ricard Vinyes a La politica della dittatura franchista per il sequestro e la rieducazione dei figli dei dissidenti politici. Un progetto e un sistema (pp. 65–78), ed infine quello di Pere Ysàs a L'agonia della dittatura franchista (pp. 125–138). Tra i saggi dedicati all'Italia, si distingue quello di Roberta Mira, intitolato Partigianato e

difesa della popolazione civile (pp. 109–124), nel quale sono pubblicati i testi di alcuni accordi tra formazioni della Resistenza italiana e forze armate tedesche.

Amedeo Osti Guerrazzi

Thomas Frenz, *Abkürzungen. Die Abbrüviaturen der Lateinischen Schrift von der Antike bis zur Gegenwart*, Stuttgart (Hiersemann) 2014 (Bibliothek des Buchwesens 24), IX, 306 S., ISBN 978-3-7772-1400-9, € 188.

Abkürzungen sind ein genuiner Bestandteil der Sprache. Ihre Entzifferung erforderte Kenntnisse und Erfahrungen, aber auch Hilfsmittel. Diesen Zweck möchte der vorliegende Tafelbd. erfüllen, der die Monographie (Textbd.) selben Titels des Vf. (Stuttgart 2010; vgl. Rez. QFIAB 91 [2011], S. 475 f.) ergänzt. Die über 80 Textbeispiele werden durch vollständige Abb. wiedergegeben und mit Angaben zu Inhalt, Schrift und Abkürzungen kurz vorgestellt. Anschließend erfolgt eine vollständige Transkription der Texte mit Erläuterungen zu den einzelnen Abbrüviaturen. Der Zeitrahmen der ausgewählten Stücke reicht vom 1. Jh. n. Chr. (Grabstein eines römischen Soldaten) bis ins 21. Jh. (englische Abkürzungen in einem SMS-Text), wobei der Schwerpunkt auf dem Mittelalter liegt. Die ausgewählten Texte sind zehn Kategorien zugeordnet: I. Antike/Epigraphik (auch mit Beispielen zu Abkürzungen auf mittelalterlichen Inschriften und Inschriften auf Siegeln), II. Handschriften (10.–15. Jh.), III. Papsturkunden (11.–17. Jh.), IV. andere Urkunden (Texte aus Spanien, Frankreich, England, Venedig und aus dem Reich vom 12.–15. Jh.), V. Register und Gebrauchstexte (mit spätmittelalterlichen Beispielen), VI. Buchdruck (beginnend mit einer Passage aus der 42zeiligen Gutenbergbibel, S. 189), VII. Humanistische Schrift (Urkundenschrift, Kanzleischrift und Kursive), VIII. Volkssprachliche Texte (weitgehend deutsche Beispiele; es findet sich aber auch ein frz. Text aus dem ausgehenden 13. Jh., in welchem ein Kleriker Philipp III. von Frankreich die Grundgebete erläutert, S. 250–252, und ein Auszug aus dem Register des Kardinals Giovanni d’Aragona auf Italienisch mit lat. Einschüben, S. 256–259); IX. Individuelle Schriften mit Schriftbeispielen von Sebastian Brant, Jakob Wimpfeling, Michelangelo, Aventinus, König Heinrich VIII. von England (Brief an seine Geliebte und spätere Ehefrau Jane Seymour, S. 280 f.) und König Karl II. von Spanien. Schließlich finden sich unter X. (Kuriosa) u. a. ein modernes Abkürzungsverzeichnis von 1996 und drei Zeitungsannoncen für Gebrauchtwagen aus dem Jahr 2012. Die Angabe des Jahres 1631 für die Eidesformel des neuernannten Propstes von Berchtesgaden Cajetan Anton Nothafft (nicht Rotthafft!) ist in 1731 zu korrigieren (S. 103), denn die Ernennung Nothaffts fällt in der Tat, wie angegeben, in den Pontifikat Clemens’ XII. (1730–1740), und nicht in den Urbans VIII. (1623–1644). Der Bd. schließt mit einem Glossar der Fachtermini (S. 298–304). Die sehr anschauliche, gut gegliederte Publikation stellt eine willkommene Ergänzung des „Abkürzungs-Klassikers“ von Adriano Cappelli dar. Sie wird sich im akademischen Unterricht, aber auch im Selbststudium als Hilfsmittel nützlich erweisen.

Alexander Koller

Jürgen von Stackelberg, *Basso continuo. Übersetzungsgeschichte und Übersetzungskritik*, hg. von Annette Simonis, Linda Simonis, Essen (Christian A. Bachmann) ²2014 (Erstaufl. 2013) (Studia Comparatistica. Schriften zur Vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft1), 465 S., ISBN 978-3-941030-26-8, € 39,90.

Seit Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn hat den A. das Thema der Übersetzung nicht losgelassen, und auf dieses durchgängige Interesse bezieht sich auch das „Basso continuo“ im Titel. Vorliegender Bd. versammelt nun eine Reihe von Aufsätzen, die im Laufe der Jahrzehnte erschienen sind und die durch bisher unveröffentlichte Beiträge ergänzt werden. Er umfasst einen Zeitraum, der von der Antike bis ins 20. Jh. reicht, und behandelt vornehmlich den deutschen und romanischen Sprachbereich. Es geht dabei ausschließlich um die literarische Übersetzung. In einem einleitenden Kapitel werden einige systematische Probleme aufgeworfen, so die Frage, ob Gedichte grundsätzlich übersetzbar sind. Der A. bejaht sie und verweist hier u. a. auf eine Stelle aus Karl Vosslers Dante-Übersetzung, wo nach Aufgabe des Reimzwangs der Inhalt genau wiedergegeben werde und durch Lautmalereien der poetische Charakter bewahrt bleibe, oder die Übertragung eines Gedichts von Tasso durch Hugo Friedrich. Überhaupt ist er sich nicht sicher, ob Gedichte besser in gereimten Versen oder in – wenn auch nicht ganz kunstloser, aber eben inhaltlich genauerer – Prosa wiedergegeben werden sollten. Und ebensowenig will er sich letztlich auf Gründe festlegen, die eine Übersetzung veralten lassen, wenn sie sich nicht dem Zeitgeist hingibt und z. B. wie Ludwig Braunfels' Version des Don Quijote auf „deutschtümelnde Archaisierungen“ der wilhelminischen Epoche zurückgreift. In diesem Zusammenhang äußert der A. auch einen leisen Zweifel, ob es überhaupt einen Fortschritt in der Übersetzungsgeschichte gebe. Von der französischen und italienischen Tacitus-Übersetzungsgeschichte handelt das folgende Kapitel. Insofern es Italien betrifft, geht es im wesentlichen um Bernardo Davanzati, dessen sich durch Anschaulichkeit, Kürze und Lebendigkeit auszeichnende Version zuweilen in Vergrößerung, Stichwortartigkeit und anachronistische Modernisierung umschlage. Nach einer kurzen Erörterung der modernen deutschen Petrarca-Ausgaben kommen dann die Entwicklungen in der Renaissance, dem großen Zeitalter der Übersetzung, zur Sprache. In Frankreich habe Joachim Du Bellay zum ersten Mal in aller Klarheit erkannt, daß eine vollkommen stiladäquate Übersetzung unmöglich sei, und sich damit gegen vorgängige Orientierungen u. a. eines Leonardi Bruni gestellt. Seine Überlegungen zu einer freieren, selbständigeren Arbeitsweise kulminierten im 17. Jh. in den „schönen Ungetreuen“. Ansonsten wird in diesem Kapitel die Übersetzungsgeschichte mit dem Vergleich einzelner Versionen von wichtigen Autoren aus dieser Zeit wie Cervantes, Corneille und Molière behandelt. Für das 18. Jh. kommt mit Aurelio Bertóla noch einmal Italien in den Blick. An dessen Übertragung von Klopstock und vor allem von Salomon Gessner zeige sich noch die Vermittlerrolle, die Frankreich damals zwischen den nationalen Literaturen in Europa spielte, habe er sich doch bei seiner Arbeit stark an eine französische Ausgabe angelehnt; allerdings habe er auch auf das deutsche Original

zurückgegriffen, so daß man insgesamt von einem „übersetzerischen Eklektizismus“ sprechen könne. Gegen Ende dieses Jahrhunderts habe schließlich die Wende zu den „häßlichen Getreuen“ eingesetzt, die im Verlaufe weniger Jahrzehnte mit Nervals Faust- und Chateaubriands Miltonübersetzung zum Abschluß gekommen sei. Von einer linearen Entwicklungsrichtung möchte der A. dennoch nicht sprechen, da sich beide Formen bis heute finden. Angesichts der Schwierigkeiten, die eine Übersetzung Baudelaires stellt, betont er, daß eine wissenschaftliche Herangehensweise für die zweifellos auch künstlerisch geprägte literarische Übersetzungstätigkeit unabdinglich sei. Wie andererseits bei der Übertragung wissenschaftlicher Werke die in verschiedenen Bildungstraditionen wurzelnden Sprachunterschiede u. U. zu Sinnveränderungen bzw. -verengungen führen können, so daß es zuweilen besser sei, ein Wort nicht zu übersetzen, sondern als Lehnwort in die Zielsprache zu übernehmen. Diese systematisch-theoretischen und übersetzungsgeschichtlichen Überlegungen entwickelt der A. aus einer Reihe von Textbeispielen, deren konkrete Anschaulichkeit nicht im einzelnen wiedergegeben werden kann; ebensowenig lassen sich viele weitere interessante Einzelaspekte im Rahmen dieser Besprechung auf einen prägnanten Nenner bringen.

Gerhard Kuck

Maria Cristina De Rigo, *Bibliotheca Sapientiae. Bibliografia delle pubblicazioni sull'Università degli Studi di Roma La Sapienza 1515–2012*, presentazione di Francesco Avallone, prefazione di Laura Moscati, Roma (Vecchiarelli) 2013 (Dipartimento di Scienze Giuridiche, Sez. di Storia del Diritto Italiano), XVI+240 pp., ISBN 9788882473488, € 30.

La redazione di una bibliografia ragionata è un compito improbo, lento e insidioso, per di più non adeguatamente considerato, tanto che pochi sono coloro che si avventurano su questo terreno impegnativo. Il risultato di imprese siffatte è tuttavia un duraturo e indispensabile compagno di lavoro per gli studiosi. Va dunque salutata con rispetto questa densa bibliografia delle pubblicazioni sulla Sapienza, la veneranda istituzione erede dello *Studium Urbis* e anche dello *Studium Curiae*. In una breve introduzione (pp. xi–xv) l'autrice puntualizza le fonti e le biblioteche frequentate, le caratteristiche e i criteri applicati alla raccolta e alla scelta dei titoli: se accogliere quelli che si occupano ex-professo dell'istituzione universitaria romana è stato semplice e intuitivo, è la sensibilità individuale che di necessità ha guidato la cernita degli scritti meritevoli di inclusione nel diluvio di pubblicazioni di carattere più generale – sociale, politico, storico – ovvero di argomento eccentrico ma in qualche modo tangenti l'istituzione. La bibliografia non censisce le opere rimaste manoscritte, anche se viene data notizia delle due più importanti ad opera di Carlo Cartari e di Pantaleo Balsarini (pp. xiv–xv), auspicandone lo studio e l'edizione. Sono stati raccolti 1692 titoli a stampa (pp. 3–172), tutti singolarmente sfogliati e controllati, a partire da una bolla di Leone X del 1515 e fino al 2012 compreso. Le schede sono ordinate per

anno e all'interno di questo per autore o, in mancanza, per titolo; si dà indicazione dell'editore, delle pagine, nonché della collana ovvero della miscellanea o rivista (l'elenco di quelle citate in forma abbreviata a pp. 173–177). Per le stampe più antiche è offerta anche l'indicazione della biblioteca consultata e la collocazione. Facilitano il rinvenimento delle schede l'indice degli autori (per un totale di oltre milleduecento nomi; pp. 179–201) e il dettagliatissimo indice dei soggetti (pp. 203–239); quest'ultimo è anche una chiave per la consultazione di quei titoli di argomento più generale o comunque non specificamente incentrati sulla Sapienza. Compulsando le schede e gli indici alcuni aspetti appaiono particolarmente indagati; fra questi colpisce l'incidenza dei temi architettonici riguardanti sia l'antica sede con la borrominiana chiesa di Sant'Ivo sia la Città universitaria di Piacentini; molti sono i titoli riguardanti il periodo fascista e del dopoguerra; i musei degli istituti, le collezioni e le raccolte scientifiche, i fondi librari hanno anch'essi lodevolmente ricevuto ampia attenzione. Pare invece poco indagata la storia dell'editoria legata all'Università romana. Certo è che complessivamente, come nota Laura Moscati nella prefazione, la bibliografia „consente un'indagine sulla Sapienza nel suo interno e nelle sue aperture“. Il volume presenta delle pagine dense e compatte, ma ben leggibili. Osservandolo anche solo fisicamente ci si rende conto dell'andamento delle pubblicazioni: le pagine occupate dagli anni 1515–1984 sono praticamente equivalenti a quelle dal 1985 al 2012, a conferma della tendenza generale che negli ultimi lustri ha visto un accresciuto interesse per la storia delle università (quasi un contrappunto al triste decadimento delle istituzioni universitarie). Il limite cronologico della bibliografia non ha consentito di inserire il magnum opus di Brigide Schwarz, *Kuriuniversität und stadtrömische Universität von ca. 1300 bis 1471*, Leiden/Boston 2013, né ovviamente altri vari recenti studi quali quello di Antonella Pampalone, *Cerimonie di laurea nella Roma barocca: Pietro da Cortona e i frontespizi ermetici di tesi*, Roma 2015: questi attendono un coraggioso prosecutore della benemerita fatica di Maria Cristina De Rigo.

Paola Maffei

Andreina Rita, *Biblioteche e requisizioni librerie a Roma in età napoleonica. Cronologia e fonti romane*, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2012 (Studi e Testi/Biblioteca Apostolica Vaticana 470), 560 S., ISBN 978-88-210-0885-6, € 60.

Dass Napoleon Bonaparte zur Erweiterung der Bestände der Vatikanischen Bibliothek beigetragen hat, ist in der Öffentlichkeit wenig bekannt. Die Erinnerung an ihn ist eher mit dem Transfer von Kunstwerken nach Paris verbunden. Als der Korse anordnete, den Kirchenstaat und sein Zentrum in das französische Kaiserreich zu integrieren, wurde die französische Religionspolitik auch auf die päpstlichen Territorien übertragen: Konvente wurden geschlossen, der Klerus zum Eid auf das neue Regime verpflichtet, der Ordensklerus drastisch reduziert. Zur Politik der Zerschlagung der kirchlichen Macht gehörte auch hier die Neuordnung des Kultur- und Wissenschafts-

sektors und die Beschlagnahmung der Bestände zugunsten der neuen Zentralbibliotheken, der *Vaticana* und der *Casanatense*. Bereits 1810 war dekretiert worden, dass alle „wertvollen Bücher und Manuskripte der aufgehobenen Bibliotheken“ Roms und des Tiber-Départements in der zur städtischen Bibliothek gemachten *Casanatense* deponiert werden sollten. Eine dreiköpfige Kommission hatte auf Geheiß des Bürgermeisters die Ortsbegehungen und die Beschlagnahmungen vorzunehmen. Die Munizipalität setzte diesen Plan um, ohne sich darum zu kümmern, dass am 25. 2. 1811 ein kaiserliches Dekret ergangen war, das vorschrieb, den Bücherschatz der religiösen Einrichtungen in der *Vaticana* – die als kaiserliche Bibliothek fungieren sollte – zu deponieren. Während die Beauftragten des Intendanten Daru die Bestände der Quirinalsbibliothek dorthin abtransportierten, prüften und beschlagnahmten die drei Experten der Munizipalität (Assemani, Lanci und Lelli) die Bestände der aufgehobenen Konvente. Allerdings hatten die Kleriker in etlichen Fällen versucht, die wertvollen Objekte an anderen Stellen zu verstecken, um sie dem Zugriff der staatlichen Experten zu entziehen. 12 Konvente wurden in einer ersten Phase durchsucht, bevor mit der Nominierung des Kommissars Fortia die Konfiskationen intensiviert und auf etwa weitere 50 geistliche Einrichtungen ausgedehnt wurden. Nur sechs Konvente entgingen der Beschlagnahmung, weil dort, so die Konfiskationsprotokolle, keine Bücher mehr gefunden wurden. Die Vf. rekonstruiert detailliert, quellennah und kenntnisreich, Konvent für Konvent, sowohl die Aushändigung von Beständen an die staatlich beauftragten Kommissare und Konservatoren der Zentralbibliotheken als auch die Probleme der Restitution dieser Schätze nach 1814 an die früheren Eigentümer, die zu einer Odyssee von Teilen der Bestände (Bücher wie Archivalien) führte. Anhand der Analyse der Berichte und Abgabelisten, die sich im römischen Staatsarchiv, im Archiv der Vatikanischen Bibliothek wie der *Casanatense* befinden, erstellt die Vf. ein Bild der prekären Existenz der Konvente und Klöster Roms in den Jahren des französischen Empire 1810–1813 ebenso wie ihres Reichtums an Manuskripten und Druckwerken. Die Konfiskationen und Rückgaben werden Einrichtung für Einrichtung mit einem dichten Apparat an Archivverweisen beschrieben. Die Zahlenangaben über die zwischen 1812 und 1813 in die *Vaticana* verbrachten Bücher schwanken zwischen 14 000 und 20 000 Bänden. Battaglini und sein Mitarbeiter Baldi ordneten die Neuerwerbungen, die dort eine eigene Sammlung (*la terza raccolta*) bilden sollten, nach Sachkriterien. In der Restaurationszeit musste der größte Teil der beschlagnahmten Bände wieder an die Vorbesitzer zurückgegeben werden. Die Neuerwerbungen führten auch zur Erstellung von neuen Katalogen, wie dem Index der Wiegendrucke des 15. Jh. in der *Vaticana*. Dieser Bestand, der erst seit Pius VI. separat von den anderen Druckwerken aufbewahrt wurde, war 1814, dank der Neuzugänge, von 620 auf 967 angestiegen. Die Konfiskatoren für die kaiserliche wie für die städtische Sammlung interessierten sich insbesondere für Werke, die in diesen Bibliotheken noch nicht vorhanden waren. Der größere Teil der Klosterbibliotheken blieb vor Ort und wurde als auszusondernd angesehen. In den oberen Etagen des *Collegio Urbano* und der *Propaganda Fide* befand sich ein Depot für die „Restbe-

stände“ aus wenigstens 15 Klosterbibliotheken. Ein Teil dieser Bücher wurde nach Formaten geordnet, vermutlich ohne auf die Provenienzen Rücksicht zu nehmen, und in mehreren Anläufen verkauft. Präfekt De Tournon autorisierte die Versteigerungen, die 1813 stattfanden und die über gedruckte *avvisi* publik gemacht worden waren. Sie brachten der Staatskasse jeweils mehrere Hundert *scudi* ein. Der vorliegende Band stellt nicht nur ein unverzichtbares Nachschlagewerk zur Bibliotheksgeschichte dar, sondern auch eine Fundgrube für eine Vielzahl von kulturgeschichtlichen Fragestellungen.

Lutz Klinkhammer

Gian Luca Potestà, *L'ultimo messia. Profezia e sovranità nel Medio Evo*, Bologna (Il Mulino) 2014 (Saggi 803), 252 pp., ISBN 978-88-15-25102-2, € 22.

LA. è, da molti anni, uno dei più noti ed apprezzati studiosi dello Spiritualismo francescano ma ha sempre coltivato interessi più ampi e diacronici nell'ambito della Storia del Cristianesimo. Il volume che viene qui segnalato è una brillante testimonianza di questa sua capacità di affrontare problematiche molto complesse seguite lungo l'arco di un millennio. Fulcro dell'indagine non è il profetismo in senso lato, ma un suo particolare aspetto, il profetismo politico, la genesi e le trasformazioni dei messianismi cristiani. La ricerca parte infatti dal presupposto che, contrariamente a quanto affermato da Gershom Scholem, la dimensione messianica non sia caratteristica del mondo ebraico, ma sia invece presente nella tradizione cristiana, assumendo nel tempo e nei diversi contesti geografici forme molto varie e tra loro variamente intrecciate. Caratteristica comune dei testi esaminati è il carattere quasi sempre anonimo (rari sono i casi di autori identificati) e il grande successo di molte di queste opere, non in pochi casi tradite in decine, se non centinaia, di manoscritti. Punto di partenza della ricerca è il *Vaticinio di Costante*, prodotto alla metà del VII secolo, quando all'imperatore Costante II – che aveva da poco assunto il potere – viene attribuito il compito di completare la cristianizzazione del mondo prima di deporre le armi e il potere a Gerusalemme. L'invasione araba del Medio Oriente è invece alla base dell'*Apocalisse dello Pseudo-Methodio*, che condensa la speranza di una liberazione dall'Islam da parte di un risorto potere imperiale. L'Occidente cristiano porta un primo contributo allo sviluppo di queste tematiche solo nel X secolo, quando il monaco Adson, scrivendo su invito della regina dei Franchi occidentali e sorella del re dei Franchi orientali, Gerberga, attribuisce ai Franchi la funzione svolta fino a quel momento dall'impero bizantino. Si tratta comunque di una breve parentesi: la *Sibilla Tiburtina*, composta pochi anni dopo in un ambito fortemente critico nei confronti di Ottone III, riproponeva il vagheggiato ritorno della potenza bizantina nell'Italia meridionale. Lo scontro tra Papato e Impero, e soprattutto gli anni di impero del Barbarossa, segnano un'ulteriore svolta: il recupero della figura di Carlo Magno e del suo leggendario viaggio in Oriente dovrebbero rafforzare la posizione ideologica dell'Impero nei confronti del Papato. Particolarmente ricco di temi messianici sarà

poi il periodo dello scontro tra Federico II e i papi suoi contemporanei, nel corso del quale le stesse tematiche apocalittiche verranno utilizzate a fine di propaganda da entrambe le parti in conflitto. La fine dello scontro tra i grandi poteri universali pone al centro dei testi profetici la figura del papa. Anche se alla base di questa „svolta“ è, anche in questo caso, un testo elaborato in ambito bizantino nel IX secolo (*Gli oracoli di Leone*), la vastissima produzione profetica due-trecentesca, interessante anche per il ricco corredo iconografico che spesso accompagna queste opere, propone – da una parte – la figura del ‚papa angelico‘ mentre – dall’altra – si pone come espressione della nuova pretesa papale alla „pienezza dei poteri“. Nel contempo, alla monarchia francese venne riconosciuto, per un paio di secoli, il ruolo in precedenza attribuito all’Impero. L’A. dimostra, nel corso del suo lavoro, una approfondita conoscenza di una ricchissima bibliografia, attinente a tutte le tematiche affrontate, che contribuisce non poco alla solidità della sua proposta interpretativa. Giulia Barone

David L. D’Avray, *Papacy, Monarchy and Marriage, 860–1600*, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XIII, 355 S., ISBN 978-1-107-06253-5, GBP 65.

David D’Avray, Mediävist am University College London, dessen Buch „*Medieval Marriage: Symbolism and Society*“ (Oxford 2005) inzwischen zu einem Standardwerk geworden ist, legt zwei parallele Abhandlungen über Heiraten von Königen im Mittelalter vor (das zweite Buch trägt den Titel „*Dissolving Royal Marriages: A Documentary History, 860–1600*“, erschienen Cambridge 2014). Dieser in erster Linie die Quellen enthaltende Band und die hier angezeigte Analyse nehmen in einer etwas gewöhnungsbedürftigen Form aufeinander Bezug. Im Kern geht es dabei um den Gegensatz zwischen dem päpstlichen Anspruch auf klare Regulierung der Eheschliessung und dem Zwang des Heiligen Stuhles zu diplomatischem Lavieren mittels des Instruments der Dispens gegenüber den endogamen, Herrschaft sichernden Ansprüchen königlicher Häuser. Die einzelnen Fallbeispiele, von Lothar (gegen Papst Nikolaus I.) über Philipp II. Augustus von Frankreich (gegen Innozenz III.) bis hin zu Heinrich VIII. von England, sind in den Details hinreichend untersucht. D’Avray geht es vor allem um die dahinter liegenden Konzepte (wie Polygynie, Polygamie und Endogamie) und die kanonistischen Implikationen (biologische und geistliche Verwandtschaft, Impotenz, „Verlobung“ und Dispens). D’Avray bündelt seine Ergebnisse in zehn Thesen (S. 238–242) und der Feststellung „*The rise of formal legality [id est: of dispensation provisions], guarding indissolubility and ensuring respect for kinship rules, only represents demonstrable progress within its system of values*“ (S. 241) und sieht auch Max Webers Behauptung, das kanonische Recht sei „von allen heiligen Rechten am meisten an streng formaler juristischer Technik orientiert“ (S. 242 Anm. 7) durch seine Untersuchung der königlichen Eheprozesse bestätigt. Schade, dass dem Autor die einschlägigen Aufsätze von Peter Landau (jetzt bequem zusammengestellt in: Peter Landau, *Europäische Rechtsgeschichte und kanonisches Recht im Mittelalter*,

Badenweiler 2013, hier S. 633–757: Kanonisches Eherecht) entgangen sind. Er hätte dort manche Anregung und weiterführende Gedanken entdecken können!

Ludwig Schmugge

Richard C. Hoffmann, *An environmental history of medieval Europe*, Cambridge (Cambridge University Press) 2014 (Cambridge medieval textbooks), XVII, 409 S., Abb., ISBN 978-0-521-70037-5, £ 18,99.

Der kanadische Mediävist Richard C. Hoffmann, ein außerhalb des anglophonen Raums zu wenig bekannter Umwelthistoriker und anerkannter Spezialist nicht nur für mittelalterliche Fischerei und ostmitteleuropäische Geschichte, verschafft in seinem vorliegenden Handbuch der Umweltgeschichte als florierender Subdisziplin endlich ein mittelalterliches Standbein. Oder vielmehr: Er legt einen meisterlichen Abriss vor – für Studierende wie Fachhistoriker gleichermaßen – über das, was man innerhalb der mediävistischen Disziplinen als Umweltgeschichte verstehen kann. Dem Emeritus aus Toronto gelingt dabei sehr viel: Nicht nur deckt er wirklich alle Teilepochen der mittelalterlichen Geschichte befriedigend ab, inklusive eines grundlegenden Rückblicks in die Spätantike; er behandelt auch die drei großen Naturräume des Kontinents – das atlantisch-maritime, das mediterrane und das kontinentale Europa – mit vergleichbarer Aufmerksamkeit und Tiefenschärfe. Zudem bietet der Autor eine theoretische Verankerung durch ein weiterentwickeltes Modell der Mensch-Natur-Interaktion. Dieser theoretische Rahmen wird an verschiedenen Beispielen immer wieder mit Leben gefüllt. In zehn Kapiteln eröffnet sich ein Panorama, dem man kaum Lücken ankreiden kann: Hoffmann dekonstruiert die Vorstellung, in Europa habe es im Mittelalter noch Wildnis gegeben, und auch die Adaptionsprozesse des Frühmittelalters erzählt er nicht ausschließlich als Krise, sondern zeigt am Beispiel Venedigs und der Friesen, wie auch widrige Rahmenbedingungen Gesellschaften zum Vorteil gereichen konnten. Immer wieder rekurriert er in seinen Ausführungen auf zwei Herangehensweisen, die er als emisch bzw. etisch definiert: Einerseits die Perzeption der Zeitgenossen – dem symbolischen Naturverständnis gerade eher naturferner Kleriker ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Andererseits nimmt er den distanzierten Blick des Historikers ein, betont die Schwierigkeiten der Quellenlage und macht deutlich, in wie weit naturwissenschaftliche Befunde ergänzend herangezogen werden können. Kern seines Buches sind drei Kapitel zu Landnutzung und Landschaftsveränderung sowie der Nutzung biologischer wie anorganischer Ressourcen und deren Nachhaltigkeit. Hier wird deutlich, wie ganze Forschungsfelder wie Agrar- und Technikgeschichte, Siedlungsforschung und Ernährungsgeschichte unter dem umwelthistorischen Ansatz an neuer Relevanz und Attraktivität gewinnen können. Auch neuere Subdisziplinen wie Forschungen zu Naturkatastrophen, Epidemien und Klimageschichte bindet der Autor überzeugend in sein Gesamtbild einer mediävistischen Umweltgeschichte ein. Es ist die Perspektivenverschiebung und die

systemische Herangehensweise, die den Reiz der Lektüre ausmacht: Mit dieser Monographie erscheinen etwa die Forschungen zum hochmittelalterlichen Landesausbau in Ost- und Mitteleuropa nicht mehr angestaubt, sondern gieren nach einer Neuordnung. Natürlich führt der Handbuch-Charakter der Monographie zu Defiziten wie einer starken Einengung der kapitelweise zur Verfügung gestellten Bibliographien mit bevorzugt anglophonen Autoren (obwohl erkennbar sehr viel mehr in das Buch eingeflossen ist, als angegeben wurde). Bedauerlich auch, dass nur Quellenzitate mit detaillierten Nachweisen versehen wurden. Lücken bleiben nicht aus, z. B. fehlen deutschsprachige Autoren wie Ernst Schubert und Christian Rohr, und auch Massimo Montanaris Studien zur Ernährungsgeschichte hätten in der weiten Definition des Forschungsgebiets noch Platz gefunden. Aber das sind wirklich keine substantiellen Einwände: Hofmanns Monographie hat das Zeug, zum Klassiker zu werden und eine entstehende Subdisziplin, die mittelalterliche Umweltgeschichte, zu prägen. Eine breite Rezeption auch außerhalb der anglophonen Geschichtswissenschaft ist dem erfreulich günstigen Buch zu wünschen.

Martin Bauch

Iberia pontificia. Sive repertorium privilegiorum et litterarum a Romanis pontificibus ante annum MCLXXXVIII Hispaniae et Portugalliae ecclesiis monasteriis civitatibus singulisque personis concessorum, vol. 2: Dioceses exemptae: Diocesis Legionensis, conguessit Iacobus Domínguez Sánchez cooperante Daniele Berger, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2013 (Regesta Pontificum Romanorum), XXX u. 166 S., ISBN 978-3-525-31001-4, € 69,99.

Das zügige Voranschreiten der *Iberia Pontificia* gehört zu den erfreulichen Entwicklungen bei der Weiterführung des umfangreichen Göttinger Papsturkundenwerkes. Mit dem Band zur exemten Diözese Burgos eröffnete Daniel Berger im Jahr 2012 diese Reihe des von Paul Fridolin Kehr mit der *Italia Pontificia* (seit 1906) begonnenen Unternehmens. Dem Ziel, sämtliche in der *christianitas* verbreiteten Papsturkunden sowie Urkunden von päpstlichen Legaten und delegierten Richtern bis 1198 zu erfassen, nähert man sich durch die Aufteilung in Länder und Regionen. Das ursprüngliche Konzept von Kehr wurde überarbeitet und differenziert, so dass mittlerweile 13 Reihen vorgesehen sind. Unter der Ägide von Klaus Herbers als Projektleiter erschienen jüngst Bände der *Bohemia-Moravia Pontificia*, der *Polonia Pontificia*, der *Anglia Pontificia* und eben der *Iberia Pontificia* (Übersicht über die Publikationen online unter: <http://www.papsturkunden.gwdg.de/Pius-Stiftung/Publikationen/publikationen.html>; Stand: 23.7.2015). Der hier zu besprechende zweite Teil der *Iberia Pontificia* zum Bistum León wurde von Santiago Domínguez Sánchez in Zusammenarbeit mit Daniel Berger vorgelegt. Beide sind ausgewiesene Experten auf dem Feld der Beziehungen zwischen dem Papsttum und der Iberischen Halbinsel. Domínguez Sánchez hat durch die 2003 publizierte Edition der Papsturkunden für León den entscheidenden Beitrag für diesen Band selbst geleistet. Das westlich an die Diözese

Burgos angrenzende Bistum León wurde nach der Zerstörung durch die Araber im 8. Jh. in der Mitte des 9. Jh. wieder errichtet. Da der Ort auch Hauptsitz des asturischen, später leonesischen Königums war, kam ihm über viele Jahrhunderte eine zentrale Bedeutung zu, die ihn auch in das Blickfeld der römischen Kirchenreformer des 11. Jh. rückte. Aus der Zeit Papst Gregors VII. (1073–1085) sind die ersten unstrittig überlieferten Papst- und Legatenurkunden erhalten, von 1083/84 das erste von insgesamt 47 original tradierten Stücken, die in dieses Regestenwerk Aufnahme fanden. Die ersten Urkunden Gregors VII. galten aber nicht dem Bistum, sondern dem nach Unabhängigkeit von der diözesanen Aufsicht strebenden Kloster Sahagún, das durch die cluniazensische Reform geprägt war. Auch das Bistum León besann sich angesichts von Bestrebungen, die alte Kirchenstruktur des Westgotenreiches am Ende des 11. Jh. wieder aufleben zu lassen, seiner besonderen Stellung und ließ sich von Paschalis II. (1099–1118) im Jahr 1104 ein Freiheitsprivileg ausstellen, um fortan nur noch dem Papst zu unterstehen. Die zunächst umstrittene Exemtion war seit dem Pontifikat Hadrians IV. (1154–1159) akzeptiert. Von den insgesamt 218 Regesten in diesem Band entfallen 170 auf Urkunden von Päpsten, päpstlichen Legaten und delegierten Richtern, die an das Bistum, die Kathedralkirche, die zehn in der Diözese liegenden Klöster sowie an Laien von Stadt und Diözese gerichtet sind, 48 Regesten notieren die Kontaktaufnahme von Personen und Institutionen mit der Kurie, welche Stadt und Bistum León betreffen. Den Überblick über Datum, Aussteller und Adressat der erhaltenen, erschlossenen, gefälschten und zweifelhaften Stücke geben die zu Beginn des Bandes gesetzten Listen (S. XVII–XXX). Sie verdeutlichen neben einem kontinuierlichen Anstieg der Beziehungen zwischen Kurie und Diözese im 12. Jahrhundert vor allem auch die Bedeutung der päpstlichen Legaten für den Austausch zwischen Peripherie und Zentrum. Der Fortschritt, den die Papsturkundenforschung seit der chronologischen Erfassung durch Jaffé-Loewenfeld (JL) vor 120 Jahren gemacht hat, ist ebenfalls eindrucklich dokumentiert: Von den 112 hier regestierten Papsturkunden wurden lediglich 41 schon in JL notiert, 71 nicht. Die Urkunden von päpstlichen Legaten und delegierten Richtern waren für dieses Verzeichnis ohnehin nicht beachtet worden. Zwar ist keine der in Iberia Pontificia 2 berücksichtigten Urkunden der Forschung bisher gänzlich entgangen, aber es ist doch ein erheblicher Gewinn, dass die verstreuten Kenntnisse aus Editionen und Regestenwerken sowie der Forschungsliteratur in diesem Band zusammengeführt und auf den aktuellen Stand gebracht worden sind. Das gilt besonders für die große Anzahl der Originalurkunden, deren Archivsignaturen vermerkt und deren äußere Merkmale mit knappen Bemerkungen skizziert sind. Die präzise Wiedergabe der notwendigen Informationen entspricht dem hohen Standard der Reihe. Auf die schon erwähnten Listen zu Beginn des Bandes folgt eine Übersichtskarte des Bistums León. Den Regesten für die einzelnen Institutionen sind jeweils eine Literaturübersicht mit Kurztiteln, eine Beschreibung der Archivsituation und eine historische Einführung auf Latein sowie ein Siglenverzeichnis vorangestellt. Die ebenfalls auf Latein verfassten Regesten folgen dem üblichen Schema mit einem ausgeklügelten System von Angaben und Verweisen.

Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis schließen diesen weiteren wichtigen Baustein der Papsturkundenforschung ab. Claudia Zey

Norman Bade/Bele Freudenberg (Hg.), *Von Sarazenen und Juden, Heiden und Häretikern. Die christlich-abendländischen Vorstellungen von Andersgläubigen im Früh- und Hochmittelalter in vergleichender Perspektive*, Bochum (Winkler) 2013, 192 pp., ISBN 978-3-89911-202-3, € 33,60.

Negli ultimi anni, il tema dell'immagine dell'altro nella cultura medievale è stato oggetto di una vera e propria 'esplosione' che ha prodotto una nutrita schiera di monografie, saggi, contributi critici e atti di convegni di diversa importanza e qualità. In tale campo, ha giocato e continua a giocare un ruolo fondamentale il problema delle visioni del fenomeno politico-religioso islamico elaborate dalle culture circostanti. La maggior parte degli studi a esso dedicati a partire dai fondamentali saggi „Seeing Islam as Others Saw it“ di Robert G. Hoyland (Princeton N. Y. 1997) e „Saracens. The Islam in the Medieval European Imagination“ (New York 2002) di John Tolan, si sono concentrati sull'idea del mondo musulmano sviluppatasi nel tempo tra i cristiani d'Oriente e d'Occidente in epoca medievale, ma non sono mancati studi dedicati alla percezione islamica dell'Occidente cristiano, come ad esempio il saggio famoso di Bernard Lewis sui musulmani alla scoperta dell'Europa (The Muslim Discovery of Europe, New York 1982). Un caso interessante rappresenta poi un recente saggio di Nizar F. Hermes intitolato *The [European] Other in Medieval Arabic Literature and Culture* (New York 2012), che tenta una lettura delle descrizioni arabe medievali dell'Occidente utilizzando le teorie degli studi post-coloniali e delle letterature comparate, ma che risulta del tutto inadeguato dal punto di vista storico e filologico. Estremamente deludente, almeno per quanto riguarda la sezione dedicata all'Islam, appare anche lo studio di Hans-Werner Goetz, *Die Wahrnehmung anderer Religionen und christlich-abendländisches Selbstverständnis im frühen und hohen Mittelalter* (Berlin-Boston, Akademie Verlag 2015), che si limita in gran parte a riproporre quanto già analizzato da John Tolan e che soprattutto considera l'Islam esclusivamente in quanto fenomeno religioso. Ad alcuni di questi lavori più o meno recenti (ai quali naturalmente si affiancano molti altri), fanno esplicito riferimento teorico Norman Bade e Bele Freudenberg, curatori del volume „Von Sarazenen und Juden, Heiden und Häretikern“, che tuttavia, nella loro introduzione, stranamente non citano il libro di Hoyland, vero e proprio capostipite di questo filone di studi, né il più recente e utilissimo compendio di Michelina Di Cesare, *The Pseudo-Historical Image of the Prophet Muhammad in Medieval Latin Literature: A Repertory* (Berlin-Boston 2012). Il libro edito da Bade e Freudenberg si colloca dunque nel solco di una tradizione di studi estremamente consolidata e non spicca certo per originalità tematica e teorica. Tuttavia, alcuni dei saggi che lo compongono rivestono un certo interesse. Il primo di essi è quello dello stesso Bade (Stereotype Vorstel-

lungen? Die christlich-abendländische Wahrnehmung der Sarazenen im Spiegel der französischen Historiographie zu Beginn des 11. Jahrhunderts, pp. 13–53), dedicato agli stereotipi sui ‚Saraceni‘ rintracciabili nella storiografia francese del periodo delle prime Crociate. L'autore analizzando in particolare le opere di Ademaro di Chabannes e di Rodolfo il Glabro e paragonandole alle fonti storiche del IX e X secolo, mette in luce come queste ultime, nelle descrizioni dei musulmani, utilizzino soprattutto categorie di tipo etnico e antropologico, mentre gli autori dell'XI secolo, anche a causa della maggior sensibilità al tema suscitata dalle Crociate, siano i primi a fornire un tentativo di analisi, per quanto imperfetto e stereotipato, dell'Islam come fenomeno anche religioso. Questa interessante intuizione di Bade sarebbe da sostanziare passando i singoli elementi della rappresentazione dell'Islam fornita in queste fonti al vaglio dell'aderenza, sia pure polemicamente deformata, alla realtà religiosa islamica, anche per evidenziare il grado di conoscenza che di essa avevano gli autori. Nel saggio non v'è alcuna traccia di questa operazione, ma si può sperare che essa venga messa in atto in un prossimo futuro. Il secondo articolo del volume è firmato da Claudia Valenzuela (Die Sarazenen als religiöse Feinde? Vielstimmigkeit und ambivalente Vorstellungen am Beispiel ausgewählter Schriften aus dem Norden der Iberischen Halbinsel aus dem 12. Jahrhundert, pp. 55–85), che approfondisce la medesima tematica affrontata da Bade, spostando l'orizzonte cronologico al XII secolo e quello geografico alla Penisola iberica. In questo caso, anche grazie al tipo della documentazione analizzata, i riscontri fra narrazioni latine e realtà religiosa islamica sono assai più serrati e l'autrice fa un uso assai pertinente della letteratura islamistica secondaria, e ciò giova molto ai contenuti del lavoro. Segue il saggio di Anna Auras (... *ex Iudaeo conversus, sed praecordialiter fidelis erat*. Wie wurden Juden und ihre Religion im 12. Jahrhundert wahrgenommen? Eine Betrachtung der Werke Guiberts von Nogent und einiger seiner abendländischen Zeitgenossen, pp. 87–108), che si concentra sul tema della rappresentazione della religione ebraica nella letteratura europea del XII e in particolare nell'opera di Guibert di Nogent. Ai temi interessanti della rappresentazione dei pagani e delle eresie nella pubblicistica medievale sono poi dedicati due interventi di Hans-Werner Goetz (Die Wahrnehmung der Heiden in den Viten Ottos von Bamberg, pp. 109–129; Wandel des Häresiebegriffs im Zeitalter der Kirchenreform? Eine Betrachtung der Streitschriften Humberts von Silva Candida und Gottfrieds von Vendôme, pp. 131–152). Il libro si conclude con l'analisi di un notevole caso di polemica religiosa anti-bizantina sullo sfondo del ‚Grande Scisma‘ a opera dell'altra curatrice, Beate Freudenberg (Trennende und verbindende Elemente in der Wahrnehmung der griechischen Religion in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Das Beispiel des Anselm von Havelberg, pp. 153–189).

Marco Di Branco

Ulrich Schludi, Die Entstehung des Kardinalkollegiums. Funktion – Selbstverständnis – Entwicklungsstufen, Ostfildern (Thorbecke) 2014 (Mittelalter-Forschungen 41), 480 S., ISBN 978-3-7995-0537-6, € 52.

Die umfangreiche, von Stefan Weinfurter betreute Heidelberger Dissertation versucht eine Erklärung für den Wandel des römischen Kardinalklerus, der vor dem Einsetzen der Reform zur Mitte des 11. Jh. überwiegend seelsorgliche und liturgische Aufgaben wahrnahm und überschaubare organisatorische Funktionen im Dienst des Papsttums ausübte, zum Kardinalskollegium, das nicht nur das exklusive Wahlgremium bildete, sondern auch als untentbehrllicher Beraterstab der Päpste die Regierung der gesamten lateinischen Kirche auf den Feldern der Gerichtsbarkeit, des Legationswesens, der theologischen Doktrin und der zeremoniellen Repräsentation zusammen mit dem Papst und anderen Teilen der römischen Kurie besorgte. Die hier gewählten chronologischen Eckpunkte sind die beiden Papstwahldekrete von 1059 und 1179. Schludi will mit der Untersuchung von zwei ergiebig erscheinenden Feldern über die bisherigen Forschungsergebnisse hinauskommen, einerseits mit den Unterschriften der Kardinäle auf päpstlichen Urkunden zwischen 1088 und 1143 (S. 25–130), andererseits mit der möglichst genauen Analyse der Papstwahlen zwischen 1059 und 1159 (S. 131–376). Zugrunde liegt da wie dort die Frage nach dem Anteil der Untergruppen des römischen Kardinalklerus, also der Kardinalbischofe, Kardinalpriester, Kardinaldiakone und der niedrigeren Kardinalkleriker und nach ihrem Verschmelzen zu einem weitgehend homogenen Kollegium. Von den zumeist eigenhändigen Unterschriften der Kardinäle auf den auch graphisch beeindruckenden Privilegien geht seit jeher eine große Faszination aus, zumal sich die Bedeutung nicht ohneweiters erschließt und auch zeitgenössische Interpretationen dieses Usus nicht vorliegen. Signalisieren die Unterschriften der Kardinäle Mitwirkung, Zustimmung, Mitbestimmung, Zeugenschaft oder gar nur rituellen Dekor? Die im Vordergrund stehende Methode zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen besteht nicht im Abwägen des Gewichtes der unterschreibenden Persönlichkeiten, für die im Untersuchungszeitraum durchaus ausreichende biographische Daten zur Verfügung stehen würden, sondern im Zählen. Damit lasse sich die absolute Größe des Beraterstabes der Päpste feststellen und der jeweilige Anteil der Kardinalbischofe, Kardinalpriester und Kardinaldiakone und die Präferenzen der Päpste bestimmen. Als Ergebnis bietet er an: Zu Anfang des 12. Jh. ist der Beraterstab aus dem Kardinalklerus relativ klein, aber er vergrößert sich in den folgenden beiden Jahrzehnten stetig. Der entscheidende Umschwung erfolgt in der ersten Hälfte des Pontifikates Innocenz' II., da nunmehr fast alle Kardinäle in die Entscheidungsfindung eingebunden werden. Zu Ende des anakletianischen Schismas ist die prinzipielle Gleichstellung der Ordines der Kardinäle erreicht, während andere Gruppen, etwa die Kardinalsubdiakone, aus der maßgeblichen Mitbestimmung ausscheiden. Schon an dieser Stelle seien einige kritische Rückfragen angebracht: Die Frage, warum die Kardinäle überhaupt ihre Unterschrift auf das Pergament setzen, sollte intensiver gestellt werden, denn die entschieden vorgetragene Hypothese, sie

bedeute Mitbestimmung, belastet die weiteren Überlegungen. Läßt sich durch die überwiegend numerische Analyse der Unterschriften über deren Funktion wirklich Entscheidendes aussagen? Wäre nicht die intensivere Untersuchung des Bezuges zwischen dem rechtlichen Gehalt des Privilegs und den geleisteten Unterschriften erhellender? Ist das zugrunde liegende Raster der Untergruppen des Kardinalklerus nicht zu starr? Bei der Untersuchung der Papstwahlen zieht Schludi die umfangreiche Forschungsliteratur in großer Vollständigkeit heran. Der gewählte Blickwinkel ist wieder der Anteil der Untergruppen des Kardinalklerus – aber auch des *populus*, also des römischen Adels – und die Durchsetzung ihrer spezifischen Interessen bei der Wahl des neuen Bischofs von Rom. Stabil bleibt dabei auf jeden Fall das Ziel der Einmütigkeit und die Beteiligung eines „inneren“ und eines „äußeren“ Wählerkreises. Als Ergebnis stellt Schludi fest, daß sich bis Paschal II. die einzelnen Kardinalsordines unterschiedlich stark an diesem Prozeß beteiligten und daß bei den folgenden Papstwahlen eine nivellierende Tendenz zu beobachten sei. Die Annahme sei nicht berechtigt, bereits 1130 sei das Kardinalskollegium als agierende Einheit zu fassen, da sich die Wählenden doch noch in erheblichem Maße als Mitglieder ihres Ordo verstanden. Der entscheidende Durchbruch sei bei der Wahl Hadrians IV. 1154 erfolgt, von nun an sei ein einheitliches Kardinalskollegium am Werk gewesen. Seine Bestätigung fand dieser lange Weg im Papstwahldekret des Dritten Laterankonzils, das ein exklusives Wahlrecht der Kardinäle festschrieb, die Zweidrittelmehrheit für eine gültige Wahl fixierte – was eine prinzipielle Gleichstellung aller Mitglieder der Ordines voraussetzte – und die bisherigen konstitutiven Zeremonien mit Stillschweigen übergang. Auch bei diesem zweiten Teil seien kritische Einwände nicht unterdrückt: Die neuerliche Fixierung auf die Gruppen innerhalb des Kardinalklerus verstellt den differenzierten Blick auf die je unterschiedliche Situation am Ende eines Pontifikates. Die Interessen der Kardinäle artikulierten sich wohl nicht überwiegend an der Zugehörigkeit zu einem Ordo, ganz abgesehen davon, daß der Normalfall einer Karriere an der Kurie die Promotion vom einem niedrigeren zu einem höheren Ordo darstellte, was von vornherein die Festigkeit eines Gruppenbewußtseins in Frage stellt. Wie ist der Widerspruch aufzulösen, daß nach dem Befund der Kardinalsunterschriften die Konstituierung eines einheitlichen Kardinalskollegiums unter Innocenz II. – einerlei ob im wesentlichen schon 1130 oder 1132 oder 1139, je nach Forschungsmeinung – erfolgt sei, nach der Untersuchung der Papstwahlen hingegen erst in den Fünfzigerjahren des 12. Jh.? Die Dissertation verdient ein hohes Maß an Anerkennung. Sie versucht sich an einem zentralen Teil der hochmittelalterlichen Papst- und Kurialgeschichte, verarbeitet immenses Quellenmaterial und ausufernde Forschungsliteratur (Verzeichnis S. 427–465), bringt unbezweifelbare Fortschritte und regt die Diskussion an. Aber es bleiben methodische Fragen offen.

Werner Maleczek

Chris Wickham, *Sleepwalking into a New World. The emergence of Italian city communes in the twelfth century*, New Jersey (Princeton University Press) 2015 (The Lawrence Stone lectures), XI, 305 S., ISBN 978-0-691-14828-1, \$ 29,95.

Der Oxforder Historiker Chris Wickham legt unter einem etwas provokanten Titel eine spannende Monographie vor, die vergleichend die Frühgeschichte der italienischen Kommune untersucht. Nicht etwa in einem heroischen Akt der Selbstfindung, sondern quasi „schlafwandelnd“ seien die Städte in die kommunale Bewegung eingetreten. Sieht man von der zumindest im Deutschen etwas schief klingenden Metapher ab, so ist dem methodischen Ansatz des Buches nur zuzustimmen, der den Blick frei machen will auf die eigentlich treibenden Kräfte hinter der Kommunebildung. Um die vielfach noch nachwirkende Verhaftung in der reinen, quasi teleologisch ausgerichteten Institutionengeschichte aufzubrechen und um den eigentlichen Protagonisten wenn nicht schon ein Gesicht, doch immerhin einen Namen und ein Sozialprofil zu verleihen, legt der Autor knappe, aber signifikante Prosopographien zu den Oberschichten der drei Städte vor, die ihm für den Vergleich am wichtigsten erscheinen: Mailand, Pisa, Rom. Zu letzterer Stadt hat der Autor bereits eine eigene Monographie vorgelegt (s. Besprechung in QFIAB 94 [2014], S. 565–567). Wickham geht davon aus, „that communes at their inception were very informal bodies“ (S. 18). Er hadert mit dem allgemeinen Problem der in der Regel fehlenden Zeugnisse zur Selbstreflexion der ersten Konsuln. Wenn Mailand auch bekanntermaßen den „type-example of an aristocratic commune“ (S. 55) repräsentiere, so waren nach den 1130er Jahren doch der „third level of the urban élite“, also die *militia* im Sinne Maire Vigueurs, und die Juristen dominant. Dabei überrasche, dass die römischrechtlich geprägten mailänder Konsul-Juristen in der Praxis nach dem lokalen longobardischen Lehens- und Gewohnheitsrecht urteilten (S. 57 f.). Für Pisa konstatiert der Autor eine starke Rezeption von antik-römischen Titulaturen (so gab es hier sogar *iudices sacri Lateranensis palatii!*). In der auf den Seehandel spezialisierten Stadt am Arno war der Terminus *consul* schon um 1095 – also früher als in anderen Städten – nicht nur Ausweis der Zugehörigkeit zur adeligen Oberschicht (S. 83, 129), sondern ein Beleg für „a regularly rotating set of magistracies“ (S. 85). Pisas Konsuln „first appear as real city representatives in 1109“ (S. 87) und „the institutionalisation process“ war spätestens 1153 abgeschlossen (S. 90). Im Unterschied zu Mailand ergibt der prosopographische Befund in Pisa eine erhebliche Kontinuität der Eliten über die Gründungsphase der Kommune hinweg. In dem die Expansion Pisas feiernden *Liber Maiorichinus* liegt auch ein wichtiges Zeugnis der Selbstreflexion vor: Die Pisaner *consules* werden hier als „martial heroes“ auch namentlich vorgestellt (S. 116). Die von Wickham zugrunde gelegte vergleichende Perspektive erlaubt die Einbindung des in den gängigen Überblickswerken zur kommunalen Entwicklung Italiens in der Regel übergangenen Sitzes des Papstes, Rom. Gewiß, die Stadt am Tiber war ein Sonderfall, wie Wickham gebührend hervorhebt. So war die unter den Tuskulanern amtierende Bürokratie ausgedehnter als in anderen italienischen Städten, wo sie nur von einer Handvoll *iudices* geleitet

wurde. Mit dem unter Gregor VII. erstarkenden Reformpapsttum verloren die Römer die Schlüsselstellungen in der kirchlichen und kurialen Hierarchie. Die häufigen, oft blutig verlaufenden Wechsel an der Spitze der Kirche (die man mit den Unruhen bei den Mailänder Bischofswahlen vergleichen könne) erlaubten es allerdings den römischen Adelsfamilien, sich den ein oder anderen Papst besonders zu verpflichten. Wie in Mailand und Pisa gehörte die Zukunft den „judicial experts“, zumal in Rom Geldgeschenke seitens der Päpste wichtiger waren als die Belehrung mit Land (S. 127 f.). Wickham benennt Ereignisse aus den Jahren 1116, 1118, 1127 (Vertrag von Römern mit Montecassino) als Hinweise auf die sich wie in Mailand und Pisa vollziehende Kristallisierung eines sozial gemischten und informellen Kollektivs schon vor der eigentlichen Einsetzung des Senats 1143/44 (S. 130). Diesmal keineswegs „schlafwandlerisch“, sondern in einem bewußten Akt – wie Wickham zu Recht betont – lehnte sich das römische Volk im August oder September 1143 gegen den bis dato erfolgreich agierenden, aber bald darauf verstorbenen Innocenz II. und seine adeligen Gefolgsleute auf und gründete die Kommune mit einem eigenen Senat (S. 132 f.). Die allenthalben spürbare Inspiration am Vorbild der antiken Größe zeigte sich in der Einführung einer eigenen Senatsära – ein selbstbewußter Akt ohne Parallele anderenorts. Die vielfach hervorgehobene Rolle Arnolds von Brescia erscheint dagegen redimensioniert (S. 152). Nach der Zusammenfassung der Ergebnisse zu Mailand, Pisa und Rom (S. 156–160) werden im Kapitel 5 noch weitere Vergleiche zu rund 15 Kommunen aus den Regionen Ligurien (in Genua konstituierte sich die erste italienische Kommune überhaupt!), Piemont (Asti), Lombardei/Emilia (Bergamo, Cremona), Romagna/Veneto (Bologna, Verona, Padua und Venedig) sowie Toskana (Lucca, Florenz, Arezzo) gezogen, die noch einmal die Vielfalt der jeweils lokal zu vertiefenden Verhältnisse deutlich macht. Man kann dem Autor für diese kompakte, auf eine solide Auseinandersetzung mit der internationalen Literatur beruhende Darstellung zu den Anfängen der italienischen Kommune nur danken.

Andreas Rehberg

Cristina Andenna/Gordon Blennemann/Klaus Herbers/Gert Melville (Hg.), Die Ordnung der Kommunikation und die Kommunikation der Ordnungen, Bd. 2: Zentralität: Papsttum und Orden im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts, Stuttgart (Steiner) 2013, 331 pp., ISBN 978-3-515-10301-5, € 56.

Il volume curato da Cristina Andenna, Gordon Blennemann, Klaus Herbers e Gert Melville si compone di quattro sezioni. Dopo un'introduzione dei curatori (9–21), in cui sono tracciate le coordinate ermeneutiche entro le quali è sviluppato il *leitmotiv* del testo – la centralità del papato nella costruzione di un nuovo ordine sociale, politico, spirituale europeo nei secoli XII e XIII –, è affidato ad un saggio di Agostino Paravicini Bagliani (23–34), in cui a tema è il rapporto tra papato e concetto di Europa, il compito di aprire il percorso della miscellanea. A partire dall'analisi dei registri papali, l'A. si pone il problema di capire se e quanto il concetto geo-politico di

Europa abbia contribuito all'affermazione dell'ecclesiologia papale. Ad eccezione di alcune referenze nella raccolta di lettere di Gregorio Magno – nelle quali tra l'altro l'idea di Europa, contrapposta a quella di *romanitas*, acquista per lo più connotati negativi –, nelle fonti pontificie altomedievali sono relativamente pochi i riferimenti al concetto geo-politico sopracitato. Il medesimo silenzio – e questo costituisce un ulteriore elemento di sorpresa – si riscontra nel periodo successivo, soprattutto nel lasso cronologico che va dalla riforma dell'XI secolo sino alla fine del XIII, vale a dire il periodo di massima affermazione della *plenitudo potestatis* papale. Nelle lettere pontificie non si fa mai uso del termine Europa, a testimonianza del fatto che la *potestas* papale si costruì entro uno spazio „universale“, quello della *christianitas*, che non ammise di essere racchiuso entro confini geografici delimitati. Sarà dal secolo successivo al XIII che il binomio *christianitas*-Europa inizierà a essere utilizzato nelle fonti papali e poi, soprattutto, nel XV secolo, quando cioè il papato tenterà di costruire un vincolo stretto tra identità cristiana e identità europea in funzione anti-turca. La prima sezione del volume, dedicata al tema della „Genesi e diffusione di un nuovo configurarsi dell'ordine“, è costituita dal saggio di Uta Renate Blumenthal (37–49) nel quale è discusso il ruolo centrale del papato nella vita e amministrazione della Chiesa latina del XII secolo, prendendo quale punto di osservazione il Concilio lateranense III (1179). L'A. mostra non solo quanto l'assise conciliare abbia rappresentato uno degli apici del pontificato di Alessandro III – i canoni in esso stabiliti entrarono a far parte delle collezioni decretali e poi più tardi furono inseriti nel *Liber extra* di Gregorio IX – ma anche quanto la legislazione canonica, promulgata in quel frangente, si sia diffusa in sede locale, rispondendo alle esigenze normative delle istituzioni ecclesiastiche periferiche, come documentano i casi analizzati di Cambrai, Firenze e Avignone. La seconda sezione, dedicata a „Successione e sicurezza della comunicazione“ comprende quattro saggi. Jean-Marie Martin (53–70) affronta il tema del rapporto tra monasteri greci e latini nell'Italia Meridionale e, in particolare, dei transfert culturali tra questi due mondi entro l'arco cronologico che va dall'VIII al XIII secolo. Se nell'altomedioevo ci furono contatti intellettuali chiari – come dimostra il caso di Nilo di Rossano e dei suoi rapporti con Montecassino – tuttavia, secondo l'A., essi appaiono difficili da valutare e, soprattutto, asimmetrici. I monaci greci, giunti e stabilizzatisi nel sud della penisola, furono certamente influenzati dal mondo latino ma anche i contatti tra monachesimo latino e Bisanzio furono intensi, anche dopo l'inizio dello scisma del 1054. Lo dimostrano in modo evidente i mutui artistici di Montecassino durante gli abbaziani di Desiderio e Oderisio. Anche le traduzioni di opere greche in latino – fenomeno, secondo l'A., difficile da quantificare – a inizio del XIII secolo attestano gli intensi scambi culturali e spirituali. Tuttavia, la cristallizzazione delle differenze ecclesiali tra Oriente e Occidente, a seguito dello sviluppo della Chiesa latina in senso romano, e la progressiva acculturazione dei monaci greci nel contesto politico normanno-svevo ridimensionarono fortemente i contatti intellettuali e spirituali fra questi due mondi. Il progetto di creazione di un *ordo sancti Basilii*, mai esistito in Oriente e ideato dalla Chiesa romana tra la fine del XIII e l'inizio del

XIV secolo per inserire il monachesimo greco entro il quadro canonico della vita regolare così come si era andata costituendosi in Occidente, mostra bene la fine di questa parabola descritta dall'A. Con Maria Pia Alberzoni (71–86), invece, l'attenzione si sposta nell'Italia settentrionale, oggetto di una particolare attenzione da parte del papato almeno dal XII secolo. Il tradizionale legame dei vescovi delle sedi padane con l'Impero e l'emergere della forza politica delle realtà comunali, infatti, tra XII e inizio XIII secolo avevano spesso reso conflittuali i rapporti con il centro della cristianità. Anche per tale motivo, la sede apostolica intese favorire le *novae religiones* – in particolare gli ordini Mendicanti –, riconoscendole e inserendole all'interno dei nuovi quadri normativi stabiliti dallo *ius commune* ecclesiastico e trasformandole in un efficace strumento di controllo del territorio e di diffusione delle direttive curiali presso le chiese locali. Waldemar Könighaus (87–98) tocca invece il tema della comunicazione tra centro e periferia analizzando i contesti geografici che entrarono nell'orizzonte della cultura ecclesiastica romano-papale più tardi rispetto alle regioni occidentali del continente europeo, come la Boemia, la Polonia e l'Ungheria. Ancora una volta, furono i cosiddetti 'ordini riformati' – in particolare i Cistercensi e i Premostratensi – a fungere da *medium* tramite il quale diffondere pratiche ampiamente consolidate nella Chiesa latina già a partire dalla riforma gregoriana. Non è un caso, ad esempio, che i monasteri di queste aree geografiche iniziarono a inviare presso la sede apostolica *petitiones* per il riconoscimento delle proprie consuetudini di vita o per richiedere la protezione petrina solo a partire dal XII secolo. Il diffondersi del diritto canonico, poi, favorì nelle suddette aree un livellamento delle differenze rispetto alle coeve zone occidentali dell'Europa. Christian Grasso (99–129) viceversa, utilizzando il materiale documentario conservato nei Registri Vaticani del pontificato di Onorio III – di cui edita alcune lettere –, mostra le strategie messe in atto dal papato per controllare l'organizzazione finanziaria e la promozione pubblica dell'impresa crociata nella periferia della *christianitas*: la creazione di un *officium* apposito – quello dei *collectores* – per la raccolta delle decime nelle diverse province ecclesiastiche; l'utilizzo della predicazione quale veicolo di messaggi volti alla promozione dell'impresa per la liberazione di Gerusalemme. Le due successive sezioni sono dedicate agli „spazi della comunicazione“. La prima, incentrata in particolare su una delle direzioni della comunicazione, quella „dal centro alla periferia“. Harald Müller (133–144) esamina in particolare il sistema della giurisdizione papale delegata che, a partire dall'XI secolo, contribuì alla costruzione di un'immagine del papato quale supremo giudice della cristianità. L'analisi della prassi, tuttavia, permette all'A. di cogliere opportunità e limiti di questo strumento: da una parte, appunto, la progressiva definizione di una Chiesa gerarchizzata al cui capo stava il papa quale *caput*; dall'altra, tuttavia, la possibilità per chiese locali e realtà regolari, proprio tramite il ricorso alla giurisdizione papale delegata, di difendere la propria autonomia. Un altro esempio di come la comunicazione tra centro e periferia della cristianità non sempre abbia funzionato secondo il progetto ideato dalla sede apostolica è rappresentato dal caso presentato da Hans-Joachim Schmidt (145–168). Nel Concilio

lateranense IV (1215) Innocenzo III, secondo un programma di riforma della vita religiosa pianificato fin dai primi anni del proprio pontificato, aveva stabilito che i monasteri che seguivano la regola di Benedetto e che non erano inquadrati in una *Klosterverband*, appartenenti a una determinata provincia ecclesiastica, dovessero convocare ogni tre anni dei capitoli, nei quali discutere le questioni relative alla disciplina delle singole case, e garantire la visita canonica dei monasteri appartenenti alla provincia di riferimento, sul modello dell'ordine cistercense. La realizzazione di tale ambizioso progetto di uniformazione della vita monastica, tuttavia, andò incontro a numerose difficoltà pratiche e, ad eccezione di pochi casi, non fu portato a compimento. Solo nel nord della Francia e nel regno d'Inghilterra si tentarono di realizzare con maggiore stabilità le norme prescritte dal concilio, ma questo solo perché queste indicazioni coincisero con gli interessi delle istituzioni secolari. Thomas Wetzstein (169–187) mostra gli strumenti mediante i quali i pontefici, tra i secoli XI e XIII, promossero l'*Universalepiskopat* del Vicario di Cristo. Se all'inizio di questo processo – come mostra il caso di Leone IX – i papi indissero sinodi e si spostarono di sovente nelle province ecclesiastiche della *christianitas*, concependo tali viaggi come vere e proprie visite pastorali fatte da un vescovo che iniziava a concepire la propria giurisdizione come universale, con lo sviluppo delle strutture amministrative della corte papale e con l'ampliamento del bacino geografico di reclutamento del personale amministrativo della curia il papato consolidò il proprio ruolo di centro della cristianità, usando altresì quali strumenti per promuovere tale immagine ecclesiologica le legazioni apostoliche e la giustizia papale delegata. Spazi fisici e spazi istituzionali sono al centro della quarta e ultima sezione dedicata al tema della „centralità e della gerarchia“. Jochen Jöhrendt (191–212) apre la sezione con un saggio sulla centralità della città di Roma e sul suo utilizzo da parte del papato nei secoli XII e XIII. Se per secoli nel medioevo il riconoscimento della centralità di Roma fece riferimento all'eredità imperiale e alle preziose reliquie di Pietro e Paolo ivi conservate, mano a mano che la giurisdizione papale andò affermandosi all'interno della cristianità altri furono gli argomenti utilizzati dai Vicari di Cristo. La trasposizione della centralità dalla città fisica di Roma al luogo dove risiedeva il papa – sintetizzata nella nota formula *ubi papa, ibi Roma* –, e quindi alla figura del papa stesso e la creazione di rituali utili a manifestarla, rappresenta anche dal punto di vista simbolico un momento significativo del processo di costruzione dell'ecclesiologia papale. Uno „spazio“ dove fu esercitata la piena autorità del papa fu la curia stessa. Come mostra il saggio di Patrick Zutshi (213–227), tanto più il papa fu riconosciuto quale ultima istanza della giurisdizione ecclesiastica quanto più la curia si strutturò per rispondere alle esigenze implicate in questa evoluzione ecclesiologica: l'*audientia* papale, il coinvolgimento sempre più stretto del collegio cardinalizio nelle udienze di cause che provenivano alla curia, l'utilizzo dei cappellani papali, lo strutturarsi della cancelleria e la creazione dell'ufficio del *procurator* che gestiva le cause dei petenti presso la corte papale, rappresentano alcune delle realizzazioni istituzionali più significative dello sviluppo della centralità della curia romana. Il caso dei procuratori, tuttavia, mostra bene però anche le

difficoltà di comunicazione tra centro e periferia che questa struttura pur complessa portava con sé. Ai centri spaziali corrispondono anche centri istituzionali. Cristina Andenna (229–260) ne analizza uno in particolare: il cardinale protettore di un ordine religioso. L'A., a partire dal caso del rapporto tra Francesco d'Assisi e il cardinale Ugo d'Ostia – ma forse occorrerebbe partire da prima, cioè dagli anni dei rapporti tra Durando di Huesca e il cardinale Leone Brancaloni –, traccia un efficace *excursus* dello sviluppo istituzionale di questo „centro subalterno“ del potere papale che, dagli anni del pontificato di Innocenzo IV, andò sempre di più strutturandosi come un vero e proprio *officium* giuridicamente stabilito, luogo di mediazione tra la curia e le comunità regolari di riferimento. Con il saggio di Guido Cariboni (261–275) si ritorna all'ambito delle procedure giuridiche che mettono in relazione centro e periferia. L'A. tratta nello specifico l'istituto dell'appello presso gli ordini religiosi, mostrando come se da una parte esso costituì uno strumento giuridico capace di creare un contatto stretto tra il centro e la periferia, dall'altra esso poté rappresentare anche una condizione pericolosa per la realizzazione di un „corto circuito“ del processo di comunicazione stesso, in grado di minare le fondamenta stesse della vita regolare, che aveva nell'obbedienza al superiore uno dei suoi pilastri. Per questo i Cistercensi, i Certosini o i Premostratensi fecero in modo di far inserire nei privilegi papali a loro concessi il divieto di appello, creando così „una distinzione dei piani della comunicazione stessa“ (275). La sezione si chiude con il saggio di Roberto Paciocco (277–299). L'A. si occupa di un altro „spazio“ procedurale, vale a dire quello delle canonizzazioni dei santi che, a partire dal XIII secolo in particolare, subì un mutamento significativo a seguito del fiorire degli ordini Mendicanti e dello strutturarsi della loro stretta collaborazione con il papato. La promozione dei „propri“ santi da parte di Minori e Predicatori, mediante i *media* della liturgia e della predicazione, produsse per la prima volta in Occidente una „universalizzazione“ della santità come non era mai accaduto prima. Tale fenomeno se da una parte favorì il successo ecclesiale di questi ordini nelle chiese locali rappresentò anche il tentativo di un'uniformazione liturgica promossa dalla sede apostolica nello spazio intero della cristianità. Il connubio papato-Mendicanti si avvale, inoltre, di uno nuovo strumento pastorale, le indulgenze, che avrà una particolare fortuna nei secoli XIV e XV. Il percorso è chiuso da alcune considerazioni conclusive di Cristina Andenna e di Gordon Blennemann (301–307) nelle quali si discute nuovamente la chiave di lettura dell'intero volume, il problema della centralità, nei termini di una „polarità“. Se uno degli elementi di questo rapporto polare, il centro – costituito dal papato e dagli strumenti da esso messi in atto per costruire e comunicare un „nuovo ordine“ –, è ben documentato nel volume, quando la prospettiva dei contributi ha inteso mostrare l'altro termine di questa polarità, la periferia, è emerso in più casi quanto lo sviluppo dell'„ordine“ inteso dal centro non abbia avuto sempre uno sviluppo lineare, a dimostrazione del fatto che autorità e consenso costituiscono due elementi coesenziali dell'esercizio di un qualsiasi potere, a maggior ragione se a pretesa universale.

Pietro Silanos

Julian Gardner, *The Roman Crucible. The Artistic Patronage of the Papacy 1198–1304*, München (Hirmer) 2013 (Römische Forschungen der Bibliotheca Hertziana 33), 516 S., Abb., ISBN 978-3-7774-2385-2, € 135.

Der ausgewiesene Kenner der Kunst im Umfeld der römischen Kurie im 13. und 14. Jh. Julian Gardner legt mit diesem auch in der Aufmachung und Bebilderung imponierenden Band eine Summe seiner umfangreichen Forschungen aus fast 50 Jahren vor (seine Publikationen zum Thema füllen allein drei Seiten der Bibliographie!). Rom, oder besser die Kurie, als Zentrum des Papsttums erscheint in den Jahren von 1198 bis 1304 – also *grosso modo* in der von den wirkmächtigen Pontifikaten Innocenz' III. und Bonifaz' VIII. eingerahmten Epoche – als einmaliger kosmopolitischer „Schmelztigel“ für alle wichtigen Kunstströmungen in der damaligen lateinischen und auch griechischen Christenheit. Dabei konzentriert sich das Opus nicht nur auf den Standort Rom selbst, sondern nimmt auch die Orte nördlich der Alpen, an denen auswärtige Kardinäle (aber auch der aus Troyes stammende Papst Urban IV.) tätig geworden waren, sowie vor allem die Städte des sich verfestigenden Kirchenstaates – wie Anagni, Viterbo oder Orvieto – mit in den Blick. Letztere beherbergten damals aufgrund der bekannten Itineranz der Kurie zyklisch den Papst und seinen Hof. In 16 Kapiteln werden alle wichtigen Kunstgattungen abgearbeitet, von der Architektur, der Skulptur und den Textilien bis hin zur Buchproduktion, zu den Mosaiken und der Malerei. Wenn ein Historiker ein kunstgeschichtliches Werk dieser Bedeutung bespricht, masst er sich kein Urteil über die artistischen Details an. Ihn interessiert vielmehr primär die historische Verortung des Phänomens des Mäzenatismus, das auch Ausweis konkreter sozialer, politischer und ökonomischer Bedingungen ist, die erst die Voraussetzung für die Leistungen der Patrone, Handwerker und Künstler schufen. In dieser Perspektive enthält Gardners Werk eine Reihe wertvoller Einsichten, die auch der Heranziehung von oft entlegenen Schrift- und epigraphischen Quellen zu verdanken ist. Dem Autor gelingt eine überzeugende Rekonstruktion des sozialen und kulturellen Ambientes an der Kurie, die erst die Transferleistungen nach und von der Ewigen Stadt (und seinem Umfeld) erklären. Hervorzuheben sind die unter Innocenz III. verstärkte einsetzende Internationalisierung des kurialen Apparates sowie die Öffnung des Kardinalskollegs für Purpurträger von jenseits der Alpen auf der einen, und auf der anderen Seite die Bewahrung des Einflusses der römischen Baronalfamilien (Colonna, Orsini, Savelli, Annibaldi, Capocci usw.). Diese trugen dafür Sorge, dass die beharrenden lokalrömischen Elemente in Architektur und Kunst mit ihrer Vorliebe für die sich an antiken Vorbildern ausrichtenden basilikalischen Architekturformen und die Kosmatenarbeiten (so genannt nach dem römischen Familienverband der Cosmati) noch lange für Rom charakteristisch blieben. Nur außerhalb Roms gelangten gotischen Stilformen der nachhaltigere Durchbruch, wobei ihnen auch in der Ewigen Stadt über Ziborien, Skulpturen und in der Kleinkunst – wie bei den von Gardner besonders intensiv studierten Siegelstempeln (Petschaften) zu beobachten ist – schließlich der Einzug gelang. Dabei zeigt der Vf., dass die Quellen des

Reichtums der einflussreichen Geistlichen nicht zuletzt von ihren Einkünften aus Kanonikaten und Dignitäten, die sie vor allem in französischen und englischen Domkapiteln besetzten, stammten. Auf ihren Reisen zu ihren Pfründen und auch sonst im dienstlichen Auftrag sammelten die potentiellen Mäzene ihre Anregungen. Als besonders offen für die Rezeption neuer Stile erwies sich die Sepulkralkunst. Noch mehr hervorheben könnte man die Rolle der Mönche und Angehörigen der neuen Bettelorden von jenseits der Alpen, die an der Kurie – einige sogar mit Kardinalsrang – Fuß fassten. Der Autor berücksichtigt auch die Aufträge, die von Laien (darunter auch einigen vornehmen Frauen) ausgingen, aber eine geringere Überlieferungschance hatten. Diese mögen sich im Wappenschmuck gefallen haben. Allerdings waren heraldische Elemente auch bei den Geistlichen beliebt, was sich nicht zuletzt durch die bekanntermaßen engen Familienbande der damaligen Zeit erklärt. Ein hervorragendes Beispiel dafür bietet die Grabkapelle, die der mächtige Kardinal Napoleone Orsini für seinen Neffen Giangaetano in der Unterkirche von Assisi errichten ließ: Das Familienwappen findet sich nicht nur an der akkurat in Stein gemeißelten liturgischen Gewandung der Grabskulptur, sondern auch an den Glasfenstern (S. 131 f. mit Abb. 110 f.). Dank der Spurensuche Gardners ersteht selbst für die Stadt Rom, die schon lange vor dem Abzug der Kurie nach Avignon nicht gerade von politischer Stabilität geprägt war, das Bild eines kulturell aufgeschlossenen Ortes, an dem – wer auf sich hielt – trotz aller Fährnisse in Bildung und Kunst investierte (S. 198 f.). Sorgfältige Textgestalt und opulente Illustrierung zeichnen den Band aus. Der Leser ist dem Autor dankbar dafür, dass er lateinische Inschriften oft in voller Länge zitiert. Allerdings sind Abkürzungen oft beibehalten und es wird nicht immer auf etwaige kritische Editionen verwiesen. Dass ein so gewichtiger Band bis zum Erscheinen einen langen Entstehungsprozess durchmacht, ist unvermeidbar. Bedauerlicherweise kann so oft nicht mehr auf die allerneuesten Publikationen Bezug genommen werden. In der akkuraten Bibliographie fehlt der von Serena Romano 2012 herausgebrachte Band zur Malerei in Rom „Il Duecento e la cultura gotica 1198–1280 ca.“ (s. Besprechung in QFIAB 92 [2012], S. 777–779). Einer schon länger bekannten Entdeckung, der über der Silvesterkapelle im heutigen Klosterkomplex von SS. IV Coronati gelegenen Sala Gotica, die aufgrund ihrer auch weltlich inspirierten Dekoration als Beispiel einer „mixed ecclesiastical and lay patronage“ ausgewiesen ist (S. 243), sind nicht einmal ganze zwei Seiten gewidmet (S. 233 f.) und es fehlen zu ihr Abbildungen und ein Eintrag in den ansonsten so präzisen Indizes. Dass die Forschung weitere Ergänzungen bringen wird, hat zuletzt auch die Monographie von Michael Schmitz zu Pietro Cavallini in S. Cecilia in Trastevere unter Beweis gestellt (s. Besprechung in QFIAB 93 [2013], S. 582–584). An solchen Punkten zeigt sich, dass auch ein Opus maximum wie das von Julian Gardner stark von den eigenen Interessenschwerpunkten geprägt sein kann. Dies macht seinen persönlichen Reiz aus und tut seinem Rang als unverzichtbares Referenzwerk keinen Abbruch.

Andreas Rehberg

L'epistolario di Pier della Vigna, coordinamento di Edoardo D'Angelo, edizioni critiche di Alessandro Boccia et al., Soveria Mannelli (Rubbettino) 2014 (Fonti e studi / Centro Europeo di Studi Normanni, n. s. 1), 1160 S., ISBN 978-88-498-4025-4, € 59.

Im Jahr 2014 ist in der neu gegründeten Reihe des *Centro Europeo di Studi Normanni* ein umfangreicher Band (1160 S.!) erschienen, der eine Neuedition der sogenannten Briefsammlung des Petrus de Vinea in der Redaktion P6 („Parva“ in sechs Büchern) bietet. Dank der politischen, finanziellen und ideellen Unterstützung von Ortensio Zecchino in seiner Funktion als Präsident des Centro und in Zusammenarbeit von Experten auf dem Gebiet mittelalterlicher Briefsammlungen wie Edoardo D'Angelo und Fulvio Delle Donne sowie von Nachwuchsforschern (Alessandro Boccia, Teofilo De Angelis und Roberto Gamberini) konnte über 270 Jahre nach der letzten Edition dieser Redaktion nun eine wissenschaftliche Neuausgabe vorgelegt werden. Die Edition der großen Briefsammlungen des 13. Jh. gehört zu den großen Herausforderungen der Editionswissenschaft, das *Epistolarium* von Petrus de Vinea sticht dabei wegen seines Umfangs, der überaus reichen Überlieferung (ca. 250 Kodizes) und der verschiedenen Redaktionen besonders heraus. Da die Redaktion P6 – im Übrigen als einzige der vier Redaktionen – bereits mehrfach ediert wurde und die historischen Editionen (Johannes Setzer, Hagenau, 1529; Simon Schard, Basel 1566; Germanus Philaethes = Melchior Goldast, Amberg, 1609; Johannes Rudolf Iselius, Basel, 1740) alle als Digitalisat online konsultierbar sind (im Rahmen der Digitalisierungsaktion des MDZ unter <http://reader.digitale-sammlungen.de/>), stellt sich vor allem die Frage nach den Editions-kriterien der Neuausgabe und nach deren wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn. Dazu wurden in Auswahl sechs Briefe (je ein Brief aus jedem Briefbuch) kollationiert. Nach dem Neuabdruck des biographischen Artikels von Hans-Martin Schaller aus der „Enciclopedia Federiciana“ (2005) stellt Edoardo D'Angelo zusammenfassend die Kriterien der Edition vor (S. 19–48). Dabei werden anschaulich die Charakteristika und Probleme von mittelalterlichen Briefsammlungen diskutiert. Insbesondere in der Form der *summae dictaminis*, also einer am praktischen Gebrauch ausgerichteten, thematischen und systematischen Zusammenstellung, obliegen sie späteren (ggf. einem anderen zeitlichen Kontext angepassten) Redaktionen. Für das *Epistolarium* des Petrus de Vinea ist davon auszugehen, dass die ca. 550 Dokumente aus dem Zeitraum von 1198 bis 1264 zwischen 1264 und 1318 im Umfeld der Römischen Kurie zusammengestellt wurden. Dabei lassen sich vier Gruppen nachweisen: „große“ (magna) Sammlungen in fünf bzw. sechs Büchern und „kleine“ (parva) Sammlungen in ebenfalls fünf oder sechs Büchern. Die Hg. haben sich mit klarer Begründung für die Neuausgabe der Sammlung P6 entschieden (S. 24–27). Es handelt sich hier um insgesamt 365 Briefe, die auf sechs thematische Bücher verteilt sind. Für die Edition wurden die 95 Kodizes, in denen die Sammlung überliefert ist, nicht gesamt kollationiert, sondern es wurde mit dem Par. Lat. 8563 (ca. 1310–1318) bewusst eine Leithandschrift ausgewählt, 13 weitere Handschriften

wurden in Einzelfällen zur Textkonstituierung zusätzlich herangezogen. Nach den notwendigen Erläuterungen zur Orthographie und Gestaltung der einzelnen Einträge folgt eine umfassende Bibliographie (S. 37–48). Jedem einzelnen Buch ist eine unterschiedlich lange Einleitung vorangestellt, die den inhaltlichen Kontext, die Struktur des Buches und eventuelle editorische Besonderheiten erläutert. Es folgen die einzelnen Briefe mit Kurzregest sowie Angaben zur Handschrift, bisherigen Regesten und Editionen, Aussteller und Datierung. An die Edition des Dokuments schließen sich getrennte kritische Apparate (Lesarten, Testimonien, Kurzkomentar) und die italienische Übersetzung an. Die Anordnung ist sehr übersichtlich, eine zusätzliche Zeilenzählung würde allerdings die Zuordnung der Einträge im Apparat deutlich erleichtern. Mehrere Indizes (Incipits, Aussteller und Empfänger, Orte, Personennamen, Quellen und Handschriften) ermöglichen zusätzliche spezifische Forschungseinstiege. Zusammenfassend kann die ansprechende und preiswerte Ausgabe als durchaus gelungen bezeichnet werden. Die Texte und die Buchstruktur sind durch die Ausgabe von Iselius bereits bekannt und inzwischen auch online zugänglich. Die Kollationierung einzelner Briefe hat ergeben, dass sich signifikante inhaltliche Korrekturen in Grenzen halten, eine detaillierte Würdigung der Einzelstellen kann hier leider nicht erfolgen (nicht in jedem Fall ist die Lesart des Parisinus bzw. der Hg. zu präferieren). Völlig zu Recht betonen die Herausgeber allerdings, dass es sich bei einer Briefsammlung weniger um die Einzelurkunde in ihrem politischen und administrativen Kontext als um ein Gesamtdokument lateinischer Rhetorik des 13. Jh. handelt (S. 26). Damit gewinnen die zahlreichen Wortumstellungen, die Auslassung oder Hinzufügung einzelner „Füllwörter“ und der Testimonienapparat eine besondere Bedeutung und ermöglichen weiterführende Studien in diesem Zusammenhang (auch unter dem Vergleich anderer zeitgenössischer Briefsammlungen). Entsprechend ist der Erkenntnisgewinn eher auf den Gebieten der mittellateinischen Philologie, der Rhetorik, aber auch der Redaktionstechnik und der Rezeption zu sehen. Dafür bietet die vorliegende Ausgabe eine verlässliche Basis. Auch wenn die Entscheidung für eine Leithandschrift und eine eingeschränkte Kollationierung bei philologischen Einzelfragen nicht immer völlig befriedigend sind, bleibt für eine sinnvoll benutzbare Ausgabe einer mittelalterlichen Briefsammlung kaum eine andere Wahl. Es bleibt mit Interesse abzuwarten, welche Ergebnisse die seitens der MGH geplante Edition der Redaktion M6 liefern wird, auf die die Hg. im Vorwort hinweisen. Mit dem Vorliegen zeitgemäßer Editionen der beiden „großen“ Redaktionen wird die Forschung zu Petrus de Vineia und zur Erstellung und praktischen Nutzung von Briefsammlungen im 13. Jh. und darüber hinaus auf neuer Grundlage möglich sein. Zweifelsohne wendet sich die Ausgabe eines mittelalterlichen Briefbuchs an einen engen Kreis von Experten. Ob unter dieser Prämisse eine italienische Übersetzung zwingend notwendig war, kann ernsthaft bezweifelt werden. Unter Verzicht darauf hätte sich die Seitenzahl des sehr umfangreichen Bandes deutlich verringern lassen.

Thomas Hofmann

Vasil Bivolarov, *Inquisitoren-Handbücher. Papsturkunden und juristische Gutachten aus dem 13. Jahrhundert mit Edition des Consilium von Guido Fulcodii*, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2014 (Studien und Texte/Monumenta Germaniae Historica 56), XXXII, 328 S., ISBN 978-3-447-10040-3, € 54.

Die Erforschung der mittelalterlichen Kompilationen zum Gebrauch der Häretikerinquisition kann auf eine lange Tradition zurückblicken, die bis zu Francisco Peñas kritische Ausgabe von Nikolaus Eimerichs *Directorium* (1587) zurückreicht und auch nach dem grundlegenden Werk von Antoine Dondaine (1947) bei der Erschließung und der historisch-kritischen Analyse der Texte noch große Fortschritte gemacht hat. So erklärt sich die auf den ersten Blick etwas disparat wirkende Zusammensetzung des vorliegenden Werks, das einerseits einige partielle Forschungslücken schließt, zugleich aber auch eine umfassende Bilanz anstrebt, die neben der Textgeschichte auch die Institution in den Blick nimmt und damit einen aktuellen und handlichen Überblick über den Gesamtkomplex liefert. Die Herkunft aus der Schule des unermüdlichen Altmeisters Peter Herde garantiert eine solide textkritische und diplomatische Methodik und bestimmt zugleich die sachliche Akzentuierung und die Schwerpunktsetzung. Zunächst bietet der Autor einen aktualisierten Katalog von 40 Hss., in denen die Kompilationen in verschiedener Form und Zusammensetzung überliefert werden, darunter auch einige noch wenig oder gar nicht bekannte (z. B. Yale Beinecke MS 1063; vgl. S. 14: „ein Inquisitoren-Handbuch für Franziskaner aus der römischen Provinz, geschrieben ca. 1270–1280“). Auf dieser Basis folgt dann unter dem Titel „Regesten der einschlägigen Papstbriefe“ (S. 31–182) eine vollständige Zusammenstellung sämtlicher in den Handbüchern überlieferter Papstbriefe aus der Zeit vor Bonifaz VIII.: insgesamt 192 Stücke von den *capitula contra Patarenos* Gregors IX. (Dez. 1230–Febr. 1231) bis zu dem Mandat *Grata nobis admodum* Nikolaus’ IV. an den Dogen von Venedig (1292 März 11). Im Gegensatz zu dem Titel dieses Teils werden für nicht wenige Stücke Volltexteditionen geboten, dazu für alle nicht nur die Nachweise in den verschiedenen Handbüchern, sondern auch wertvolle Hinweise zur sonstigen Überlieferung, insbesondere zu Originalausfertigungen, aus deren Dorsalvermerken der Vf. schon vorab wichtige Erkenntnisse zu dem ersten Generalinquisitor und seiner Amtstätigkeit ermittelt hatte (Archiv für Diplomatik 56 [2010], S. 151–163). Diese Zusammenstellung bietet nicht zuletzt dem Nichtspezialisten eine Orientierungshilfe, der immer wieder durch die zahlreichen Papstbriefe *in negotio fidei* mit demselben Initium und mehr oder weniger übereinstimmendem Inhalt verwirrt wird; vgl. nur die minutiöse Zusammenstellung zur frühen Überlieferung – und das heißt zugleich zur Verbreitung! – der berühmten Gründonnerstagsbulle *Excommunicamus* (Nr. 1, mit mehreren, gar nicht oder kaum bekannten Originalausfertigungen; es wäre schön, wenn der Autor auf dieser neuen Basis noch eine kritische Edition liefern könnte, die wegen X 5.7.15 besonders für den Kanonisten nützlich wäre; für die Ausfertigung Zaragossa sollte zu der „irrigen Datierung“ auch die richtige genannt werden). Ein zweiter Hauptteil (S. 206–255) bietet eine längst überfällige kritische Edition des

consilium, mit dem Guido Fulcodii (der spätere Papst Klemens IV.) 15 verfahrensrechtliche Fragen zum Häretikerprozess beantwortet. Dieser Text, der zum Kernbestand der Handbücher gehört, liegt in einer unzureichenden Ausgabe von Cesare Carena vor (zuerst 1641), die mehrfach ganz oder auszugsweise nachgedruckt worden war. Der Autor überprüft nun erstmals die gesamte Überlieferung in den Handbüchern und unterscheidet sechs mehr oder weniger variierende Versionen; mit überzeugenden Gründen schlägt er eine überraschend frühe Datierung Sept. 1238 – Aug. 1243 vor und bietet eine vollständige Edition auf der Basis von sieben begründet ausgewählten Hss. Wer sich für die text- und überlieferungskritischen Analysen oder den speziellen Text weniger interessiert, wird doch mit Gewinn das Schlusskapitel unter dem Titel „Organisation und Praxis der päpstlichen Inquisitoren im 13. Jh.“ konsultieren (S. 256–310): hier werden die in den Handbüchern und in urkundlichen Quellen verstreuten Nachrichten kritisch gesichtet und systematisch geordnet zu einem knappen institutionsgeschichtlichen Abriss zusammengeführt, der Personal, örtliche und sachliche Zuständigkeit, Finanzierung, Kompetenzen und Verfahren umfasst. Als rechtsgeschichtliche Bilanz ist die verhängnisvolle Abkoppelung des Häretikerrechts von der allgemeinen der Kanonistik im 13. Jh. zu betonen. Die Häretikerinquisition wurde zu einem Ausnahmerecht, das normativ, wissenschaftlich und institutionell als ein Sonderbereich aus dem Hauptstrom der kanonistischen Entwicklung ausgegliedert wurde, wobei fundamentale Garantien des romano-kanonischen Prozessrechts eliminiert wurden, von der unkontrollierten Rekrutierung der Richter aus den Bettelorden bis zum Verzicht auf einen förmlichen Instanzenzug, der de facto zur Verkürzung oder Verweigerung elementarer Rechtsmittel führte. Die Ausgliederung des Häretikerrechts aus der gemeinrechtlichen Kanonistik wird mit der vorliegenden Zusammenstellung der einschlägigen Papsturkunden besonders deutlich, von denen nur die wenigsten in die allgemeinen Extravagantensammlungen dieser Periode aufgenommen wurden; damit wurden sie dem Korrektiv der akademischen Diskussion entzogen, von der die allgemeine päpstliche Gesetzgebung auch und gerade in dieser Periode in hohem Maß beeinflusst wurde. So fehlte im Häretikerrecht das Zusammenwirken von Gesetzgebung und Wissenschaft, das soeben von berufener Seite nochmals als konstitutiv für die sogenannte klassische Kanonistik herausgestellt wurde (P. Landau, Europäische Rechtsgeschichte und kanonisches Recht im Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze aus den Jahren 1967 bis 2006, Badenweiler 2013, S. 13)

Martin Bertram

Martino III Priore di Camaldoli, *Libri tres de moribus*, Edizione critica, traduzione e commento di Pierluigi Licciardello, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2013 (Edizione nazionale dei testi mediolatini 33, Serie II, 14), 370 S., ISBN 978-88-8450-539-2, € 68.

Der von Romuald von Ravenna (gest. 1027) gegründete Kamaldulenserorden gehörte im hohen Mittelalter zu den kleinen, aber überaus einflussreichen monastischen Gemeinschaften. Die nicht ganz unproblematische institutionelle Verfasstheit eines Ordens, in dem ab 1113 die eremitisch lebenden Mönche von Camaldoli und eine Reihe von zunächst in Mittelitalien angesiedelten, zönotisch ausgerichteten Klöstern miteinander zu einem Orden verbunden wurden, machte umfangreiche Regelungen rechtlicher Natur notwendig. Die ersten kamaldulensischen *consuetudines* waren bereits 1080 unter Rudolf I., dem vierten Prior, entstanden. In diesem Text nahm die Benediktsregel (in ihrer strengen Auslegung) breiten Raum ein. Um den spezifischen *proposita* von Eremiten und Zönoten besser gerecht werden zu können, teilte sich 1113 die Gesetzgebung: während die Kommunität im Eremitorium weiterhin den *consuetudines* folgte, entwickelten die übrigen Häuser, die sich einmal jährlich zum Generalkapitel trafen, eigene Rechtsvorschriften. Ergebnis dieser 1158–1176 nachweisbaren Bemühungen war zunächst der *Liber Eremitice Regule*. Die Entwicklung ging freilich weiter: Bis zur Mitte des 13. Jh. entstand eine solide, insgesamt aber doch disparate Gesetzgebung, die für alle kamaldulensischen Cönoten Gültigkeit besaß. Dieser Vielfalt wurde 1253 mit den *Libri tres de moribus* ein Ende bereitet. Zu Recht weist der Hg. darauf hin, dass es sich bei den *Libri* nicht um einen „testo interamente originale“, sondern um eine „compilazione di testi precedenti, che vi si trovano raccolti, rifiuti e amalgamati“ (7) handelt. Freilich flossen diese Vorgängertexte dergestalt ineinander, dass sie heute nur noch schwer voneinander unterschieden werden können. Der eigentliche Zweck der neuen Sammlung findet sich im Prolog explizit benannt: überflüssige, unklare oder einander widersprechende Normen sollten getilgt und durch neue ersetzt werden. Damit galten die *Libri* als Werk der Reform. Dieses Ansinnen darf angesichts so mancher Inkongruenzen und Unstimmigkeiten im Text nur teilweise als geglückt gelten: nicht immer gelang es, miteinander konkurrierende bzw. einander widersprechende Normen zu harmonisieren. Neben eigenen Rechtssatzungen griff man bei der Abfassung der *Libri* auch auf Textmodelle zurück, die die Gesetzgebung anderer Orden, vor allem der Zisterzienser, Prämonstratenser und Dominikaner, widerspiegeln. In der Einleitung zur Edition (1–45) wird nicht nur auf die komplexe Geschichte der kamaldulensischen Rechtssatzungen, sondern auch auf den Vf. der *Libri* selbst eingegangen, Martin III., Prior von Camaldoli, Autor weiterer Rechtstexte und eines einflussreichen *Ordo divinatorum officiorum*, mit dem zusammen die *Libri* auf dem Generalkapitel von 1253 den versammelten Priooren vorgestellt wurden. Sie bestehen aus einem Prolog und 157, in drei Büchern gegliederten Kapiteln. Jedem der drei Bücher ist ein Kapitelverzeichnis vorangestellt, das als Index dient. Dies zeigt deutlich, dass es sich bei den *Libri* um einen Gebrauchstext

handelt, der weniger auf literarisches Raffinement denn auf praktische Verwertbarkeit hin ausgerichtet war. Grob lassen sich folgende thematische Schwerpunkte festmachen: während das erste Buch das Leben im Kloster behandelt, nimmt sich das zweite Buch der institutionellen Strukturen und des Strafrechts an. Der Blick richtet sich im dritten, insgesamt äußerst inhomogenen Buch auf Aspekte der Bekleidung und Nahrung, auf Gastfreundschaft und die Beziehungen zur Außenwelt. Vergleicht man die *Libri* mit den früheren Rechtstexten kamaldulensischer Provenienz, zeigt sich nicht nur eine geringere strukturelle Kohärenz, sondern auch das Fehlen jedweder spirituellen Tiefe. Dies ändert freilich nichts an der Tatsache, dass sich darin Regelungen finden, die nicht nur für die Ordensforschung von allergrößtem Interesse sind, so beispielsweise hinsichtlich der Konversen: sie tauchen bei den Kamaldulensern bereits in der ersten Hälfte des 11. Jh. und damit zu einem sehr frühen Zeitpunkt (jedenfalls deutlich vor den Zisterziensern) auf. Auch auf die Verbreitung und Erhaltung von Handschriften wurde großer Wert gelegt: dem zentralen Leitbild der Gleichförmigkeit (*uniformitas*) folgend, sollte jedes Kloster mit bis auf den letzten Buchstaben gleichen (liturgischen) Texten ausgestattet werden. *Unitas* des Ordens spiegelte sich in der *uniformitas* der Textproduktion wider. Die Ziele der legislativen Tätigkeit Martins waren unverkennbar Ordenseinheit, Zentralismus und *uniformitas* – mit dieser Trias rückten die Kamaldulenser in die Nähe von Orden wie den Zisterziensern, den Prämonstratensern oder auch den Dominikanern. Das *ius proprium* wurde zum Instrument institutioneller Konsolidierung. Der Text ist in acht Handschriften überliefert, deren Entstehungszeit sich vom 13. bis ins 18. Jh. erstreckt. Alle stammen aus Klöstern des Ordens. Die vom Editor mit großer Sorgfalt und einigem Scharfsinn ausgeführte Handschriften-Recensio demonstriert überzeugend, dass drei Handschriften direkt vom Archetyp abhängen. Die Textherstellung beruht auf dem sorgfältigen Vergleich dieser drei Handschriften untereinander (Firenze, Biblioteca Nazionale Centrale, Conv. Soppr. D.VI.921, ff. 89r–99v [XIV sec.]; Ravenna, Biblioteca Classense, 304, ff. 1–29v [XV sec.]; Venezia, Museo Civico Correr 412, ff. 1r–33r [XIV sec.]). Die dortige Unterteilung in Bücher und Kapitel wurde übernommen. In einem Anhang (317–342) finden sich zusätzlich die Marginalglossen der vier ältesten Hss. ediert. Sie künden von Lektüreprozessen und geben Einblicke in den praktischen Umgang mit dem Text. Leider wurde in diesem Zusammenhang auf den Abdruck von Hinweisen wie *Nota* bzw. graphische Zeichen verzichtet – aber zeugen nicht auch diese Angaben von der intellektuellen Durchdringung des Textes? Die Forschungen zu den Kamaldulensern, die zuletzt wieder einigen Auftrieb erfahren haben, dürften von vorliegender muster-gültiger Edition, der eine italienische Parallelübersetzung beigegeben ist, in hohem Maße profitieren.

Ralf Lützelshwab

Cittadinanza e mestieri. Radicamento urbano e integrazione nelle città bassomedievali (secc. XIII–XVI), a cura di Beatrice Del Bo, Roma (Viella) 2014 (Italia comunale e signorile 6), 411 S., ISBN 9788867283361, € 35.

Dieser (Tagungs-?) Band vereinigt zwei zum Teil miteinander verbundene Themen, nämlich die Fragen nach Erteilung/Erlangung und Bedeutung des Bürgerrechts von Zuzüglern aus dem engeren und weiteren Umfeld der großen ober- und mittelitalienischen Kommunen und Signorien sowie die nach der Verwurzelung und Integration von Gewerbetreibenden in den spätmittelalterlichen Städten dieses Raumes. Die seit den 1980er Jahren betriebene Migrationsforschung bietet, wie die Herausgeberin einleitend zurecht betont, dafür eine wichtige Grundlage. Der erste Komplex mit acht Beiträgen widmet sich der *cittadinanza*, der Bürgerrechtsfrage. Paolo Grillo behandelt die Frühzeit, das Zeitalter der Kommune, und erfasst den Wandel von der Mitte des 13. bis zum Anfang des 14. Jh. unter dem Titel „Da diritto a privilegio“, also vom ‚allgemeinen‘ Bürgerrecht zum Privileg, besonders unter dem Vorzeichen der politischen Mitwirkung. Die folgenden Beiträge, nämlich von Miriam Davide über die Migration aus der Lombardei in das Patriarchat von Aquileia, von Giovanna Petti Balbi über Genua, von Laura De Angelis über Florenz, von Beatrice Del Bo über Mailand, erfassen bei allen Unterschieden und Besonderheiten eine Gemeinsamkeit, die Seltenheit von Bürgerrechtsverleihungen im 14. und 15. Jh., eher zur Sicherung wichtiger – auch auswärtiger – Beziehungen oder zum Zweck von Ehrungen etc., während die Eingliederung in die städtische Gemeinschaft in anderen Formen erfolgte, wie sie besonders im zweiten Teil vorgestellt werden. In beiden Fällen ist jeweils ein Beitrag Barcelona gewidmet, was somit zu einem interessanten, wenn auch einsam dastehenden Vergleich anregt: Carolina Obradors Suazo (über Praktiken und Verständnis von Bürgerrecht) und Maria Elisa Soldani (über fremde Kaufleute und soziale Mobilität in Barcelona). Der zweite Teil über das Fußfassen und die Integration von Gewerbetreibenden ist mit fünf einschlägigen Artikeln ausgestattet. Weitgehend negativ ist der Befund von Alma Poloni über den Ausbau der Tuchindustrie (*industria laniera*) durch Ansiedlung von fremden Arbeitskräften im 13./14. Jh. in Pisa. Für die Vertreter toskanischer Handels- und Bankhäuser, die sich in Rom und Viterbo niederließen, war hingegen die Erlangung einer privilegierten Stellung sowohl an der Kurie (*mercatores Romanam curiam sequentes*) als auch in der Stadt erstrebenswert und gewinnbringend, wie es Ivana Ait darlegt. Ähnliches gilt auch für fremde Kaufleute in Venedig; diese, vor allem aber Handwerkergruppen ausländischer Herkunft, erlangten aber eine Absicherung über die Bildung von Bruderschaften (*scuole*) mit eigenen Stütz- und Siedlungsschwerpunkten, so der gemeinsame Beitrag von Matteo Ceriana und Reinhold C. Mueller. Letztere Lebensform konnte jedoch auch zu einer Ausgrenzung und selbstgewählten Isolierung führen, wie es Anna Esposito für die Korsen, Slawen und Albaner in Rom materialreich und anschaulich vorstellt. Wie manche Untersuchungen der letzten Jahre gezeigt haben, sind andere Gruppen von Fremden – im Sinne von Ausländern – so unterschiedlich und

wechselhaft eingeschätzt worden und aufgetreten, dass nur Vergleichs- und Langzeitstudien mehr Aufschluss vermitteln können. Insgesamt scheinen die Kategorien „Bürgerrecht“ und „Integration“ zwar für die Verdeutlichung der Probleme geeignet, aber nicht für Verständnis und Analyse ausreichend zu sein. Dies bringen der vorliegende Band und die lesenswerte Zusammenfassung von Giuliano Pinto selbst zum Ausdruck.

Knut Schulz

J. F. Böhmer, *Regesta Imperii VI. Die Regesten des Kaiserreichs unter Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich VII., 1273–1313, 4. Heinrich VII. 1288/1308–1313. 2. Lieferung: 1. September 1309–23. Oktober 1310, in Nutzung der Sammeltätigkeit vieler Helfer* bearb. von Kurt-Ulrich Jäschke und Peter Thorau, Wien [u. a.] (Böhlau) 2014, IX, 424 S., ISBN 978-3-412-22181-2, € 89.

Die erste Lieferung der neubearbeiteten Regesten Heinrichs VII., die 2006 erschienen war und mit 40 + 276 Regesten bis zu der feierlichen Bestattung der Könige Albrecht und Adolf in Speyer Ende August 1309 reichte, ist in QFIAB 87 (2007), S. 555 f. angezeigt worden. Die nun vorgelegte Fortsetzung mit 435 Regesten (gegenüber rund 200 bei Böhmer) folgt dem König ein weiteres Jahr lang auf seinen verschlungenen Wegen durch Süd- und Westdeutschland bis zum Übergang über den Mont Cenis am 23. Oktober 1310, der in der Tat einen schicksalhaften Einschnitt markiert. Dankenswerterweise wurde das Namenregister (S. 369–409) ebenso mit dem Vorgänger kumuliert wie das Verzeichnis der Ausstellungs- und Handlungsorte (S. 411 f.), dessen chronologischer Teil zur Orientierung besonders hilfreich ist. Bei cursorischer Lektüre der Regesten hat man den Eindruck, dass die Inhaltsangaben und die kritischen Kommentare zu den höchst unterschiedlichen Dokumenten tendenziell noch umfänglicher geworden sind als in der ersten Lieferung. Wir greifen willkürlich heraus: Nr. 335, 17. Nov. 1309: Bestätigung eines Weistums für Kloster Gengenbach, eine der wenigen Urkunden Heinrichs VII. in deutscher Sprache (vgl. Bresslau II, S. 389); Nr. 349, Dez. 1309: der sog. Kölner Lombardentag mit kritischer Würdigung der wissenschaftlichen Diskussion bis hin zu Heidemann 2008; Nr. 409, 12. April 1310: Privileg für Buchhorn (heute Friedrichshafen), mit gründlicher, leider vergeblicher Suche nach dem verlorenen Original; Nr. 586, Hagenau, 17. Aug. 1310: eidliche Verpflichtungserklärung gegenüber der römischen Kirche, mit detaillierter Inhaltsangabe und eingehenden Erläuterungen, u. a. zu den sprachlichen „Pleonasmen und Tautologien als Ausdruck des päpstlich-kurialen Sicherheitsbedürfnisses“; Nr. 591, 19. Aug. 1310: oberrheinischer Landfriede: nicht zwei verschiedene, sondern „eher zwei Rechtsakte zur Bekräftigung desselben Landfriedens“ usw. Insgesamt bestätigt sich einmal mehr, dass die zeitgeistwidrige Gattung der Regesten nicht nur langlebiger, sondern auch lehrreicher ist als die Traktate kurzatmiger geschichtswissenschaftlicher „turns“. Nun schauen wir mit Spannung vom Mont Cenis hin-

unter nach Italien und wünschen den Bearbeitern, dass sie uns bald Gelegenheit geben mögen, Heinrichs dortige *res gestae* bis hin zum jähen Ende in Buonconvento zu verfolgen.

Martin Bertram

Valérie Theis, *Le gouvernement pontifical du Comtat Venaissin (vers 1270–vers 1350)*, Roma (École française de Rome) 2012 (Collection de l'École française de Rome 464), 722 S., Abb., ISBN 978-2-7283-0924-5, € 95.

Der Comtat Venaissin, welcher in Folge der Albigenserkreuzzüge 1274 definitiv durch König Philipp III. von Frankreich an die römische Kurie abgetreten wurde, hat in der Forschung – abgesehen von einigen grundlegenden Arbeiten von Monique Zerner zur Verwaltung des Comtats im 15. Jh. – im Gegensatz zum Kirchenstaat nur stiefmütterliche Beachtung gefunden. Vor allem für die Anfangsjahre der päpstlichen Herrschaft bis zum Verkauf Avignons durch die Königin Johanna I. von Anjou an Papst Clemens VI. (1348) fehlte bisher eine systematische Darstellung, wenn man von der mehr als 100 Jahre alten Arbeit von C. Faure absieht. V. Theis hat diese schwierige Aufgabe bravourös gelöst, wobei die Autorin nicht nur auf die reichhaltige Überlieferung im Vatikanischen Archiv zurückgreift, sondern auch die einschlägigen Archivbestände im Départementalarchiv von Vaucluse und zahlreicher Kommunalarchive (vor allem Carpentras und Cavaillon) berücksichtigt. Der Autorin gelingt es überzeugend zu zeigen, dass die verwaltungsmäßige Durchdringung des Comtat erst während des Pontifikats Bonifaz' VIII. begann, während seine Vorgänger den neugewonnenen Gebiete im Süden des heutigen Frankreich kaum Beachtung schenkten. Vor allem seit dem Pontifikat Clemens' V. und der Übersiedlung des Papsttums von Rom nach Avignon gewann der Comtat natürlich schlagartig an Bedeutung für die päpstliche Politik, was vor allem an der systematischen Intensivierung der Herrschaft und der Straffung der Verwaltung sichtbar wird. Symbolisch steht für diese effiziente verwaltungsmäßige Durchdringung der Ausbau eines engmaschigen Netzes regionaler Vikarien, welcher erst während des Pontifikats Johannes' XXII. seinen Abschluss fand. Die entscheidende Rolle in der Finanzverwaltung des Venaissin spielte hingegen die apostolische Kammer – vor allem als Kontrollorgan der subalternen Amtsträger –, weshalb die Autorin zu Recht von einem „Dualismus“ zwischen Papst und Kammer spricht. Die persönliche Präsenz des Papstes in der Grafschaft seit Beginn des 14. Jh. hatte hingegen einen Bedeutungsverlust des Rektors zur Folge, da die Vertreter der Städte und die Stände in Rechtsfragen nun unter Umgehung der regionalen und lokalen Amtsträger in der Regel direkt an den Papst appellierten. Die Kontrolle durch die apostolische Kammer garantierte zudem eine erstaunliche Kontinuität des Beamtenapparates über mehrere Pontifikate und führte dazu, die Zahl der subalternen Amtsträger über einen längeren Zeitraum relativ gering zu halten. Zu Recht widmet die Autorin ein ausführliches Kapitel der Finanzverwaltung und der Wirtschaft im

Comtat. Überzeugend kann die Autorin anhand der päpstlichen Kameralakten nachweisen, dass gerade während des „babylonischen Exils“ der Päpste die Einkünfte aus dem Venaissin schlagartig an Bedeutung gewannen, da die Einnahmen aus dem Kirchenstaat drastisch zurückgingen und meist direkt „vor Ort“ ausgegeben wurden. Andererseits führte die Vertreibung der Juden aus dem Venaissin in den Jahren 1322–1323 zu einer ersten Finanzkrise, während der große „Crash“ der Jahre 1336–1337 höchstwahrscheinlich eine der ersten Auswirkungen des Hundertjährigen Krieges war. Die päpstliche Präsenz hatte zudem zur Folge, dass bei den Bistumsbesetzungen im Comtat nun ausschließlich Vertrauenspersonen der Päpste zum Zuge kamen, was eine weitgehende Kontrolle des Klerus durch die päpstliche Kurie garantierte, zumal die Bischöfe ihrerseits die Domkapitel weitgehend mit papsttreuen Gefolgsleuten besetzten. Zu Recht betont T., dass die Anstrengungen zur Durchsetzung der päpstlichen Autorität andererseits Konflikte zwischen der päpstlichen Verwaltung und dem Adel und den Städten des Venaissin nach sich zogen, weshalb die Beziehungen zwischen der Kurie und den lokalen Machthabern weitgehend zumindest bis 1330 durch ein tiefes Mißtrauen geprägt wurden. Zahlreiche Statistiken vor allem zur päpstlichen Finanzverwaltung und eine Liste sämtlicher – zumindest in den Quellen nachweisbarer – Amtsträger des Comtats in den Jahren 1317–1352 runden das ausgezeichnete Buch ab, welches einen grundlegenden Beitrag sowohl zur Geschichte des Papsttums als auch zur Landesgeschichte Südfrankreichs in der ersten Hälfte des 14. Jh. darstellt. Es bleibt nur zu hoffen, dass sich bald ähnlich tiefeschürfende Arbeiten zur Verwaltung des Venaissin in der zweiten Hälfte des 14. Jh. und während des Schismas anschließen.

Andreas Kieseewetter

Pierre-Marie Berthe, *Les Procureurs français à la Cour Pontificale d'Avignon (1309–1376)*, préface d'Andreas Sohn, Paris (École nationale des chartes) 2014, 1004 S., ISBN 978-2-35723-052-1, € 55.

Die zu besprechende umfangreiche Monographie geht auf zwei an der *École des chartes* und der Sorbonne entstandene Qualifikationsarbeiten zurück. Der Autor stellt darin die Gruppe der französischen Prokuratoren an der avignonesischen Kurie im Zeitraum zwischen 1309 und 1376 vor. Die Arbeit umfasst drei große, jeweils in eine Vielzahl von Unterkapiteln gegliederte Abschnitte. Richtet sich der Blick im ersten Abschnitt allgemein auf die Funktionen, die von den Prokuratoren am Papsthof des 14. Jh. wahrgenommen wurden (*La fonction de procureur à la Cour pontificale d'Avignon au XIV^e siècle*, 77–156), rückt im zweiten Abschnitt die Gruppe der Auftraggeber in den Fokus (*Les procureurs français à la cour pontificale d'Avignon et leurs clients*, 157–293). Der dritte Abschnitt (*Étude prosopographique*, 295–453) bereitet das Herzstück der Arbeit vor: eine groß angelegte, nahezu 300 Seiten umfassende Prosopographie von 131 Prokuratoren (495–788). Der zukünftigen weiteren Erschließung des Materials dienen ein präzise gearbeiteter und sehr zuverlässiger Orts- und Namenindex

von nahezu 90 Seiten und eine Fülle weiterer Anhänge (Anhang 1: Les interventions des procureurs; Anhang 2: Durée des carrières des procureurs; Anhang 3: La clientèle des procureurs; Anhang 4: Les groupes régionaux de procureurs; Anhang 6: Liste des procureurs en curie des évêques et des abbés au XIV^e siècle). In den einzelnen Unterkapiteln findet sich außerdem umfangreiches graphisches Material, darunter allein 189 Tabellen und Schaubilder. Die 131 aufgenommenen Personen stehen lediglich für einen Bruchteil der in Avignon tätigen und in den Quellen nachweisbaren Prokuratoren. Entscheidend für die Aufnahme in den vorliegenden Band waren vor allem drei Kriterien: eine hohe Anzahl nachweisbarer Interventionen, eine umfangreiche Mandantenschaft und schließlich mehrere Jahre nachweisbarer Aktivität an der Kurie. Es geht also um Personen, die über längere Phasen hinweg als professionelle Prokuratoren tätig waren – die 485 nachweisbaren Interventionen des Petrus de Aquila bilden dabei zwar die absolute Spitze, doch auch weniger engagierte Kollegen brachten es im Laufe ihrer Tätigkeit immer noch auf durchschnittlich 20 Einsätze, für die sie von ihren Mandanten gemäß der kurialen Gebührenordnung zwar nicht überbordend üppig, aber doch angemessen entschädigt wurden. Im Falle der fünf nachweisbaren Generalprokuratoren der Zisterzienser (vier) und Prämonstratenser (einer) erfolgte der Einsatz ausschließlich für Angehörige des jeweils eigenen Ordens – die mit Blick auf das späte Mittelalter noch immer vergleichsweise verhalten agierende Ordensforschung dürfte sich hier über so manche Angabe freuen, durch die das Ungefähre chronologischer Hypothesen in Sicherheit überführt werden kann. Die Entscheidung, drei zisterziensische Generalprokuratoren nicht zum Gegenstand eines ausführlicheren Biogramms zu machen, weil sie entweder nicht ausreichend lange an der Kurie tätig waren oder sich nicht die entsprechende Anzahl behandelter Fälle nachweisen ließ (181, Anm. 24), ist zu bedauern. Wohl niemand hätte hier einen etwas flexibleren Umgang mit den Auswahlkriterien moniert. Jedes Prokuratoren-Biogramm folgt einem identischen Muster und umfasst folgende Angaben: neben dem lateinischen Namen (samt seinen französischen Varianten) finden sich Angaben zur zeitlichen Spanne der Tätigkeit an der Kurie, zu Herkunft und familiärer Abstammung, zum klerikalen Status, zu den universitären Abschlüssen bzw. den Ausbildungsinstitutionen, zu den regulären, an der Kurie oder außerhalb wahrgenommenen Tätigkeiten, zur Pfründenausstattung, zu den Protektoren, Förderern und Familiaren, zu den erhaltenen Privilegien und zum Wohnort. Es schließen sich die teilweise äußerst umfangreichen Einträge zu den an der Kurie im Interesse unterschiedlichster Mandanten getätigten Interventionen an. Diese werden unter den verschiedenen Prokurationsformen (*ad impetrandum*, *ad obligandum*, *solvendum et visitandum*, *ad causas* und *ad resignandum*) subsumiert, zu denen man bereits im ersten Abschnitt erschöpfend Auskunft erhalten hatte (85–155). Die den einzelnen Prokurationsformen zugehörige Binnengliederung umfasst die einzelnen Kirchenprovinzen, Diözesen und Bischöfe bzw. Prälaten. Ausgewertet wurde eine umfangreiche und extrem zerstreute Überlieferung, als deren zentrale Komponenten neben den Prokurationsmandaten die Register der päpstlichen Kammer hervortreten, insbesondere diejenigen der bisher nur in

Auszügen gedruckt vorliegenden Reihe der *Obligationes et Solutiones*, die Gegenstand eines „dépouillement exhaustif“ (171) waren. In den Blick gerät das sozio-kulturelle Profil einer Personengruppe, die zwar über eine Fülle gemeinsamer Merkmale verfügte, sich jedoch in den unterschiedlichsten (durchaus auch schillernden) Facetten präsentiert. Überraschend ist die Herkunft der meisten Prokuratoren: sie stammen überwiegend aus dem Norden Frankreichs – und vertreten auch überwiegend Mandanten aus dem Norden. Dieses Faktum erklärt sich vor allem aus der Präsenz der Kurie im Süden Frankreichs: für südfranzösische Bischöfe und Prälaten war es sehr viel einfacher, ihre Interessen persönlich vor Ort, mithin ohne Zuhilfenahme eines Mittelsmanns, zu vertreten. Die Arbeit, die zu großen Teilen an das anknüpft, was Andreas Sohn in seiner Pionierarbeit zu den deutschen Prokuratoren an der Kurie 1997 perspektivisch umrissen hatte, schließt eine große Forschungslücke innerhalb der Papstgeschichte des 14. Jh. Berthe ist in Vorleistung gegangen: es bleibt zu hoffen, dass die französischen Prokuratoren am Papsthof des 15. Jh. bald einen ebenso kompetenten Bearbeiter finden.

Ralf Lützelshwab

Sylvain Parent, *Dans les abysses de l'infidélité. Les procès contre les ennemis de l'Église en Italie au temps de Jean XXII (1316–1334)*, Roma (École française de Rome) 2013 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 361), 691 S., ISBN 978-2-7283-0970-2, € 55.

In der historischen Forschung erfreut sich derzeit kein Avignon-Papst größerer Beliebtheit als Johannes XXII. Dies mag mit der erfreulichen Quellendichte, sicherlich aber auch mit der robusten Persönlichkeitsstruktur und dem politischen Pragmatismus, um nicht zu sagen: der Skrupellosigkeit des aus Cahors stammenden Kanonisten zu tun haben. Insbesondere mit einigen Städten Norditaliens, wo sich in der Lombardei, der Romagna und der Mark Ancona Adelsgeschlechter wie die Este oder die Visconti als Signori breit machten und den päpstlichen Machtanspruch offen herausforderten, hatte man in Avignon Probleme und sprach von einem neuen Sodom und Gomorrha – von Gemeinwesen, an deren Spitze Tyrannen stünden, die den Schoß der Kirche aus freiem Willen verlassen und sich der Häresie hingegeben hätten. Viele Gläubige seien so in die Abgründe des Unglaubens – *ad abissas infidelitatis* – gestürzt worden. Und dies legitimierte ein juristisches Vorgehen gegen die vermeintlichen Feinde der Kirche und den Einsatz des *officium inquisitionis*. Vatikanische Quellen fließen reichlich und wurden von Sylvain Parent im Rahmen seiner Dissertation, die 2010 an der Universität Lumière-Lyon 2 verteidigt wurde, mit bewundernswerter Akribie ausgewertet. Der erste (Text-)Teil dieser Dissertation liegt nun vor, ein zweiter Band mit der Edition der relevanten Quellentexte soll zu einem späteren Zeitpunkt publiziert werden. Im Mittelpunkt der überwiegend vergleichend angelegten Studie stehen die spektakulärsten repressiven Maßnahmen gegen die Vertreter der Häresie in Nord- und Mittelitalien, genauer: drei Prozesse, die zwischen 1320 und 1322

gegen Feinde der Kirche geführt wurden und sich gegen die Markgrafen von Este, die Herzöge von Mailand und die Häretiker von Recanati richteten. In allen drei Fällen ist die archivalische Überlieferung reich, in großen Teilen unedierte und geeignet, nach Verbindungslinien zwischen Rebellion, Tyrannis und Häresie zu suchen. Neben die Prozessakten selbst – die Spitze eines „immense iceberg“ (16) – treten weitere Quellengruppen wie beispielsweise die päpstlichen *litterae* oder Rechnungsbücher. Zum ersten Mal werden die Prozesse aus ihrem lokalen Kontext herausgelöst (man könnte auch sagen: den Händen der Lokalhistoriker entrissen) und in eine Geschichte rechtlicher, politischer und administrativer Praxis eingebettet. Die Arbeit ist in drei große Abschnitte mit insgesamt acht Kapiteln, einen Epilog und eine Zusammenfassung unterteilt (I. Variations autour du „Crime d’infidélité“. La justice pontificale face à la désobéissance au début du XIV^e siècle; II. Rebelles et heretici. Du „Crime d’infidélité“ à la dépravation hérétique; III. Informare, publicare. Information et communication au temps des procès). Breiter Raum wird dabei der praktischen Seite des Geschehens gewidmet, angefangen mit den Problemen, die gleich zu Beginn eines Prozesses bei der Zustellung der Vorladung auftreten konnten. Das Taktieren der markgräflichen bzw. herzoglichen Prokuratoren wird ebenso detailliert geschildert wie die Reaktionen des Gerichts auf deren offensichtliches Bemühen, Zeit zu gewinnen. Zentral sind die Zeugenaussagen, die wie im Mailänder Fall in die Hunderte gehen konnten, deren Bewertung vom Historiker jedoch aufgrund der „modélisation du réel“ (293) großes Fingerspitzengefühl verlangt. Zeugen blieben in der Regel anonym, so dass den Prokuratoren der Angeklagten mitunter nichts anderes übrig blieb, als auf gut Glück umfangreiche Listen mit den Namen der jeweiligen *inimici mortales* zu erstellen, denen man eine Zeugenaussage zutraute und diese Listen dem Gericht zur Berücksichtigung zu übergeben. Die Anklagepunkte konnten sich wie im Fall der Visconti ausgesprochen umfangreich präsentieren: zu Recht wird auf ihre „redoutable cohérence“ (289) verwiesen. Parent weist der Konstruktion von *fama* zentrale Bedeutung im Prozessgeschehen zu. Welche Strategien das Papsttum entwickelte, um den „guten Ruf“ der Angeklagten zu unterminieren, wird detailliert geschildert. An zu sanktionierenden häretischen Verhaltensweisen wurden u. a. die Profanierung sakraler Orte, Raub bzw. Zerstörung von Kirchengut, die Nichtachtung des kirchlichen Kalenders und der daraus resultierenden Fastengebote und die Negierung zentraler Glaubenswahrheiten angeführt. Dies alles entspricht einer „logique de diabolisation des accusés“ (367). Breiter Raum wird den Aspekten von Informationsbeschaffung und -übermittlung gewidmet. Für die Mark Ancona fließen hier die Quellen besonders reichlich: mittels der systematischen Auswertung der Rechnungsbücher, für die von 1320–1327 Hugues Bovis, Thesaurar des Rektors Ameil de Lautrec, verantwortlich zeichnete, kann gezeigt werden, wie groß die Bandbreite der „acteurs d’information“ (482) einerseits, die Durchlässigkeit zwischen unterschiedlichen Funktionen und Ämtern andererseits tatsächlich war. Es ist nahezu unmöglich, trennscharf zwischen Begrifflichkeiten wie *nuntius*, *nuntius juratus*, *bajulus*, *ambaxiator*, *spia*, *explorator*, *nuntius privatus* oder *nuntius secretus* zu unterscheiden. Spionage oblag wohl vor

allem den *cursores*. Aspekten der Urteilsverkündung wird im letzten Kapitel nachgegangen: wie erhielten nicht nur die Verurteilten selbst, sondern auch weite Teile der Bevölkerung Kenntnis von den Urteilen? Zurückgegriffen wird dabei auf einen „océan de documents“ (536), wobei man getrost noch etwas stärker auf die der Urteilsverkündung folgenden Predigten hätte eingehen können. Zwar wird zu Recht betont, dass „nous ne connaissons pas le contenu exact de ces sermons“ (598), doch hätte es schon interessiert, ob überhaupt Beispiele solcher Predigten erhalten geblieben sind oder man von ihnen ausschließlich über Erwähnungen in der Chronistik erfährt. Die Studie liefert dem Bekunden des Verfassers nach keine „histoire de la rébellion *stricto sensu*“ (24). Trotz der mehrfach verkündeten Absicht, keine bloße „Nacherzählung“ der Ereignisse liefern zu wollen, kann der Autor glücklicherweise dieser Versuchung an manchen Stellen doch nicht widerstehen. Denn Kenntnisse der konkreten Abläufe sind zum weiteren Verständnis unbedingt notwendig. Nebenbei sei bemerkt, dass die Lektüre der nahezu 700 Seiten sprachlich alles andere als eine Qual ist. Parent stellt ein hohes Maß an Gelehrsamkeit unter Beweis (umso befremdlicher wirkt es da, dass einige einschlägige deutschsprachige Titel ganz offensichtlich nicht herangezogen wurden – *germanica non leguntur?*) und liefert einen wertvollen Beitrag zu einem der Hauptaspekte in der Entwicklung päpstlicher Monarchie zu Beginn des 14. Jh. Ausgehend von drei Prozessen, die im engen Zeitraum von 1320–1322 in der Lombardei, der Romagna und der Mark Ancona geführt wurden, versteht man nun sehr viel besser, wie Recht gesprochen und welchen Aspekten im Laufe der Rechtsfindung besondere Bedeutung zugebilligt wurde.

Ralf Lützel Schwab

Étienne Anheim, Clément VI au travail. Lire, écrire, prêcher au XIV^e siècle, Paris (Publications de la Sorbonne) 2014 (Histoire ancienne et médiévale 131. Université Paris 1 Panthéon-Sorbonne), 406 S., ISBN 978-2-85944-875-2, € 30.

Thomas-M. Charland, Vf. einer einflussreichen Monographie über mittelalterliche Rhetorik bemerkte 1936 mit Blick auf die Predigtpraxis des 14. Jh. ebenso apodiktisch wie unbarmherzig: „Ce fut la mort de l'éloquence sacrée“. Ein Blick auf das Predigtwerk Pierre Rogers, der seit 1342 als Papst Clemens VI. die Geschicke der Christenheit lenkte, hätte ihn eines Besseren belehren können. Dieser hochgebildete, an der Pariser Universität lehrende Theologe machte spätestens 1329 auf der Versammlung von Vincennes vor einem größeren, außeruniversitären Publikum von sich reden, als er mit großem Geschick die weltlichen Machtansprüche des Papsttums verteidigte. Dieses Engagement wurde dem noch jungen Benediktinermönch mit so mancher Pfründe vergolten. 1338 erfolgte die Aufnahme ins Kardinalskolleg. Die Forschung freilich behandelte Pierre Roger/Clemens VI. bisher eher stiefmütterlich. Aussagen der Art „Er war ein Unglück für Papsttum und Kirche“ – so die Schlussbemerkung des entsprechenden Eintrags im Lexikon des Mittelalters – luden nicht gerade dazu ein, sich mit ihm und seinem Werk zu beschäftigen. Dies ist umso bedauerlicher, als nur

für wenige Päpste eine derart dichte Überlieferung vorliegt. Étienne Anheim, maître de conférence an der Universität von Versailles, legt nun einen Band vor, der drei Kapitel einer Dissertation umfasst, die – von Jacques Verger betreut – unter dem Titel „La Forge de Babylone. Pouvoir pontifical et culture de cour sous le règne de Clément VI“ 2004 verteidigt wurde und sich weder als Biographie, noch als Beschreibung eines Pontifikats versteht. Anheim liefert auch keine Predigt- oder Bibliotheksgeschichte, worauf im Übrigen bereits die zentrale Quellengattung hindeutet, auf der die Arbeit beruht: Texte, die von Pierre Roger/Clément VI. selbst stammen. Dazu gehören vor allem seine vom Beginn der 1320er Jahre bis zu seinem Tod 1352 in ununterbrochener Folge produzierten Predigten und Ansprachen. Die beiden Hauptcodices ms. 240 der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris und ms. lat. 3293 der Bibliothèque Nationale de France umfassen rund 100 Texte, die einen einzigartigen Einblick in das sermionale Wirken in und für die Kirche bieten. Und doch spielt eine Bibliothek eine bedeutende Rolle: die persönliche Bibliothek Clemens' VI., von der sich ein Teil durch die Eingliederung in die päpstliche Bibliothek – heute Teil des *Fondo Borghese* der BAV – erhalten hat: viele Bände darin verfügen über handschriftliche Anmerkungen des Papstes. Predigt diente ihm als Herrschaftswerkzeug und Mittel, um politische und theologische Positionen zu vermitteln. Anheim geht noch weiter und sieht darin gar „la principale forme de son action“ (21). Das Ziel der Arbeit besteht darin, den Werdegang eines Mannes und die Entwicklung einer Institution miteinander in Beziehung zu setzen und dafür geistes-, institutionen- und sozialgeschichtliche Paradigmen miteinander zu verknüpfen. Dazu wird die Arbeit folgendermaßen gegliedert: Nach dem Blick auf den Hauptprotagonisten (I. Les vies de Pierre Roger/Clément VI) wird zur Konzeption päpstlicher Macht unter besonderer Berücksichtigung der Predigtkunst übergeleitet (II. Une éloquence d'encre et de parchemin). Verbindungen zwischen Philosophie und Theologie, die politische Dimension des verwendeten Vokabulars, die Stellung der Kirche in der Welt nebst einer Theorie monarchischer Herrschaft sind Gegenstand des folgenden Abschnitts (III. La voix de l'institution). Abschließend finden die von Clemens VI. verfolgten Vision(en) des Papsttums Behandlung (IV. Réformer l'Église). Der Blick richtet sich hier auf das reformerische (oder besser: transformatorische) Wirken eines Papstes, für den die Forschung bisher jedes noch so zaghafte Engagement in dieser Richtung ausgeschlossen hat. In Abschnitten zur Kleruskritik Clemens' VI., zum Jubeljahr von 1350, zur Kanonisation des Hl. Ivo und zur Kontrolle über die dogmatischen Lehrinhalte an der Universität Paris, wird demonstriert, dass der Papst zwar nicht als post-gregorianischer Reformator agierte, er aber eben mehr als das Zerrbild war, das Zeitgenossen wie Francesco Petrarca, Peter de Ceffons und andere aus ihm machten. Ja, Clemens VI. vertrat extreme papalistische Ansichten, er führte das Papsttum in neue (ausgesprochen kostenintensive) kulturelle Höhen – und verschloss dennoch nicht die Augen vor der Wirklichkeit. Im Laufe der Lektüre wird deutlich, wie pragmatisch versiert Pierre/Clemens VI. sein Leben lang voringing. Und hier gelingt es Anheim, so manches Licht ins biographische Dunkel zu bringen. Auch wenn Pierre in den 1320er–30er Jahren zu den „big shots“ der Pariser Theologenszene

gehörte, blieben seine intellektuellen Interessen vielgestaltig. Pierre war der Prototyp eines „intellectuel bibliophile, aux intérêts d’une variété impressionnante“ (109). Unklar war jedoch bisher, wie der junge Theologe in Kontakt mit der Kurie Johannes’ XXII. kam. Dazu entwirft Anheim folgende Hypothese: 1318/19 wurde Pierre an der Universität zum Problem der Rechtgläubigkeit der von Jean de Pouilly vertretenen theologischen Positionen konsultiert – zur selben Zeit und zum selben Themenkomplex wie der sehr viel bekanntere Pierre de La Palu, dessen Traktat *De potestate pape* Pierre seit 1314/15 besaß. Wäre es denkbar, dass Pierre de La Palu den begnadeten Schüler an der Kurie „einführte“? Fast zehn Jahre lang versuchte Pierre den Spagat zwischen kurialem und universitärem Engagement, gab aber schließlich um 1325 die spekulative (universitäre) Theologie auf. Interessanterweise sind aus dieser frühen Zeit kaum Predigten überliefert. Anheim erklärt dieses Faktum mit einem von Pierre selbst initiierten Selektionsprozess, dem die frühen, als unvollkommen empfundenen Sermones zum Opfer gefallen seien. Wie hoch dieser Qualitätsanspruch tatsächlich war, davon zeugen die überlieferten Predigten, von denen bisher nur rund ein Zehntel in einer kritischen Edition vorliegt. Anheim richtet den Blick auf ihre rhetorische Gestalt, behandelt den Umgang mit Autoritäten, erklärt die Nicht-Existenz von *exempla*, zeigt, welchen Stellenwert die Marginalglossen, mit denen der Papst die Werke anderer Autoren kommentierte, für sein eigenes Predigtschaffen hatten und demonstriert überzeugend, wie mittels der Position von Zitaten innerhalb der Sermones auf deren Bedeutung rückgeschlossen werden kann. Auf der semantischen Ebene wird der Bedeutungsgehalt von *prudentia* analysiert – einer der Schlüsselbegriffe im Predigtwerk. Insbesondere der für Clemens VI. typische Verzicht auf ein Prothema und seine Ersetzung durch eine *introductio* des Themas mit oft stark philosophischem Einschlag wird anhand vieler Beispiele überzeugend erläutert. Überhaupt ist es die starke Quellennähe, die Anheims Arbeit auszeichnet: die opulenten Fußnoten liefern nicht unbedeutende Teile der bisher nur in den Handschriften zugänglichen Texte. Seiner eigenen rhetorischen Fähigkeiten war sich Clemens bewusst. In einer Predigt zum Fest des Hl. Dominikus konnte er ausrufen: *Sapientia sine eloquentia est quasi gladius in manu paralitici*. Der Papst schwang das rhetorische Schwert mit Bravour – ob die Eloquenz die Weisheit mitunter verdrängte, mögen andere beurteilen. Zu wünschen bleibt, dass ausgehend von Anheims inhaltlich und sprachlich vorzüglicher Arbeit die Edition der *Sermones Clementis VI* endlich in Angriff genommen wird.

Ralf Lützel Schwab

Constitutiones et acta publica imperatorum et regum. Siebter Band, Teil 1: Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung 1336–1339, bearb. von Michael Menzel, Wiesbaden (Harrassowitz) 2013 (Monumenta Germaniae Historica), XLVIII, 490 S., ISBN 978-3-447-10042-7, € 130.

Mit dem im letzten Jahr erschienen Band 12 der Constitutiones-Reihe und dem vorliegenden Band 7/1 ist absehbar, dass sich die verbleibenden Editions-lücken für die Regierungszeiten Karls IV. und Ludwigs des Bayern schließen. Chronologisch knüpft er an den 2003 publizierten Band 6/2,3 an. Das 1875 konzipierte und 1893 begonnene Constitutiones-Projekt der MGH wird wohl in den nächsten fünfzehn Jahren seinen Abschluss finden. Dabei ist diese Edition spätmittelalterlicher Dokumente nicht nur nach Peter Moraw ein „Urkundenbuch-Regestenwerk“ eigenen Charakters, sondern auch die (vermutlich) letzte Gelegenheit z. B. ludovicianische Inedita zu publizieren. Insofern ist es mehr als begrüßenswert, dass die Auswahlkriterien nicht mehr nach einer wie auch immer zu definierenden Wichtigkeit des Materials, nach Aussteller-/Empfängergruppen oder Urkundentypen entwickelt wurden, sondern nach ihrer Aussagekraft über die Verfasstheit des Reichs (S. X–XI). Landesherrliche Urkunden Ludwigs blieben außen vor, mit Ausnahme besagter Inedita. Die verfolgte konzeptionelle Neutralisierung durch eine chronologische Anordnung ist zu begrüßen, denn jedes Sachkonzept in der Präsentation des Materials kann nur veralten und dann die Forschung mehr hindern als ihr nützen. Freilich ist die Orientierung im überreichen Material des vorliegenden Bandes auch in der gewählten Form nicht einfach – wer nicht schon weiß, was er sucht (und dafür chronologische Anhaltspunkte hat), wird kaum fündig werden, wenn er nicht z. B. parallel die Ludwigs-Regesten konsultiert. Insofern hätte die enge Verzahnung, die zwischen MGH Constitutiones und den entsprechenden Regesta-Imperii-Bänden nicht nur personell besteht, in der Einleitung noch deutlicher gemacht werden können. Die Suche nach Personen und Orten ermöglicht bequem das über 50 Seiten umfassende Register, rein inhaltliche Recherchen fallen schon schwerer. Doch gerade in dieser Hinsicht deckt der Band fundamental wichtige Jahre ab, die zwar keine Lösung des Konflikts zwischen Ludwig dem Bayern und dem Papsttum sahen, aber doch eine weitgehende Konsolidierung der Herrschaft des Wittelsbachers: Dies zeigte sich nicht nur mit dem Koblenzer Hoftag 1338, der das Bündnis mit dem englischen König pompös in Szene setzte, sondern auch in den bedeutsamen Dokumenten der spätmittelalterlichen Reichsgeschichte, die im selben Jahr als ludovicianische Proklamationen *Licet iuris* (Nr. 458) und *Fidem catholicam* (Nr. 459), aber auch durch das *Rhenser Weistum* (Nr. 448) von Seiten der Kurfürsten verfasst wurden. Zwar werden selbst diese wichtigen Dokumente nach dem Druck älterer kritischer Ausgaben von Karl Zeumer und Hans-Jürgen Becker wiedergegeben, doch den Mehrwert des Bandes selbst bei diesen sehr bekannten Texten zeigt sich in der Kontextualisierung, so etwa in den zum Rhenser Weistum gehörigen, deutsch fixierten Absprachen der Kurfürsten. Doch auch jenseits dieser bekannten, für die Herrschaft Ludwigs immer wieder als charakteristisch beschriebenen Dokumente

und den dahinter stehenden Entwicklungen zeigt die vorliegende Edition eben auch die eher unspektakulären, alltäglichen Elemente kaiserlicher Herrschaft, die dadurch erst in ihrer Breite und Tiefe greifbar wird. Freilich bleibt es Aufgabe der Forschung, dieses Angebot aufzunehmen, das der Glücksfall eines neuen Constitutiones-Bandes (und derer, die noch folgen werden) darstellt. Denn vermutlich haben die Bearbeiter Recht: Eine Fortsetzung der MGH Diplomata bis zur Mitte des 14. Jh. ist kaum zu erwarten (vgl. S. XI), in mancher Hinsicht sind die Constitutiones eine letzte Chance zu zeigen, was traditionelle Editionen bieten können und wo sie über das hinausgehen, was bisher die Digitalisierung von Quellen zu leisten fähig ist. Martin Bauch

Marco Di Branco/Angelo Izzo, *L'elogio della sconfitta. Un trattato inedito di Teodoro Paleologo marchese di Monferrato*, Roma (Viella) 2015 (I libri di Viella 190), 100 S., ISBN 9788867283880, € 20.

Im Jahre 1306 reiste der vierzehn- oder fünfzehnjährige Theodor Palaiologos, Sohn des byzantinischen Kaisers Andronikos II. (1282–1328) und seiner zweiten Frau, Jolanda von Monferrato, nach Italien, um das Erbe seines Onkels, des verstorbenen Markgrafen von Monferrato, anzutreten. Bis zu seinem Tode im Jahre 1338 regierte der griechische Prinz die Markgrafschaft Monferrato. Allerdings wäre er lieber als Erbe seines Vaters byzantinischer Kaiser geworden. Zweimal (1317–1319 und 1325/1326–1328) kehrte er nach Konstantinopel zurück, um dort sein Glück zu versuchen, wurde jedoch jeweils mit Ablehnung empfangen. Dennoch übertrug er seine kaiserlichen Erbansprüche – gleichfalls erfolglos – auf seinen Sohn Johannes. In den westlichen Quellen wird Theodor als typischer Grieche im pejorativen Sinn beschrieben (*miser et nullius audacie sive strenuitatis, sicut qui est naturaliter et a progenitoribus suis Grecus*), aber wie viele Mitglieder der kaiserlichen Familien in Byzanz, und im Gegensatz zu den Herrschern Westeuropas seiner Zeit, hat sich Theodor auch literarisch betätigt. Zwei Traktate sind unter seinem Namen überliefert, allerdings weder im griechischen Originaltext noch in der späteren lateinischen Bearbeitung des Vf., sondern nur in einer zeitgenössischen französischen Übersetzung von Jehan de Vignay: *Les Enseignements de Théodore Paléologue*, eine Mischung aus Fürstenspiegel und strategischem Handbuch mit einer autobiographischen Einleitung, die schon 1983 von Christine Knowles herausgegeben wurde, und die *Divisions sur la maniere des richesses et povretez de ce monde*, eine melancholische Betrachtung über die Verderblichkeit des Reichtums, die Di Branco und Izzo hier erstmals edieren. Im ersten Kapitel (S. 7–29) gibt Marco Di Branco eine ausführliche und nach westlichen und byzantinischen Quellen vorzüglich recherchierte Biographie des Palaiologen, der sich zwischen Byzanz und Norditalien bewegte. Anschließend (S. 31–57) stellt Angelo Izzo die beiden Traktate und ihren französischen Übersetzer vor und geht auf ihre Rezeption am französischen Hof König Philipps VI. ein. Es folgt die Edition von *Divisions sur la maniere des richesses et povretez de ce monde* mit einer gut lesbaren italienischen

Übersetzung (S. 59–81). Im Anhang (S. 85–88) veröffentlicht Marco Di Branco einen kurzen Text des arabischen Autors Ibn Faḍl Allāh al-ʿUmārī über den Markgrafen von Monferrato aus dem Jahre 1340, und korrigiert in seinem Kommentar überzeugend die Interpretation von Michele Amari. Das kleine Buch ist ein bemerkenswerter Beitrag zum Leben dieses byzantinischen „Wanderers zwischen beiden Welten“ und zur Rezeption seiner Werke im mittelalterlichen Westeuropa.

Vera von Falkenhausen

Acta Pataviensia Austriaca. Vatikanische Akten zur Geschichte des Bistums Passau und der Herzöge von Österreich (1342–1378), Band IV.: Gregor XI. (1370–1378), hg. und bearb. von Hermann Hold und Gerhart Marckhgott unter Mitwirkung von Josef Lenzenweger, Martin C. Mandlmeyer und Herwig Weigl, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2014 (Publikationen des Historischen Instituts beim österreichischen Kulturforum in Rom II. Abt. 4. Reihe IV), 521 S., ISBN 978-3-7001-740-1, € 99,80.

Nach der raschen Aufeinanderfolge der Bände 2 und 3 der „Acta Pataviensia Austriaca“ (APA) dauerte es noch einmal fast zwei Jahrzehnte, ehe der vierte Band, mit dem das Werk nunmehr vollendet ist, erscheinen konnte. Einleitung und Quellenbericht stammen noch aus der letzten Feder des ein Jahr später verstorbenen Josef Lenzenweger (1998), der das Projekt aus der Taufe gehoben hatte. Der Quellenbericht wurde ergänzt. Das Material für den Bd. IV wurde von Lenzenweger bereits in den 1960er-Jahren ermittelt und in der Folge bearbeitet. Die Druckfassung bildet insofern den Stand von 1998 ab, als es den Endbearbeitern nicht möglich schien, die seitdem noch erschienene Literatur zu berücksichtigen, was anderweitigen beruflichen Verpflichtungen geschuldet ist. Der Aufbau folgt dem Schema der vorhergehenden Bände. Im Kleindruck wurden Übereinstimmungen mit dem Formular kenntlich gemacht. Viele Worte zum Rahmen des Unternehmens ist an hiesiger Stelle zu verlieren müßig, da dieser bei Erscheinen früherer Bände besprochen wurde. Nur so viel: es platzierte sich genau in die Lücke, die ‚Papal Letters‘ (École française) und Repertorium Germanicum (DHI Rom) offen ließen. Und die Tatsache, dass die große Diözese Passau – die ausgedehnteste im Reich – sich im Wesentlichen mit dem Erzherzogtum Österreich deckt, stellte arbeitstechnisch sicher einen großen Vorteil dar. Der vorzustellende Band behandelt den Pontifikat Gregors XI. (1370–1378), der ein Wendepunkt ist, insofern dieser Papst endgültig (im Gegensatz zu seinem Vorgänger Urban V.) aus Avignon nach Rom zurückkehrte. Gregor machte sich im September 1376 auf den Weg nach Rom. Erst im Dezember erreichten ihn wieder Passauer Bittsteller (die letzten 37 Stücke des Bandes: vier bereits im heutigen Tarquinia, der Rest zu St. Peter, wo Gregor seit Januar 1377 residierte – etwas mehr als 14 Monate vor seinem Ableben). Inhaltlich überwiegen zwar die gängigen Benefizialangelegenheiten, aber auch die Politik findet ihren Niederschlag, so vor allem der Konflikt des Papsttums mit den

mailändischen Visconti, in den die österreichischen Herzöge aus verwandtschaftlichen Gründen involviert waren. Doch auch die Beraubung eines Viterbeser Tuchhändlers in Tirol beansprucht wiederholte Aufmerksamkeit (Nr. 40–42, 226–228+277). Noch auf Lenzenweger zurückgehende Konkordanzan des Pontifikats zwischen den großen Bullenregisterreihen sollen für die Benutzung der Registra Avenionensia (Reg. Av.) und Registra Vaticana (Reg. Vat.) dienlich sein, indem sie das Auffinden der gegenseitigen Entsprechungen erleichtern. Diese Zusammenstellung, wie es solche auch in den vorigen Bänden gab, ist über die Passauer Zusammenhänge hinaus von allgemeinem Wert, lässt doch der Erhaltungszustand und die innere Ordnung der Avignon-Register zu wünschen übrig. Hier war es beim Binden zu Durcheinander gekommen. Im Schisma nach Gregors XI. Tod wurden noch ungebundene Registerbände eilig nach Avignon geschafft, wobei Schäden entstanden (die übrigen Register waren in Avignon verblieben, auch als Urban V. und Gregor XI. in Rom weilten). Der Band enthält 376 auf Passau bzw. Österreich bezügliche Texte. Zu APA 1 werden noch vier Einträge nachgeliefert (S. 443 ff). Die Funde stammen fast ausschließlich aus Reg. Av. und Reg. Vat., während die Prüfung der Kameralakten der Zeit keinen Ertrag brachte. Einen Einzelfund stellt eine Supplik Herzog Leopolds aus dem Jahr 1376 dar, setzen doch die Supplikenregister erst kontinuierlich 1378 ein. Zur Aufnahme dieses Stücks in den Band ist es dennoch nicht gekommen. Die Berücksichtigung von Suppliken und Kameralakten neben den Urkunden gehörte zur Breite des gesteckten Projektrahmens, förderte aber nun wenig zu Tage. Auch die Gegenüberlieferung in partibus wurde geprüft und festgestellt, dass den 376 Fällen noch 21 überlieferte Originalurkunden entsprechen (S. 15). Hierbei machte man die Beobachtung, dass manche Papsturkunden – v. a. Bullen für Orden, insbesondere Privilegienbestätigungen – sich nicht in den päpstlichen Registern auffinden lassen. Ein Erklärungsversuch hierfür, den die Bearb. bieten, ist das „lange Ordensgedächtnis“: man erinnerte sich an dem gesamten Orden verliehene Privilegien und brauchte daher für die Ausstellung nicht den normalen Geschäftsgang (mit Registrierung in den Bullenregistern) zu nehmen, denn der Sache nach waren diese Fälle bereits einmal vom Papst entschieden. Allerdings schränken die Autoren ein, dass diese Hypothese nicht auf jedwede Alleinüberlieferung in partibus passt. Um das Umfeld der Papstbullen zu beleuchten, stellen die Autoren auch mit Hilfe von monasterium.net ermittelte Stücke vor, die nicht vom Papst selbst ausgestellt sind, aber in Zusammenhang zu ihm stehen. In ihnen agieren Personen im Namen des Papstes oder seiner kurialen Behörden. Die Stücke selbst wurden nicht in die Edition aufgenommen. Recherchen in monasterium.net ermöglichten aber auch den Vergleich zwischen Original und Kopien in kopialem Überlieferung. Interessant erscheint die Vermutung der Bearbeiter, dass es für bestimmte Urkunden, die einem größeren Personenkreis galten, nur ein Original gab, das zwischen Klöstern herumgereicht wurde (S. 18). Die für die Bearbeiter vermeintlich „wichtige Aufklärung über das Vorgehen der Kurie bei der Ausstellung von Urkunden“ entpuppt sich jedoch als eine durchweg gängige Weitergeltungserklärung, wenn bis zum Ende eines Pontifikats eine Bulle noch nicht ausgestellt worden

war (S. 18f). Das Orts- und Personenregister leistet eine sehr zu begrüßende Identifizierung. Die mannigfachen Schwierigkeiten hierbei lassen sich ermessen, wenn man beispielsweise feststellt, dass Burghausen in den Quellen auch unter Purcusa oder Uarghusen auftreten kann. Die Orte finden sich sowohl unter heutigem Namen (wie Personennachnamen in Versalien) als auch in der lateinischen Form angeführt. Als Abschluss des Bandes sind nochmals die Formulare aller vier APA-Bände vereint worden (S. 481–521), gegenseitige Verweise aufeinander finden sich bei Transkriptionen und zu Grunde liegenden Formularen. Das Projekt der APA ist mit Bd. IV nun zu einem rundum erfreulichen Abschluss gelangt. Sven Mahmens

Thomas Frank, Heilsame Wortgefechte. Reformen europäischer Hospitäler vom 14. bis 16. Jahrhundert, Göttingen (V&R Unipress) 2014 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 18), 402 S., 6 Pläne, ISBN 978-3-8471-0317-2, € 54,99.

Die hier anzuzeigende Studie von Thomas Frank zu den Reformdiskursen an vier bedeutenden europäischen Hospitälern im Spätmittelalter und einsetzender Neuzeit entstand in der DFG-Forschergruppe „Topik und Tradition“ an der Freien Universität Berlin. Franks Prämisse „Hospitalia semper reformanda“ bezieht sich auf die wohlbekannte Misere des spätmittelalterlichen Gesundheitswesens, das geprägt war von einer Vielzahl von Hospitalstypen, die in der Regel ineffizient verwaltet und den Bedürfnissen der Armen und Kranken nicht gerecht wurden. Der Autor bettet sein Forschungsinteresse in die allgemeine Reformdiskussion jener Zeit ein, die auch von kirchlichen Umbrüchen geprägt war. Das hat auch seine Berechtigung darin, dass die Institution Hospital selbst in der Vormoderne im juristischen Sinne zwischen Kirche und Welt verortet wurde (Kapitel I). Herangezogen werden auch die einschlägigen Kommentare und Abhandlungen wie beispielsweise der *Tractatus hospitalitatis* des Lopus de Castellionio. In der Diskussion nahm man immer wieder Bezug auf die auf einen Konzilsbeschluss von Vienne (1312) zurückgehende Dekretale *Quia contingit*, mit der die Hospitäler vor Missbrauch insbesondere durch die eigenen Rektoren und vor den Begehrlichkeiten der Stadtkommunen geschützt werden sollten (S. 40–42). Im Grunde ging es stets um die Frage, wem die Kontrolle über die Hospitäler obliegen sollte, die oft dank der mitunter reichen Dotierung zu wichtigen Wirtschaftsfaktoren einer Stadt geworden waren, womit kirchliche wie kommunale Interessen berührt waren. Die Auswahl fällt auf das *Ospedale Maggiore* in Mailand (II), das Pariser *Hôtel-Dieu* (III), das Große Spital in Straßburg (IV) und das Unione-Hospital in Modena (V). Die Fallstudien sind chronologisch angeordnet und ergaben sich – so der Autor – „in erster Linie nach dem Kriterium der Verfügbarkeit von Quellen, die für die hier untersuchte Fragestellung aussagekräftig sind und überwiegend in gedruckten oder digitalen Editionen vorliegen“ (S. 32). Um die Vergleichbarkeit zwischen den Fallstudien zu erleichtern, sind sie in ihrem Aufbau ähnlich gestaltet. Zunächst werden die politischen und kirchlichen Rahmenbedingungen in der Stadt analysiert, in der das

zu besprechende Hospital lag. Dann werden die Diskussionslinien vorgestellt und ein Résumé gezogen. Was den Mailänder Fall angeht, so ist das *Ospedale Maggiore* schon wegen seiner 1456 einsetzenden Baugeschichte besonders interessant. Für die Konzentration von Hospitälern in einem zentralen Großhospital gab es in der Lombardei schon ältere Vorbilder (Brescia, Pavia). Die Realisierung in Mailand erfolgte im Verein von Landesfürst, Ortsbischof und Kurie in einem langen Prozess. Das stets überbelegte *Hôtel-Dieu* in Paris galt noch den Aufklärern des 18. Jh. als unreformierbar (S. 144). Es ging als Hospital der Pariser Kathedrale vielleicht schon auf das 7. Jh. zurück. Die gegen 1220 erlassenen Statuten sahen eine Hospitalgemeinschaft von 30 Laienbrüdern, vier Priestern und 25 Schwestern unter einer Priorin vor. Später sank die Zahl der Brüder, während sich die der Frauen in der Krankenpflege mehr als verdoppelte, wobei ihr Lebenswandel Anlass für Kritik und üble Nachrede gab. Reformstatuten wurden 1535 erlassen, nachdem die Streitigkeiten des Hospitals mit dem Domkapitel im Stadtrat, im Pariser Parlament und sogar vor dem König verhandelt worden waren. Die Lage verkomplizierte sich zwischenzeitlich noch, als es zur Beteiligung der altherwürdigen Abtei St.-Victor kam. Das kommunale Große Spital war der ganze Stolz der mächtigen Reichsstadt Straßburg. Hier schaltete sich wiederholt der bekannte Münsterprediger Johannes Geiler von Kaysersberg in die Debatte um die kommunale Wohlfahrtspolitik ein. Ab den 1520er Jahren geriet das Hospital in die Mühlen der Reformation, was die Diskussionen gegenüber den drei in katholischen Bahnen verbliebenen Fallbeispielen heraushebt. Man mußte dabei in Straßburg kaum die Strukturen der eh schon städtischen Einrichtung ändern als vielmehr das Barmherzigkeitsverständnis dem neuen theologischen Geist anpassen. Im übrigen war man hier wie in Paris von der raschen Ausbreitung der Syphilis ab 1496 überfordert. Schon in die frühe Neuzeit führt das vierte und letzte Fallbeispiel: die ab 1533 diskutierte und schrittweise durchgeführte „Union der Hospitäler und frommen Stiftungen“ in Modena, die der städtischen Oberschicht endgültig die Kontrolle über die mit ihr verbundenen Immobilien in und vor der Stadt eintrug. Trotz der Präsenz einiger lutherischen Sympathisanten unter den Befürwortern „war die Modeneser Reform eher eine Fortbildung der italienischen Hospitalreformen des 15. Jh. als ein Echo der evangelischen Deutung der Armen- und Krankenfürsorge“ (S. 304). Erstaunlich erscheint, dass die vom Autor am Rande erwähnte (Mit-)Finanzierung durch die Erteilung von Ablass im Falle von Mailand (S. 107, 115), Paris (S. 179, 181) und Straßburg (S. 220) offenbar kein Stoff für Diskussionen war (in Straßburg machte die Einführung der Reformation dem Ablass ein Ende, und wohl auch im katholischen Italien wird er im Laufe des 16. Jh. einiges von seiner anfänglichen Attraktivität verloren haben). Breiten Raum nehmen die Aussagen zu den Schlüsselbegriffen bzw. „Leit-Topoi“ (S. 349) der Debatten – wie die der *reformatio* oder der *pauperes* und *infirmi* (in Paris sprach man gar von „povres malades“) – ein. Der Vf. setzt im Übrigen beim Leser viel voraus. So zitiert er die in den Diskussionen wiederholt als Vorbilder genannten Hospitäler S. Maria della Scala in Siena und S. Spirito in Sassia in Rom sowie andere Häuser, ohne auf deren Bedeutung näher einzugehen. Ob die

Hospitalsreformen – wie sich der Autor abschließend wünscht – einmal „als Wegweiser zu einer Reform-Rhetorik der Vormoderne dienen“ könnten (S. 354), wird die weitere Forschung erweisen.

Andreas Rehberg

Bartholomaei Platynae vita amplissimi patris Ioannis Mellini, a cura di Maria Grazia Blasio, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2014 (Edizione Nazionale dei Testi Umanistici), LXXVIII, 98 S., ISBN 9788863726091, € 22.

Die Vita des Giovanni Battista Millini (1405–1478) stellt den zweiten Text des Platina (= Pl.) dar, den Maria Grazia Blasio in dieser noch jungen Reihe ediert. Der hier 20 Seiten umfassende Text entstand unmittelbar nach dem Tod des römischen Kardinals und wendet sich an dessen Neffen Celso. Pl.s *Vita* stellt mehrfach das zentrale Zeugnis für Figuren aus dem stadtrömischen Kontext dar, denen in jüngerer Zeit ein verstärktes Interesse der Forschung zugekommen ist. Hier führt Blasio jüngere Beiträge wie die aus dem DBI Bd. 73 (Roma 2009) weiter. Am von Pl. tangierten *pater familias* Pietro Millini hat auch die Forschung zum Kardinal Bernardino de Carvajal, dem Pietro ab den 1490er Jahren den von ihm errichteten Stadtpalast an der Piazza Navona überließ, wiederholt Interesse gezeigt. Im ersten Abschnitt der *Vita* (1–29) wird die Geschichte der Millini (= M.) bis in die Antike zurückgeführt. Jüngere Exponenten wie Sabba, Francesco oder Luca werden vorgestellt. Der Hauptteil (30–80) fokussiert auf Giovanni's Ausbildung, seine Kurienkarriere und seine Einsätze als Legat. Er dient zugleich als Spiegel seiner Tugenden. An sein Begräbnis, bei dem Pietro M. die Leichenrede hielt, knüpft ein Exkurs über diesen Bruder Giovanni's an (81–89). Pietro und seinen Söhnen (darunter auch der Widmungsnehmer Celso) stellt Pl. abschließend ein Charakterporträt des verstorbenen Onkels als Exempel vor Augen (90–108). Der Text der *Vita* ist sorgfältig herausgegeben. Er beruht auf einer von Pl.s Sekretär Guazzelli erstellten Hs. (BAV, Vat. lat. 3406). Der kritische Apparat ist luzide gestaltet. Auch die Glossen der Hs. werden in der Einleitung zur Edition berücksichtigt (LXX–LXXI). Vermisst habe ich jedoch Angaben zum Umgang mit Abkürzungen, Interpunktion, der Differenzierung von u/v und der Groß- und Kleinschreibung der Hs. (eine Abb. der Hs. (tav. 1) zeigt etwa *omnidemq: uirtute in vrbe Roma*; Blasio ediert *omnidemque virtute in urbe Roma*). Ebenso hätte ich bei einer *codex unicus*-Edition Verweise auf die Foliiierung der Hs. erwartet. Der (schlanke) Similienapparat umfasst ausschließlich Klassikerstellen – Pl.s eigene vorherige Textproduktion wäre hier interessanter gewesen. Die überschaubare Textedition ist in diesem Band reich ausgestattet (ca. 60 Seiten Einleitung [XIX–LXXVIII], ca. 40 Seiten Kommentar [27–66]). Die Einleitung stellt die Überlieferungsgeschichte der *Vita* (XIX–XXV) vor und beschreibt die Textzeugnisse ausführlich (XXVII–XXXIV). Positivistisch muten hier die langen Listen der *inc.* und *expl.* aller Texte an, welche in den Hss. der *Vita* des Weiteren enthalten sind, und die (in dieser Publikation) kaum der Interpretation zuarbeiten. Der umfangreichste Teil der Einleitung (XXXV–LXVI) kontextualisiert die *Vita* umfassend.

Ebenso wie der Kommentar bestechen hier die profunden Kenntnisse des städtischen und kurialen Umfelds Roms. Blasio leistet hier eine grundlegende Synthese der biographischen Zeugnisse für Giovanni und weitere Familienmitglieder der M. Zudem arbeitet sie literarische Traditionen und Strategien der *Vita* heraus, die Pl. zugleich als ein Zeugnis seiner Nähe zum Verstorbenen angelegt hat. Der Band bietet eine solide Edition und eine auf Vollständigkeit abzielende historisch-literarisch Kontextualisierung von Pl.s *opusculum*. Die Monita halten sich in Grenzen – so würden kurze Paraphrasen anstelle halbseitiger lateinischer Zitate (oft aus der *Vita* selbst) bisweilen pointierteren Aussagen zuarbeiten; ferner springen vereinzelt Schwächen des Lektorats ins Auge (Unsicherheiten bei fremdsprachigen Titeln, zahlreiche ‚Zwiebelfische‘ in Titelnennungen). Um die konservativ orientierte Reihe für eine interdisziplinäre Leserschaft weiter zu öffnen, wäre zudem anzuregen, Hilfestellung für im lateinischen Text gedruckte Abkürzungen (z. B. *s.p.d.*) zu bieten. All dies schmälert jedoch keineswegs den Wert des Beitrags, den Blasio mit ihrer umfassenden Erschließung der *Vita* für die römisch-kurialen Humanismusforschung geleistet hat.

Bernhard Schirg

Benjamin Weber, *Lutter contre les turcs. Les formes nouvelles de la croisade pontificale au XVe siècle*, Roma (École française de Rome) 2013 (Collection de l'École française de Rome 472), VIII, 594 S., Abb., ISBN 978-2-7283-0960-3, € 49.

Benjamin Weber schöpft in seiner umfangreichen Studie über die Geschichte der päpstlichen Kreuzzugsbemühungen des 15. Jh. vor allem aus Quellen der päpstlichen Archive, deren Entstehungskontext in der beachtlichen Forschungsliteratur zum Thema noch nicht hinreichend aufgearbeitet worden sei (S. 21). Und in der Tat gelingt es dem Autor, mit oft minutiösen Analysen der einschlägigen – allerdings oft lückenhaft überlieferten – römischen Archivserien neue Akzente zu setzen. Das kuriale Schrifttum und die Kassenführung zeigen, dass der Kreuzzugsgedanke durchaus auch unter Päpsten, die man wie Pius II. und Sixtus IV. vorrangig mit Humanismus und Renaissance verbindet, ein dominierendes Anliegen war. Die Arbeit ist in fünf Teile gegliedert: Zunächst werden die Strategien und Protagonisten der päpstlichen Orientpolitik vorgestellt (Teile I und II), danach die Finanzierungskonzepte und deren Vollstrecker (Teile III und IV). Teil V beschließt die Arbeit mit einer Analyse der Kreuzzugsrhetorik als Propaganda auch für den Führungsanspruch des Papsttums in der Christenheit. Die Päpste des 15. Jh. konnten auf eine lange Tradition von mehr oder weniger konfliktverbundenen Kontakten mit dem muslimischen Osten aufbauen. Die Niederlagen gegen die in voller Expansion stehenden Osmanen (Nikopolis 1396, Varna 1444, Konstantinopel 1453) zwangen Rom zum Handeln. Der Autor attestiert den Päpsten, dass sie klar zwischen den osmanischen Türken, den mamelukischen Sarazenen in Ägypten, den nasridischen Mauren in Spanien und Nordafrika und den Krimtartaren zu differenzieren wussten (S. 48). Das Papsttum war keineswegs pazifis-

tisch und es gab unter den Kardinälen auch Militärs (und sogar einen – ehemaligen – Piraten, Paolo Campofregoso, 1453–1495; S. 60). Bekanntlich unterschieden sich die Päpste des 15. Jh. in ihrem Eifer für den Heiligen Krieg. Unter Paul II. verzeichnen die Rechnungsbücher keine Zahlungen mehr für die Ausrüstung von Galeeren, sondern Direkthilfen an die bedrohten Grenzländer Ungarn, Albanien, das Despotat Arta und – mit geringeren Mitteln – Venedig. Die Hussitengefahr schien ihm dringlicher (S. 75). Insgesamt aber kam es zur Ausweitung der Fronten, ging es doch schon lange nicht mehr allein um die Rückeroberung Jerusalems. Die Reaktionen diplomatischer und militärischer Art konnten da nur punktuell erfolgen. Und der Autor tut gut daran, diese oft hilflos wirkenden Aktionen mit Kurzporträts ihrer Träger zu verbinden, unter denen man wahre kulturelle Grenzgänger ebenso wie Abenteurer ausmachen kann. Genannt seien der Franziskaner Alberto von Sarteano mit seinen Kontakten nach Äthiopien, der osmanische Thronanwärter Bayezid Osman (nach seiner Taufe auch *Calixtus Ottomanus* und *Turchetto* genannt) und der Abenteurer Moses Giblet, der eine Allianz mit den Karamanen im Rücken der Osmanen schmieden wollte. 1470 verbündete sich mit Sixtus IV. erstmals ein Papst mit einem muslimischen Potentaten, dem Turkmenen Uzun Hasan (S. 149). Spätestens nach dem Fall Konstantinopels 1453 wimmelte Rom nur so von mehr oder weniger prominenten orientalischen Flüchtlingen, die als päpstliche Gäste nicht unerhebliche Subventionen erhielten. Richtig ins Geld ging aber der Unterhalt einer eigenen päpstlichen Flotte, die aber kein stehender Verband war, sondern punktuell auf- und abgebaut wurde sowie meist nur aus angepachteten Schiffen bestand. Kein Wunder also, dass die Gewinnung von Verbündeten unter den christlichen Mächten und die Frage nach der Finanzierung der Unternehmungen zur wahren Obsession der Päpste der Zeit wurden. Ein Kreuzzugsaufruf jagte den anderen. Man konnte sich auf dem diplomatischen Parkett treffen wie und wo auch immer; der Zuspruch zumal der nicht unmittelbar betroffenen Monarchen blieb verhalten. Auch innerkirchlich kam es zu Widerständen, wenn Rom die Geistlichen um Kontributionen in Form von Kreuzzugszehnten bat. Effektiv kam es denn auch nur – neben den wenigen päpstlichen Alleingängen (mit ein paar Erfolgen unter Kalixt III.) – zu wenigen „crosiades nationales“ (S. 204) und gar „crosiades locales“ (S. 207). Seit Beginn der Kreuzzugsbewegung im 11. Jh. mobilisierte die Aussicht, durch den Heidenkampf Vergebung seiner Sünden zu erlangen, die Massen. Dies war – wie der Autor betont – auch noch im 15. Jh. der Fall. Ablass erhielten nun aber nicht nur die aktiven Kämpfer, sondern jeder Gläubige, der unter Beachtung der Auflagen (Reue und Beichte) einen monetären Beitrag leistete (S. 251, 253). Dieser wurde nach den finanziellen Möglichkeiten des Ablassnehmers festgelegt, was in der Praxis zu einigen Verwerfungen führte, da die Ablassprediger bei den eh schon recht geringen Tarifen auf Masse setzten (S. 292–305, 331–334). Dem Autor ist beizupflichten, wenn er in den über ganz Europa verkündeten Kreuzzugsablässen trotz ihrer erwiesenermaßen recht überschaubaren Erträge ein unverzichtbares Mittel der päpstlichen Strategie sieht, den Kreuzzugsgedanken bei den Massen populär zu halten (S. 212f., 235–237, 421: „Elles rendaient la croisade accessible et visible à tous, elle expliquaient aux

populations la teneur de l'action pontificale“). Der Ablass und die Zehnten konnten also nicht allein die Kosten eines Krieges gegen die Türken decken, zumal ihre Erträge oft schon an der Quelle auf mehrere Interessenten aufgeteilt wurden (S. 218). Auch symbolische Gesten, wie die Übersendung einer Goldenen Rose, eines Schwertes sowie von Kreuz und Banner, erweichten die Fürsten und Stadtrepubliken nur selten. Die Päpste konnten aber auch schon mit spektakulären Aktionen die Öffentlichkeit aufrütteln, auch wenn es nur um die Einholung von Siegestrophäen oder Reliquien (wie die des hl. Andreas 1462) und Paraden schön geschmückter Galeeren ging (S. 430 ff.). Eher tragisch endete aber dann Pius' II. Kreuzzug 1464 mit dem Tod des Pontifex in Ancona (S. 235). Was sollte man machen, wenn die Kriegskosten einfach exorbitant hoch waren und enorme auch logistische Anstrengungen verlangten, die selbst heutige Strategen überfordern würden? Schon die zweimonatige Pacht und der Unterhalt für eine einzige Galeere kosteten 1500 fl. (S. 239, 261); Seeleute und Soldaten erhielten rund 3 fl. im Monat (S. 263, 299). Trotzdem ergibt sich ein widersprüchliches Bild: Mit Blick auf die vorgeblich für den Türkenkrieg reklamierten Einnahmen aus dem Alaun-Monopol (S. 315–320) erscheinen die päpstlichen Klagen über Geldmangel auch Kalkül. Zwischen 1420 und 1481 gelang es den Päpsten immerhin, sechs Flotten gegen die Türken auszurüsten und zahlreiche Kriegszüge auf dem Balkan mitzufinanzieren (S. 259). Hier zeigen sich nun die Vorzüge des päpstlichen Finanzwesens, das dank seiner für damalige Verhältnisse gut vernetzten Strukturen über Bankhäuser, Kollektoren und eigens bestellte Kommissare und Ablassprediger auch noch den letzten Winkel der Christenheit erreichte (S. 335–366). In Rom selbst wechselten die Modelle, um die Verwaltung der Kreuzzugsgelder – wie auch die Öffentlichkeit forderte – transparent zu halten, worüber noch heute einige damals einsetzende Registerserien in römischen Archiven Aufschluss geben (S. 366–376). Unter Sixtus IV. vertraute man die Kasse der Obhut der observanten Franziskaner in S. Maria in Ara-coeli auf dem Kapitol an (S. 405 f., 408). Stutzig macht allerdings, dass auch Weber nach der Sichtung der Rechnungsführung aufgrund ihrer Komplexität und Lückenhaftigkeit nicht einmal eine halbwegs vollständige Bilanz über die kreuzzugsbedingten Einnahmen und Ausgaben vorlegen kann (S. 264). Für die Kreuzzugspropaganda rekurrten die Päpste vorrangig auf die Predigt. In diesem Zusammenhang stellt der Autor die Ablasskampagnen und ihr mitunter theatralischer medialer Verlauf vor (S. 418–420). Eher verhalten äußert er sich über die Rolle des Buchdrucks, sieht man von den bald auch gedruckt zirkulierenden Augenzeugenberichten von Greueln und Eroberungen wie die von Otranto 1480 ab (S. 420 Anm. 32, 424–427). Über ganz Europa reisende prominente Exilanten und Gesandtschaften aus dem Orient machten sich schon in ihrer Gewandung die Faszination des Exotischen zunutze (S. 422 f.). Heute mag man sich allerdings nicht mehr an die Verunglimpfung Mohammeds und der Muslime als Satansöhne sowie weitere Anwürfe in den päpstlichen Verlautbarungen erinnern (S. 444–478). Die in breiten Kreisen weiterhin geforderte Rückeroberung Jerusalems spielte dagegen überhaupt nur noch als fast utopisches Fernziel eine rhetorische Rolle (S. 261, 495–500). Als ein Fazit kann man festhalten, dass

das vom Konziliarismus und den erstarkten Monarchien bedrohte Papsttum den Türkenkrieg als eine nicht zu unterschätzende Aktionsebene zur Selbstdarstellung als letzte Universalmacht in der Christenheit nutzte. Mit Blick auf die beträchtlichen Anstrengungen zur Effizienzsteigerung im Finanzsektor erwiesen sich die fast stetigen Kreuzzugspläne auch als ein Modernisierungsfaktor für die kurialen Verwaltungsstrukturen. Spricht der Autor auch bezüglich der päpstlichen Kreuzzugspolitik negativ wertend von „Maskierung“ und „Paradox“, so zeigt sich doch die Aktualität seines Buches mit dem abschließenden Verweis auf die Legitimationsstrategien heutiger medial inszenierter Kriege (S. 529–531). Bleibt als Manko der insgesamt anregenden Lektüre auf ein paar störende Elemente hinzuweisen. Dem Autor unterlaufen nicht selten gerade in lateinischen Zitaten Transkriptionsfehler. Die deutschsprachige Literatur wird nur selektiv oder in englischen Übersetzungen rezipiert (so bleibt das monumentale Werk von Nikolaus Paulus zum Ablasswesen unberücksichtigt). Angesichts der großen Detailfülle kann man dem Autor den Schnitzer nachsehen, dass Poggio Bracciolini und Flavio Biondo vor dem Eintritt in die päpstliche Kurie Überseeerfahrung in venezianischen Diensten gesammelt hätten, was allerdings bei Niccolò Sagundino zutrifft (S. 42).

Andreas Rehberg

Sebastian Kolditz, Johannes VIII. Palaiologos und das Konzil von Ferrara-Florenz. Das byzantinische Kaisertum im Dialog mit dem Westen, Stuttgart (Hiersemann) 2013 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 60), 2 Bde., X, 776 S., ISBN 978-3-7772-1319-4, € 376.

Die umfangreiche Leipziger Dissertation von Sebastian Kolditz reiht sich in die überaus reiche Bibliographie zum Unionskonzil von Ferrara-Florenz ein (vgl. auch das Literaturverzeichnis des Vf., S. 667–745). Damit drängt sich die Fragen nach Schwerpunktsetzung, methodologischem Vorgehen und Erkenntnisgewinn der Untersuchung auf. Der Autor ist sich dieser Probleme voll bewusst, diskutiert zu Beginn seiner Arbeit ausführlich die Forschungs- und Quellenlage und spezifiziert seinen Untersuchungsgegenstand, das byzantinische Kaisertum im Dialog (S. 1–41). Während sich die Forschung bisher in hohem Maß auf die theologisch-dogmatischen Fragen, auf die Rolle (und Selbstinszenierung) der griechischen Unionsbefürworter (und späteren Kardinäle) Isidor von Kiew und Bessarion sowie auf das aus einer Sicht ex posteriori fast notwendige Scheitern der Kirchenunion konzentrierte, steht hier der oftmals nur marginal behandelte griechische Verhandlungsführer Johannes VIII. Palaiologos im Vordergrund, allerdings nicht im Rahmen einer Biographie, sondern mit dem methodologischen Ansatz der Beziehungsgeschichte. Der „Dialog“ umfasst dabei den kommunikativen Austausch bei den synodalen Verhandlungen, aber auch im weiteren Sinn die kulturelle Begegnung und die interkulturellen Kontakte zwischen Lateinern und Griechen im Umfeld des Konzils. Die ersten beiden Kapitel widmen sich den vorkonziliaren Verhandlungen (S. 42–166) und der unmittelbaren

Konzilsvorbereitung (S. 167–282). In differenzierter Weise schildert der Vf. die Interessenkonflikte (zwischen konziliarer und kurialer Partei seitens der Lateiner sowie intern im byzantinischen Restreich), in die der *basileus* verwickelt war. Dabei werden die Grenzen der Aktionsmöglichkeiten deutlich, innerhalb derer Johannes VIII. allerdings eine klare Linie (z. B. in der Einbeziehung des Papstes, bei der Wahl des Konzilsortes oder bei der Festlegung der Grundposition und Auswahl der Teilnehmer der griechischen Delegation) verfolgte. Zu Recht wird unterstrichen, dass der Palaiologe im Vorfeld des Konzils den politischen Dialog maßgeblich gestaltete. Sein Insistieren auf die Einbindung des Papstes und auf einen italienischen Konzilsort ermöglichte es Eugen IV., die Handlungshoheit auf lateinischer Seite zu gewinnen und mit dem Konzilsdekret einen Prestigeerfolg zu erzielen. In Byzanz hatte Johannes VIII. gegenüber dem Patriarchen und dessen *synodos* alle Fäden der Entscheidung in der Hand. Die eigentliche Konzilsphase wird beziehungsgeschichtlich mit Blick auf die Rolle des Kaisers als „Moderator“ im Konzil (S. 286–380) und innerhalb der griechischen Delegation (S. 381–450) sowie unter Berücksichtigung seiner diplomatischen Aktivitäten (S. 451–494) untersucht. Bemerkenswert ist dabei die durchgängige Intention Johannes' VIII., sich bei den theologischen Diskussionen und Konzilssitzungen zurückzuhalten und den Ablauf vornehmlich über direkte Kontakte zu Eugen IV. und über interne Gruppensitzungen der Griechen zu lenken. Der Schlussfolgerung des Vf., dass Johannes VIII. immer auf die Kirchenunion hinarbeitete, allerdings nicht zu beliebigen Konditionen (S. 499), ist uneingeschränkt zuzustimmen. Dass die Rolle des Moderators der einzig gangbare Weg war, zeigt sich letztendlich darin, dass die Kirchenunion an der Polarisierung der griechischen Partei in Unionsbefürworter um jeden Preis und unversöhnliche Unionsgegner scheiterte. Die griechische *synodos*, das geistliche Entscheidungsgremium, das vom Kaiser durchwegs respektiert wurde, konnte im Lauf der Unionsverhandlungen zwar sichtbar an Einfluss gewinnen, es wurde aber auch deutlich, dass in diesem Gremium nur eine Mehrheitsentscheidung möglich war – ein Ergebnis, das sich in der Folge in der mangelnden praktischen Umsetzung der Kirchenunion in Byzanz manifestieren sollte. Ein letztes Kapitel widmet sich dem kaiserlichen Selbstverständnis im kulturellen Kontakt mit dem lateinischen Umfeld (S. 502–648). Johannes VIII. passte sich der veränderten kulturellen Lage an, die kaiserlichen Einzüge in die Städte entsprachen weitgehend den dort herrschenden Gewohnheiten des Kaisereinzugs, die kaiserlichen Urkunden für die Florentiner Prioren stehen in der lateinischen Rechtstradition, der Kaiser interessierte sich für lokale Heiligenkulte und Reliquienverehrung (z. B. für die Gürtelreliquie von Prato). Gleichzeitig vermied er es aber, sich in den städtischen Raum zu integrieren: die kaiserlichen und patriarchalen Höfe waren weitgehend autark und nahmen nicht am gesellschaftlichen Leben teil, ebenso wenig wurden lateinische liturgische und kultische Handlungen (wie Prozessionen) frequentiert. Das „Wechselspiel von Adaption und Distinktion“ dokumentiert die Persönlichkeit Johannes' VIII., aber auch sein Verständnis von der Institution der *basileia*. Abschließend stellt der Vf. die Frage, ob angesichts dieser Ergebnisse nicht das negative Bild von Johannes VIII. modifiziert

werden muss: Im Rahmen der möglichen Handlungsspielräume betonte der Kaiser die imperiale Tradition und das Selbstverständnis des *defensor ecclesiae*, er fungierte aber gleichzeitig auch als Moderator sowohl in den innergriechischen Interessenkonflikten als auch im diplomatischen Dialog mit dem Papsttum. Die Doppelfunktion des „imperator et moderator“ kann in der Tat eine weiterführende Leitfrage bei der Erforschung der Strukturgeschichte des palaiologischen Kaisertums darstellen. Die detaillierte, klar gegliederte Arbeit, die durch ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 665–745), ein Personen- und Ortsregister (S. 746–768) sowie ein sehr nützliches Begriffs- und Sachregister (S. 768–776) abgerundet wird, zeigt, dass auf der Basis exakter quellenkritischer Arbeit auch bei vermeintlich erschöpfend behandelten Themen entscheidende Neuerkenntnisse und Forschungsimpulse möglich sind. Die Revision des Negativbildes von Johannes VIII., die Erkenntnisse zur Strukturgeschichte des spätbyzantinischen Kaisertums und die quellenkritische Aufarbeitung der Geschichte des Konzils von Ferrara-Florenz erweisen die Lektüre für unterschiedliche Forschungsansätze überaus lohnenswert.

Thomas Hofmann

Arnold Esch, Die Lebenswelt des europäischen Spätmittelalters. Kleine Schicksale selbst erzählt in Schreiben an den Papst, München (Beck) 2014, 543 S., Abb., ISBN 978-3-406-66770-2, € 29,95.

Arnold Esch, der frühere langjährige Direktor des Historischen Instituts in Rom, hat 2014 ein weiteres Buch zur Lebenswelt des Mittelalters vorgelegt. Quellengrundlage sind Bittschriften an die Pönitentiare. Schon 2010 erschien von ihm ein im Umfang geringerer Band mit den Bitten aus dem deutschsprachigen Raum (Wahre Geschichten aus dem Mittelalter: Kleine Schicksale selbst erzählt in Schreiben an den Papst). Nun hat Esch diesen fortgesetzt, aber mit anderer regionaler Ausrichtung: diesmal nicht auf das Gebiet des römisch-deutschen Reiches bezogen, sondern auf das übrige Europa. Aus 97 000 Bittschriften wurden 2400 ausgewählt, sie umfassen den Zeitraum von 1439 bis 1484. Auch die „Wahren Geschichten“ handelten schon vom 15. Jh. Lediglich im letzten Kapitel wird nun ganz am Schluss noch auf Reformation und *Sacco di Roma* (1527) vorausgeblickt (S. 416–424). An die Pönitentiare als dem höchsten Buß- und Gnadenamt der Kirche konnten sich Kleriker und Laien bei allen kirchenrechtlichen Verstößen wenden, bei denen der Papst und nicht etwa nur der Ortsbischof zuständig war. Die Pönitentiare hatte, wenn sie positiv beschied, drei Formen im Angebot: Lösung von Kirchenstrafen, Erteilung von Dispensen (eine Vorschrift wird für den Einzelfall außer Kraft gesetzt) und die von Lizenzen (generelle Erlaubnis für eine Person entgegen geltenden Restriktionen). Der Autor hat den Versuch unternommen, die thematische Breite der Bittschreiben (Suppliken) wenigen Themenbereichen zuzuordnen. Das Material ist demnach in insgesamt 14 Kapitel aufgeteilt: Nach dem einleitenden Kapitel (1: Die Behörde. Die Quelle. Die Aussage) folgen: 2. Der Mensch, 3. Zusammenleben, 4. Obrigkeit, 5. Kirche und Geistlichkeit,

6. Klosterleben, 7. Universität, 8. Magie, Häresie, Hexenwesen, 10. Städte und Regionen Italiens, 11. Weite Räume: das Mittelmeer, 12. Pilgerfahrt, 13. Krieg und Pest, 14. Große Geschichte und kleines Schicksal, wo geschichtliche Ereignisse größerer Tragweite aufscheinen. Eingeschoben ist als Zwischenstück (9) ein textanalytischer Essay (Formen der Erzählung, Erhaben und Banal), der über den Sprachstil der Suppliken reflektiert. Die einzelnen Kapitel stehen eher für sich, Überschneidungen bringen es mit sich, dass einige Fälle in zwei Kapiteln aufgegriffen werden. Es gibt jedoch im Buch keinen übergreifenden Handlungsbogen, und auch ein zusammenfassendes Schlusskapitel ist nicht vorhanden. Es stellt indes – bei diesem Band mit seinem europäischen Bezugsrahmen mehr noch als bei dem mitteleuropäisch beschränkten Vorgänger – eine enorme Fleißarbeit dar, die Fülle der Pönitentiariüberlieferung durchzugehen, eine sinnvolle Auswahl zu treffen und sie thematisch zu bündeln sowie in anschaulicher Weise vorzustellen. Esch schreibt knapp und locker in einem leicht verständlichen Stil und lässt auch oft längere Quellenzitate sprechen, die er mit erklärenden Texten verbindet. Auch lateinische Formulierungen der durchweg in dieser Sprache verfassten Bittschriften werden oft knapp mit angegeben. Die Suppliken sind Selbstzeugnisse gewöhnlicher Menschen. Abgesehen von einigen herausragenden Figuren, die man auch anderwärts kennt, handelt es sich meist um das einzige Zeugnis von und über einzelne, ziemlich „durchschnittliche“ Menschen des Spätmittelalters, die in irgendeiner Weise mit ihrem Gewissen im Unreinen waren und deshalb die römische Behörde der Pönitentiare anriefen, um mit sich und der Kirche wieder ins Reine zu kommen. Die Höhe der Betrachtungsebene ist statt „Vogelschau“ durchweg die „Froschperspektive“, auch die allergeringsten Alltäglichkeiten kommen in den Blick und zur Sprache. Esch räumt dabei ein, dass diese Suppliken Schreiben waren, die einem bestimmten Zweck dienten und daher tendenziös angelegt sind: Sie spielen den eigenen Schuldanteil herunter, um einen positiven Bescheid der Pönitentiare zu erwirken. Was hier jedoch alles zur Sprache kommt, ist höchst breit gefächert und sehr interessant. Da ist die Rede von Kinderspielen, Keuschheitsgelübden, Abtreibung und Kindstötung, fehlender Zeugungskraft, Giftmord, Prostitution, Demenz und Selbsttötungsversuchen, Geistesstörungen und Sprachfehlern, Aberglauben und magischen Praktiken, ärztlicher Heilkunst, Würfel- und Kartenspiel und anderem Spiel (frühe Beschreibung eines Fußballspiels 1441!), Folter und Hinrichtung, Fluchhilfe, Wucher und Termingeschäften, Bruch des Beichtgeheimnisses, Hostienfrevell, Simonie, Dokumentenfälschung, Priesterkonkubinat, Sodomie, Studentenleben mit Mädchenraub unter Studentengruppen usw. Insgesamt eine so pralle Lebensfülle, dass sie an Boccaccios Geschichten denken lässt (Esch selbst führt den Vergleich an, S. 244), bei denen ebenfalls ein komplettes Welttheater vorgeführt wird. Am spannendsten und in diesem Band im Vergleich zu „Wahre Geschichten“ neu scheinen mir die Fälle des Kontaktes mit dem Islam und mit Muslimen über das Mittelmeer oder in Spanien. Der Handel über das Meer und die Pilgerfahrten (mit venezianischen Pilgergaleeren) eröffnet eben auch Möglichkeiten des friedlichen Kontakts jenseits der Glaubenskämpfe (S. 263, 266, 273 ff, v. a. aber im

Kapitel 9 zum Mittelmeer S. 293–341). Eine Lebenskrise veranlasst einen 13jährigen Venezianer zur Konversion zum Islam (S. 55); auch von glaubensgemischten Ehen ist schon die Rede (S. 306). Bisweilen reiht Esch vielleicht zu viele Beispiele hintereinander, so dass für einen Einzelfall manchmal nur ein Halbsatz aufgewandt wird. Hier hätte eine größere Beschränkung gut getan (weitere vergleichbare Fälle könnten in den Fußnoten aufgeführt werden). Dafür hätte man sich noch breitere Informationen zu exemplarisch ausgewählten Fällen gewünscht. Allerdings ist hier auch nicht zu viel zu erwarten: Eine Kontextualisierung aller Fälle stößt natürlich an Grenzen, allein bei der Menge und der regionalen Breite ein unendliches Unterfangen, aber auch, da die Personen und Sachverhalte oftmals gar nicht in anderen Quellen greifbar sind. Bei der anschaulichen Schilderung mittelalterliches Lebens kommt einem Arno Borsts „Lebensformen im Mittelalter“ (1973) in den Sinn, das in gewisser Weise Pate steht für diese Art der Alltagsgeschichte. Eschs Buch ist für einen größeren Leserkreis verfasst und bietet eine vergnügliche, nicht vorrangig für Wissenschaftler gedachte Lektüre, die einem die Menschen des Mittelalters teils ganz vertraut, teils überaus fremd erscheinen lässt. Vor allem ist dies aber ein nahezu einzigartiger Blick auf das alltägliche Leben einer längst vergangenen Zeit, das sich in anderen Quellen kaum jemals so unmittelbar niederschlägt wie in den Suppliken der Pönitentiare.

Sven Mahmens

Daniele Solvi, *L'agiografia su Bernardino santo (1450–1460)*, Firenze (SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2014 (Quaderni di „Hagiographica“ 12. *Le Vite quattrocentesche di S. Bernardino da Siena* 2), XIV, 373 S., Abb., ISBN 978-88-8450-560-6, € 52.

Bernardino von Siena (1380–1444) gilt nicht nur als wirkmächtiger Exponent franziskanischer Observanz, sondern auch als einer der größten volkssprachigen Prediger des 15. Jh. mit einer Ausstrahlung weit über Italien hinaus. Seine Heiligsprechung erfolgte am 24. Mai 1450 – und wie nicht anders zu erwarten, entstand in diesem Zusammenhang eine Vielzahl hagiographischer Texte, die die Kanonisation vorbereiteten, begleiteten und – *post festum* – auch kommentierten. Einer Initiative der SISMEL ist es zu verdanken, dass diese Texte unter dem Titel „*Le Vite Quattrocentesche di S. Bernardino da Siena*“ nun zusammengefasst und in vier Bänden publiziert werden. Der hier zu besprechende 2. Bd. der Serie deckt die hagiographische Produktion im Jahrzehnt nach der Kanonisation ab. Bd. 1 mit den vor der Kanonisation entstandenen und die Bde. 3 und 4 mit den Texten nach 1460 sollen in absehbarer Zeit erscheinen. Erklärte Absicht der Hg. ist es dabei, die etwas ins Stocken geratene Forschung zu Bernardino zu stimulieren. Tatsächlich scheint dieser Wunsch mehr als gerechtfertigt und mit den neun in vorliegendem Band abgedruckten Texten ist nun kompakt all das versammelt, was bisher mühsam in Editionen des 19. Jh. oder in abgelegenen italienischen Zeitschriften zusammengesucht werden musste. Wer freilich neue, kritische, den aktuellen state-of-the-art der

Editionskunst widerspiegelnde Texte erwartet, wird enttäuscht werden. Abgedruckt wurden die den alten Editionen entnommenen Texte, die man freilich allesamt einer kritischen Durchsicht unterzog und bei Bedarf korrigierte. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass kritische Editionen ein dringendes Desiderat der Forschung bleiben. Aufgenommen wurden folgende Texte: 1. Sante Bocor: Fior novello (Vita in 54 Kapitel in Volkssprache; 3–68); 2. Vita *Clementissimus* (69–140); 3. Maffeo Vegio: De vita et obitu beati Bernardini (141–154); 4. Agostino Dati (Lezioni liturgiche per il Notturmo; 255–264); 5. Bartolomeo Facio: De viris illustribus (Auszug; 265–268); 6. Giannozzo Manetti: Adversus Iudaeos et gentes (Auszug; 269–280); 7. Vespasiano da Bisticci: Le vite (Auszug; 281–290); 8. Legenda „Apparuit“ (291–348); 9. Antonino da Firenze: Chronicon (Auszug, 349–373). Jedem Text ist eine knappe Einleitung mit Angaben zum Autor, zu den Texteditionen und zur Forschung vorgeschaltet. Mit Ausnahme der Arbeiten von Sante Bocor und Vespasiano da Bisticci sind sämtliche Texte auf Latein verfasst. Diesen wurde denn auch eine sehr gut lesbare italienische Übersetzung beigelegt, auf die man angesichts so mancher eher exzentrischen (mittel-)lateinischen Passage dankbar zurückgreift. Viele der Texte sind Fundgruben für Aspekte praktischer Predigtstätigkeit im späten Mittelalter. Häufiger wird erwähnt, dass sich große Menschenmengen bereits am Vorabend einer Predigt versammelten, um die besten Plätze zu ergattern – Fama und Charisma Bernardinos waren so groß, dass kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß war, um ihn leibhaftig zu sehen und (wohl eher seltener) zu hören. Dass Prediger *in actu* über das Wetter gebieten, gehört zu den hagiographischen Topoi, die nicht weiter befremden, dass Bernardino aber auch Hühner vom Gackern abhielt, ist einerseits ein pittoreskes Detail, zeigt andererseits aber auch, dass ein Predigtsuperstar des 15. Jh. sich nicht scheute, auch in kleinen Weilern zu agieren. Performative Aspekte der Predigt sind omnipräsent, und direkte Vergleiche der Texte untereinander zeigen die enorme Bedeutung, die das Jesus-Emblem für Bernardino hatte. Dieses Emblem – sein „Markenzeichen“ – sollte ursprünglich all jene Embleme ersetzen, mittels derer unterschiedliche, miteinander verfeindete Stadtfaktionen ihr jeweiliges Revier markierten. Zwietracht symbolisierende Vielfalt sollte in Einheit überführt werden – und die Passagen, in denen sich Bernardino für genau diese Praxis vor städtischen und kurialen Behörden verteidigen musste, zeigen nicht nur etwas von der sozialen Wirklichkeit oberitalienischer Städte, sondern auch etwas vom großen Charisma Bernardinos. Er erscheint insbesondere in der Vita *Clementissimus* eines anonymen Franziskaners aus seinem direkten Umfeld als *alter apostolus* und – doch einigermaßen überraschend – *Bernardus redivivus*. Wie Bernhard von Clairvaux drei Jahrhunderte vor ihm zeigt Bernardino ein hohes Maß an Integrität und Bescheidenheit (auch er lehnt drei ihm angetragene Bistümer ab) und stirbt jungfräulich. Die Jagd nach Bernardinus-Reliquien begann unmittelbar nach seinem Tod. Wenn davon berichtet wird, dass man sich in der Mailänder Kirche S. Maria delle Grazie faute de mieux mit *pilis caude ipsius aselli* (128) zufriedengeben musste, zeigt dies die enorme Berühmtheit (und postmortale Kostbarkeit) Bernardinos. Wer

sich mit „Haaren vom Schwanz des Esels des Bernardinus“ begnügte bzw. begnügen musste, wurde Opfer reliquiärer Verknappung. Alle Texte warten mit einer Fülle an Informationen auf, durch die der Blick auf die soziale und religiöse Lebenswirklichkeit Oberitaliens im 15. Jh. geweitet und geschärft wird. Ein echter Gewinn.

Ralf Lützelshwab

Remo L. Guidi, *Frati e Umanisti nel Quattrocento*, Alessandria (Edizioni dell'Orso) 2013 (Contributi e proposte 82), pp. 624, ISBN 978-88-6274-461-4, € 50.

Con questo volume l'A. ci offre un altro importante capitolo della sua lunga ricerca, che aveva visto nelle monografie „Il dibattito sull'uomo nel Quattrocento“ (Roma 2019) e „L'inquietudine del Quattrocento“ (Roma 2007) due notevoli e solidi contributi di cultura e di scienza. Ma già in anni precedenti l'A. aveva dimostrato la sua padronanza sui protagonisti di quel tormentato e fondamentale periodo per la storia dell'uomo con i volumi: „Aspetti religiosi nella letteratura del Quattrocento“ (Vicenza-Roma 1973–1974), „Cultura e vita nell'Età Umanistica“ (Vicenza 1976), „La morte nell'Età Umanistica“ (Vicenza 1983). Questa pubblicazione si articola in 14 articoli, di cui i primi 13 già editi in altre sedi, ma riveduti, corretti e aggiornati, l'ultimo inedito (L'Umanesimo oltre la retorica: pp. 535–576). L'A. è ben noto a coloro che si interessano alla storia del pensiero del sec. XV, ai dinamismi intellettuali che lo percorsero, alle conflittualità che lo animarono: i suoi appassionati scrutini, i suoi preziosi scandagli archivistici – non sterili esercizi eruditi – che portano all'attenzione del lettore 83 incunaboli e 472 manoscritti dall'A. personalmente visionati in biblioteche italiane (199 codici della sola Biblioteca Apostolica Vaticana), la sua padronanza bibliografica (in questo volume sono state registrate 625 occorrenze), ci consentono un sereno confronto con personalità anche poco studiate e discusse, ma ugualmente partecipi con la propria testimonianza alla tessitura del racconto documentario. I protagonisti, dai più famosi a quelli poco conosciuti, sono descritti – con tutte le loro personali vicende – a tutto tondo, le loro opere sono analizzate con cura e serietà metodologiche. Ne scaturisce un mosaico costituito da innumerevoli tessere, tutte a buon diritto da posizionare in quel periodo storico, che lo stile dell'A. rende ancora più vivace, avvincente e godibile alla lettura. Il ricchissimo indice dei nomi (con esclusione dei personaggi e dei toponimi mitologici che interessa 36 pagine [pp. 589–624]) costituisce per il lettore una comoda e utilissima bussola per orientarsi in questo sconfinato mare di sapere, di notizie e di informazioni spesso inedite, con ricchissime note alcune delle quali veri e propri intertesti. In questo volume l'A. presenta le sue ricerche sul secolo XV incentrate sul ruolo di primo piano che svolsero i Mendicanti e gli Umanisti: un tema mai prima d'ora affrontato nella sua complessità e nelle sue pieghe più intime, mai sottoposto ad analisi sistematiche specialmente riguardanti i rapporti tra queste due compagini, che colma in questo modo una lacuna nella storiografia quattrocentesca. Esse, infatti, erano state studiate sempre separatamente, per cui non si era mai cercato di confron-

tarle e analizzarle insieme (già i titoli dei singoli capitoli danno l'idea dell'ampiezza della ricerca e delle novità delle conclusioni). Tra i numerosi spunti di riflessione e di approfondimento, ad esempio, interesse specifico viene riservato al rapporto avuto tra il cardinale Bessarione e i Francescani e la sua protezione verso l'ordine che era diventato un vero e proprio controsenso; al frate umanista Antonio da Rho (1395–1447), personaggio poco studiato o completamente sconosciuto; all'azione riformatrice promossa da Giovanni da Capestrano, alla sua risolutezza e alle alternative alla sua „brusca energia“; al conflitto ideologico che implicava una diversa concezione della virtù sorto tra Poggio Bracciolini e il beato Alberto Berdini da Sarteano; all'opera *De professione religiosorum* di Lorenzo Valla e alle sue possibili interpretazioni; al problema della canonizzazione del frate Bernardino da Siena e alle *inquisitiones* messe a confronto con i criteri dello storico; agli ebrei di Ferrara, dove gli Estensi concessero loro accoglienza e privilegi, alla questione del „banco“, ai Francescani, a Bernardino Tomitano da Feltre; al complesso e variegato coinvolgimento avuto dagli umanisti in questioni e problemi religiosi. Da questa ricerca si evince chiaramente che la polemica sorta con gli umanisti era da additare ai *maîtres-à-penser*, non ai frati genericamente intesi, perché alcuni dei claustrali figurano tra i *litterati* e fortemente sostenitori della difesa degli *studia humanitatis*; i frati, inoltre, seguaci della *sancta rusticitas*, erano del tutto alieni dal potervi prendere parte. I Francescani, in particolare, occuparono uno spazio notevole del secolo del quale riproposero la grandezza e la miseria e si dimostrarono interlocutori diretti degli stessi umanisti (si pensi, tra i tanti, al primissimo piano che rivestirono nei loro rispettivi campi di ricerca Giovanni Giocondo da Verona o Luca Pacioli, debitamente segnalati dall'A.). I maestri di spirito sostennero il loro diritto a stabilire dov'era il lecito e il proibito; e gli Umanisti risposero che l'amore, la *dignitas*, il denaro, l'autonomia di giudizio, il piacere non solo erano valori da non sopprimere, ma da imporre perché allineati alla morale cristiana, anche se non risultavano compatibili con le regole monastiche. Ma gli *studia humanitatis* non erano affatto il rimedio di ogni male dello spirito; altrimenti risulterebbero inspiegabili gli interrogativi e le riserve che su di essi espressero, tra i tanti, Siculo Polenton, Leon Battista Alberti, Maffeo Vegio, fino ad arrivare ad Antonio de Ferrariis e a Pietro Aretino. Si recupera, comunque, nelle pagine dell'intero volume, per quel che riguarda l'Umanesimo in generale, non un vissuto ottimistico ma travagliato e sofferto, tanto da far scrivere a Francesco Guicciardini (si rivolgeva a Machiavelli): *ambuliamo tutti in tenebris*. Ancora una volta, quindi, si evince che il movimento umanistico letto con le coordinate su cui è costruito l'intero volume dispiega una dinamica assai diversa da quella nella quale, in genere, si tende a prospettarlo e valutarlo; e conferma quanto ancora sia difficile, interrogando soprattutto i *fontes* di prima mano, offrire con serenità di analisi un giudizio complessivo, anche quando si studiano i rapporti intercorsi tra i frati e gli umanisti.

Marco Buonocore

Sandra Cavallo/Tessa Storey, *Healthy living in late Renaissance Italy*, Oxford (Oxford University Press) 2013, XII, 312 S., Abb., ISBN 978-0-19-967813-6, € 85,17.

Die „Geschichte der Gesundheit“, vor allem die historische Analyse von Anleitungen zur gesundheitsgerechten Lebensführung (inklusive der „Gesundheitsorganisation“) erfuhr in den letzten Jahren einen Boom. Medizin- und Sozialhistoriker entdeckten hier ein breites Forschungsfeld. Auch in Deutschland widmeten sich, mit unterschiedlichen zeitlichen Schwerpunkten, mehrere Autoren diesem Thema (Schipperges, von Engelhardt, Seidler, Bergdolt, Gadebusch Bondio, Stolberg), wobei die Analyse von Cavallo und Storey allerdings keine deutschsprachige Sekundärliteratur aufweist. Im angloamerikanischen Umfeld wird dies bekanntlich nicht mehr als Defizit gewertet. Zunächst werden einige Printproduktionen des 16. Jh. zum Thema Prophylaxe und Longevität untersucht. Wer waren die Autoren, wer die Leser? Die Publikation eines Gesundheits-Bestsellers konnte die Karriere eines Arztes entscheidend beflügeln, wie der Fall der römischen Ärzte Baldassare Pisanelli und Castore Durante zeigt, die ihre Bücher traditionsbewußt, aber erfolgreich nach dem Prinzip der galenischen *res non naturales* gliederten (das Prinzip des „alten Weins in neuen Schläuchen“ erschien offensichtlich erfolgversprechend!). Besorgt um das körperliche Wohl gierte man in einer Konsumgesellschaft, wie sie für die toskanischen Kommunen des Quattrocento charakteristisch war, nach „effektiven“ Ratschlägen. Daß es sich in der Regel um Paraphrasierungen älterer Abhandlungen bzw. Mischungen altbekannter Thesen handelte, war kein Manko, im Gegenteil! Traditionelle Thesen hatten das Image der Seriosität. Überzeugend wird auch dargelegt, daß die gehobene Bürgerschicht, sobald bestimmte Krankheitszeichen auftraten, in der Regel den Arzt rief (und nicht erst, wie man lange glaubte, wenn die Selbsttherapie durch Familienmitglieder versagte). Von Laien geschriebene Lebenshilfen – im deutschsprachigen Raum sprach man von „Hausbüchern“ – enthielten ebenso Kochrezepte wie subtile Hinweise für das Verhalten im Krankheitsfall. Philosophische Abhandlungen tendierten – nach antikem Vorbild – zur Lebensberatung, die das körperliche Wohl selbstverständlich einschloß. Immer mehr wurde zudem die Gesundheitserziehung Teil einer allgemeinen Pädagogik. Kein Wunder, daß auch Autobiographien, Briefe und Reiseberichte als wichtige Quellen dienen. Welchen Wert die Besitzer von Palästen und Villen der guten Luft bzw. Belüftung zumaßen, unterstreichen namhafte Architekturtheoretiker des 15. und 16. Jh. wie Alberti, Palladio, Cornaro und Falconetto, die hier vitruvianische Thesen rezipierten. Näher vorgestellt wird die römische Familie Spada, deren Palast (samt Bildprogramm) die Bedeutung des Gesundheits-Diskurses in adligen Kreisen des 17. Jh. unter Beweis stellt. Von großer Bedeutung war dabei immer noch die „Temperamentenlehre“, konnte der Umgang mit den Leidenschaften doch, wie einst Theophrast behauptet hatte, „die Gesundheit erhalten oder zerstören“. Der *Uomo universale* kümmerte sich deshalb um Körper *und* Seele. Auch die Pflege der „spiritus“, über die man – erstaunlich mechanistisch – seelische Ausnahmezustände erklärte, war letztlich antikes Erbe. Als Geheimtipp galt die Fröhlichkeit, welche die

allgemeine *vis vitalis* stärkte. Unter den orthodoxen Galenisten des 15. und frühen 16. Jh. scheinen religiöse Tröstung oder seelisch-existentielle Betreuung bemerkenswerterweise eher verpönt gewesen zu sein. Das auf vielfache Weise anregende Buch ist flüssig geschrieben, leicht zu lesen und mit interessanten Illustrationen versehen. Unter Berücksichtigung sehr verschiedenartiger Quellen – von Castigliones Hofmann bis zu alltäglichen Trinksprüchen oder zur Freskenmalerei – werden wichtige Aspekte der Gesundheitsphilosophie der Frühen Neuzeit in Italien erläutert. Klaus Bergdolt

Helmut Glück/Mark Häberlein/Konrad Schröder (Hg.), Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit. Die Reichsstädte Augsburg und Nürnberg vom 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert, Wiesbaden (Harrassowitz) 2013 (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 10), XIV, 583 S., Abb. ISBN 978-3-447-06965-6, € 68.

Die drei Hg. legen mit ihrer fast 600 Seiten starken Untersuchung nicht nur ein umfangmäßig gewichtiges Buch vor. Es handelt sich nicht um einen herkömmlichen Sammelband, sondern um eine veritable Monographie, deren Ergebnisse auf einem mehrjährigen, von 2008 bis 2011 in Augsburg und Bamberg realisierten DFG-Forschungsprojekt zum Thema „Fremdsprachenerwerb und Fremdsprachenkompetenz in deutschen Städten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit“ beruhen. In diesem Forschungsvorhaben wurden umfangreiche Archiv- und Bibliotheksstudien in Augsburg und Nürnberg vorgenommen. Die (auch auf dem Titelblatt genannten) Projektmitarbeiter Magdalena Bayreuther, Amelie Ellinger, Nadine Hecht, Johannes Staudenmeier und Judith Walter lieferten das Quellenmaterial für die Darstellung und ihre Anhänge und steuerten zum Teil Entwürfe für einzelne Abschnitte bei. Im Anschluss an ein Vorwort, in dem unter anderem die Verantwortlichkeiten innerhalb des Projekts und seiner Auswertung dargelegt werden, und an eine recht knappe, aber in die wesentlichen Probleme adäquat einführenden Einleitung ist der Hauptteil des Werkes in fünf Kapitel gegliedert: Zunächst werden in Kapitel 1 die beiden untersuchten Städte Augsburg und Nürnberg hinsichtlich ihrer ökonomischen, sozialen und administrativen Strukturen und besonders ihrer Verbindungen zu anderen Sprachräumen vorgestellt, mit einer übersichtlichen, geographischen Binnengliederung nach einzelnen Sprachräumen, von Italien bis hin nach Palästina und in den Nahen Osten. Kapitel 2 ist der kaufmännischen Auslandslehre vom späten Mittelalter bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges gewidmet. Hierbei stehen zum einen die Lernorte mit ihren jeweiligen Spezifika (auf der Apenninenhalbinsel besonders Venedig), zum anderen Probleme und Praktiken des Fremdspracherwerbs (etwa Sprachmeister, Lehrwerke, mündliche und schriftliche Lehrmethoden) sowie eine Würdigung der Fremdsprachenkompetenz von Kaufleuten im Mittelpunkt. Es zeigt sich, dass mit Fug und Recht von einem „Standardprogramm der kaufmännischen Berufsbildung“ (S. 5) im Hinblick auf die Aufenthalte in fremden Sprachräumen gesprochen werden kann. Davon getrennt wird in Kapitel 3 die patrizische

Bildungsreise mit thematischen Schwerpunkten auf Universitäten, Auslandsstudium und Kavaliertouren behandelt (diese Kapitel sind Mark Häberlein zu verdanken). Die umfangreichen Kapitel 4 (von Konrad Schröder) und 5 (von Helmut Glück) behandeln mit Akteuren und Institutionen des Fremdsprachenerwerbs in Augsburg und Nürnberg (Lernende, freie Sprachmeister, schulischer und universitärer Lehrkörper) beziehungsweise mit Sprachlehrwerken aus diesen beiden Städten und ihrer Verwendung sowie ihren Adressatengruppen Kernprobleme des Forschungsprojekts. Die Hauptergebnisse werden in einem kurzen, aber prägnanten Schlussteil einschließlich weiterer Forschungsperspektiven übersichtlich in zehn Punkten (etwa Systematisierung, Geschlecht, didaktische Entwicklung) präsentiert (S. 341–347). Neben einer fast 70 Seiten umfassenden Bibliographie, Tabellen, einem (in jedem guten Buch unentbehrlichen) Personen- und Ortsregister wartet der Band mit einem über 100 Seiten starken, chronologisch gegliederten Anhang „Quellen und Dokumente zur Mehrsprachigkeit in den Reichsstädten Augsburg und Nürnberg vom 15. bis zum 18. Jahrhundert“ auf, der vor allem Editionen von archivalischen Quellen zu Sprachmeistern, Auszüge aus Sprachlehrbüchern, Titelpuffer und Abbildungen aus einschlägigen Lehrwerken sowie nicht zuletzt italienische Vokabellisten junger Sprachlerner enthält. Sicherlich ließe sich über Quisquilien wie die Frage, ob eine thematische Anordnung des Quellenapparates nicht zweckdienlicher gewesen wäre, oder über die zeitlichen Schwerpunkte innerhalb der einzelnen Kapitel und Abschnitte der Darstellung trefflich streiten. Außer Frage steht jedoch, dass mit diesem Werk unsere Kenntnis des Fremdsprachenerwerbs und der Fremdsprachenkompetenz in frühneuzeitlichen Reichsstädten auf eine völlig neue quantitative und qualitative Grundlage gestellt wird.

Guido Braun

Marina Caffiero, *Storia degli ebrei nell'Italia moderna. Dal Rinascimento alla Restaurazione*, Roma (Carocci) 2014 (Frecce 189), 254 S., ISBN 978-8843074129, 19 €.

Mitte Juni 2015 verabschiedeten die Regierungen Spaniens und Portugals ein Gesetz, durch welches allen Nachfahren der im 15. Jahrhundert im Zuge der Politik der *Limpieza de sangre* („Blutreinheit“) vertriebenen sephardischen Juden eine zweite Staatsbürgerschaft und die optionale Rückkehr auf die Iberische Halbinsel angeboten werden soll. Die Ankunft jener 1492 und 1497 Ausgewiesenen, die sich für eine Niederlassung in Italien entschieden hatten, bezeichnet die an der Universität La Sapienza in Rom lehrende und mit zahlreichen Publikationen im Bereich der italienisch-jüdischen Geschichte vertretene Autorin Marina Caffiero in ihrem neuesten Buch als das erste Trauma der Juden Italiens. Sie sieht es aus einer sich plötzlich ergebenden Konkurrenzsituation zwischen Alteingesessenen und Neuhinzugekommenen erwachsen. Dem ersten folgt in ihrer Darstellung der Geschichte der Juden Italiens in der Neuzeit ein zweites Trauma: jenes der Gründung von Ghettos in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jh. Caffiero nähert sich ihrem durch die Klammer dieser beiden Traumata

zusammengehaltenen Untersuchungsgegenstand zunächst mittels einer demografischen, geografischen und politischen Präzisierung der jüdischen Gemeindeforschung Italiens sowie deren Einbettung in heterogene Rechtsräume. Dabei geht sie von einer vieldimensionalen Verflechtung der jüdischen und christlichen Geschichte aus und stellt die mehrfachen Zugehörigkeiten der italienischen Juden in transkultureller und transnationaler Perspektive heraus. Diese Pluralität der Kontexte und Selbstverständnisse wird zudem im von ihr genutzten Begriff der „Judenheiten“ („ebraismi“, S. 29) evident, der auch im internationalen Forschungsdiskurs Verwendung findet (z. B. Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig hg. von Dan Diner, z. Z. 5 Bde., Stuttgart/Weimar 2011 ff.). Die Autorin verzichtet indes in ihrem Buch zugunsten eines gut lesbaren, allgemein gehaltenen thematischen Überblicks mit punktuellen Vertiefungen weitgehend auf eine ausführlichere Diskussion internationaler Forschungspositionen. Im Sinne ihres polydimensionalen Ansatzes verweist Caffiero auf die kulturelle, wirtschaftliche und politische Vermittlerfunktion eines seit dem 16. Jh. gewachsenen Netzwerkes jüdischer Bankiers- und Händlerfamilien in und zwischen den einzelnen jüdischen Gemeinden sowie der christlichen Mehrheitsgesellschaft Italiens. Einen Schwerpunkt setzt sie mit der Thematisierung der jüdischen Frau und ihrer Rolle in der italienisch-jüdischen Geschichte. Mobilität, Rechtsgleichheit, Geschäftsfähigkeit, Bildung, Mitgiftregelung und Stellung in der Familie hätten ihre Situation im Allgemeinen günstiger als jene der katholischen Christinnen der Zeit erscheinen lassen, (S. 65) wie sie anhand des Beispiels Beatriz Mendes de Luna/Gracia Nasi deutlich macht. Den Gedanken des Austausches zwischen Juden und Christen konnten, wie Caffiero betont, auch die häufig restriktive päpstliche Judenpolitik, die Ausweisungen, die Verbrennung von jüdischen Schriften, der Konversionsdruck und die Zwangstaufen nicht gänzlich unterminieren: Die jüdische Präsenz im urbanen christlichen Kontext sei trotz Ghetto viel bedeutender gewesen, als bisher angenommen (S. 107). An ausgewählten Beispielen zeigt die Autorin weiter, dass vorrangig im 17. Jh. über die Rückkehr zum Rationalismus Maimonides', die Hinwendung zum Historismus, die Übersetzungstätigkeit und den gelehrten Diskurs die mystisch-geschlossene, mit dem Ghetto verbundene kabbalistische Tradition zugunsten einer Öffnung und eines Dialogs mit der Umgebung revidiert wurde. Die Aufklärung schließlich markierte nicht nur eine Herausforderung für das jüdische Selbstverständnis, sondern brachte auch ihren eigenen Antijudaismus mit sich, wie Caffiero nachweist. Angesichts der auf „Blutreinheit“ abzielenden antijüdischen spanischen Gesetzgebung im 15. Jh. schließt sie mit einer knapp gehaltenen und nicht nur aus diesem Grund Fragen aufwerfenden Relativierung der Trennung zwischen Antijudaismus und Antisemitismus im wissenschaftlichen Diskurs. (Vgl. zur Zweifelhafteit klarer Kontinuitäten von Antijudaismus und Antisemitismus etwa auch Max Sebastián Hering Torres, *Rassismus in der Vormoderne. Die „Reinheit des Blutes“ im Spanien der Frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M. 2006).

Carolin Kosuch

W. R. Albury, *Castiglione's allegory. Veiled policy in the „Book of the courtier“* (1528), Aldershot (Ashgate) 2014, 275 S., ISBN 978-1-471-42363-6, £ 63.

Große Literatur ist polysemisch. Daher ruft sie immer wieder neue Interpreten auf den Plan. Dies ist auch bei Castigliones „*Libro del Cortegiano*“ der Fall, zu dem es eine fast unüberschaubare Anzahl von Auslegungen gibt. William Randall Albury macht nicht weniger als acht große aus (das Buch vom Hofmann als Benimmhandbuch, Portrait des Hofes von Urbino, Herrschaftsethik, nostalgischer Rückblick auf das Italien der kleinen Höfe vor dem Italienzug Karls VIII., politischer Überlebensratgeber, ästhetischer Traktat, literarische Unterhaltung, Modelldialog) und er fügt ihnen eine weitere hinzu. Wie der Titel es besagt, soll das Werk eine verdeckte politische Botschaft enthalten, die der Vf. enthüllen will. Sein Ausgangspunkt (Chapter 2) ist das Setting im Urbino des alternden, kränklichen Herzogs und päpstlichen Vikars Guidobaldo I. da Montefeltro und seines gerade siebzehnjährigen Neffen und tendenziell problematischen Nachfolgers Francesco Maria I. della Rovere kurz nach der Visite Papst Julius' II. im März 1507 im Rahmen seiner Bologneser Eroberungszüge. Die damals in Urbino verbliebenen päpstlichen Funktionäre werden als eigentliches Publikum der Dialoge identifiziert, eine mögliche Absetzung Guidobaldos oder Francesco Marias und eine Vereinnahmung der Herrschaft durch den Papst als Bedrohungsszenario dargestellt. Dieses Schicksal solle die Aufführung eines funktionierenden Hofes abwenden, der seinen Herzog auch bei Uneignung angemessen ausbilden und tragen kann. Dem Hofmann und seinem Handeln – so die Hauptthese des Buches – komme in diesem Szenario eine entscheidende Bedeutung zu, die allerdings aufgrund ihrer Brisanz dem *Cortegiano* lediglich verschlüsselt eingeschrieben und somit zu dechiffrieren sei. Sprachrohr der *veiled policy* sei, wie unter großem Aufwand (Chapter 3 und 4) nachgewiesen wird, der Interlokutor Ottaviano Fregoso. Die von ihm in Buch 4 dargelegte Analogie des Hofmannes zu einem Arzt sowohl des Fürsten als auch des Staates impliziere nicht nur einen Mitregierungsanspruch, sondern in Extremfällen auch die Option des Staatsstreichs oder Tyrannenmordes (Chapter 5). Fregoso spreche damit die Grundsätze von Castigliones politischer Philosophie aus, die im Unterschied zu Machiavellis Auffassungen an die Moral gebunden seien (S. 139, 157 f.). In einer chiasmatischen Werkstruktur strukturell verankert, finde diese politische Botschaft ihr Komplement in der neoplatonischen Zielvorstellung eines goldenen Zeitalters (Chapter 6). Mit diesen Erkenntnissen interpretiert Albury schließlich die bisher nicht hinreichend gedeutete Imprese auf Castigliones wahrscheinlich von Giulio Romano gestalteter Medaille neu (Chapter 7): Auf der Vorderseite zeige sie seine Büste in römischem Militärgewand, auf der Rückseite die von zwei Horen flankierte Aurora im Zweispänner über einer Weltkugel, deren Zentrum der Mittelmeerraum und besonders Italien bilde. In Kombination mit Castigliones Motto (*tenebrarum et lucis*), als dessen Basistext die *Legenda Aurea* ausgemacht wird, sei die Imprese mit ihren Bezugstexten (Platons Staatsschrift in Ficinos Gewand sowie Vergils Vierte Ekloge) in dreifacher Weise hinsichtlich eines Aufbruchs in das goldene Zeitalter zu verstehen:

erstens als intellektuelle Erleuchtung, zweitens mit Blick auf die Restauration Roms und des Papsttums in religiösem und politischem Sinne, und drittens als Allegorie der politischen Verpflichtungen des Hofmannes gemäß der *veiled policy* des „Libro del Cortegiano“. Rezeptionszeugnisse dieser Lesart gibt es nicht. Die weitestgehend textimmanente, äußerst komplizierte Analyse ist indes stichhaltig. Albury hat mit großer Gelehrsamkeit eine bisher nicht in dieser Deutlichkeit hervorgehobene Deutungsschicht in quasi archäologischer Arbeit freigelegt. Doch man vergesse nicht: Castigliones Werk ist Literatur.

Tobias Daniels

Klaus Unterburger, *Unter dem Gegensatz verborgen. Tradition und Innovation in der Auseinandersetzung des jungen Martin Luther mit seinen theologischen Gegnern*, Münster (Aschendorff) 2015 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 74), 155 S., ISBN 978-3-402-11092-8, € 24,80.

Diese „Vereinschrift“ hat es in sich. Im Grunde geht es um die Frage, welchen Sinn es macht, sich an lange zurückliegende Ereignisse zu erinnern. Wollen wir uns bestätigen? Abgrenzen? Alles beim Alten lassen? Der Anlass, dies zu erörtern, ist das Jahr 2017. Die Veröffentlichung von akademischen Thesen des Mönches Luther über den Ablass vor 500 Jahren brachte eine Bewegung hervor, die nach wie vor sehr unterschiedlich beurteilt wird. Das ist ja häufig so und dadurch geläufig. Aber was bedeutet diese „Glaubensspaltung“ wirklich? Was stimmt in unseren Urteilen und unseren Vorurteilen? Der Vf. hat ein vorzügliches Studium von Quellen und Literatur hinter sich, bevor er seine Sicht der Dinge darlegt. Zunächst schildert er „ein problematisches katholisches Lutherbild“. Dabei beschränkt er sich nicht auf jene Literatur, die „im Bann der Lutherkommentare des Cochläus“ standen, die in manchen Ländern durchaus noch in unserer Zeit als bare Münze genommen werden. Vielmehr kritisiert er auch Joseph Lortz, der sich von diesem verzerrten Lutherbild längst gelöst hatte. Um den historischen Geschehnissen möglichst gerecht zu werden, wird deswegen der Zusammenhang von „Ekklesiologie und Christologie beim frühen Luther“ analysiert. K. Unterburger stellt fest, dass nicht nur Christus uns „unter dem Gegensatz“ verborgen ist, sondern auch die Kirche daran Anteil hat. Neben dem Apostel Paulus ist es Augustinus, den der Augustinereremit zur Begründung heranzieht. Das bringt ihn in Gegensatz zur Scholastik und zum Papalismus, den Gregor der Große entwickelt hatte. Im Bann des Apostels Paulus und des heiligen Augustinus lehnt der Mönch sich an das altkirchliche Kirchenrecht an und konzentriert seine Lehre auf den Gottessohn, auf Christus. Er ist das Haupt der Kirche. Die kirchliche Hierarchie hat zu dienen, nicht zu herrschen. Was gegen Christus ist, darf in der Kirche keinen Raum haben. Der Bettelmönch ist Doktor der Theologie. Dadurch partizipiert auch er am Lehramt. Er muss darauf achten, seinen Studenten nichts als die reine Lehre zu vermitteln. Da die Prälaten viele praktische Aufgaben haben, sollten sie mehr auf die „Lehrer“ achten, trägt der Lehrende vor. Das hat seine Konsequenzen, als Kardinal Cajetan ihn

auffordert, der Kirche zu gehorchen. Da nicht nur Lehrer, sondern auch Kardinäle irren können, gibt Luther nicht nach, denn Gott ist mehr zu gehorchen als Menschen. Eine „Ekklesiologie des Notstandsrechts“ hilft Luther, als seine Gegner ihn mehr und mehr bedrängen. Was ist eigentlich „reformatorisches Erkenntnis und reformatorisches Identität“? So ist das letzte Kapitel dieser Studie überschrieben. Der Vf. hält sich ganz an Luther, der erklärt hat, entscheidend sei für ihn gewesen zu verstehen, was mit „Gerechtigkeit Gottes“ gemeint sei. Er habe erkannt, dass diese nicht eine „göttliche Eigenschaft“ sei, „sondern als Handeln Gottes in uns durch den Glauben“ verstanden werden müsse. Diese Erkenntnis, auch als „Turmerlebnis“ beschrieben, müsse „vor ... 1515“ erfolgt sein. Das zeigten alle bis dahin von ihm vorliegenden Quellen. Die Spätdatierer dieses Vorgangs auf 1518 versuchen nach dieser Studie, die lutherische Bewegung aus ihrem Widerstand gegen die römische Kirche hervorgehen zu lassen. Die Quellen zeigen anderes. Das wird knapp und klar dargelegt. Zustimmung werden Peter Manns und Otto Hermann Pesch zitiert: Luther sprengt „die Grenzen der alten Kirche ..., ohne sie deswegen zu verlassen“ (Manns). Wer Luthers Schriften „liest, wird lange warten müssen, bis sich ihm einmal der Eindruck aufzwingt: Hier ist die Diskussion zu Ende ... Und je nachdenklicher er liest, desto weniger wird er sich wundern, wenn es am Ende vielleicht gar nicht dahin kommt“ (Pesch). K. Unterburger befürchtet für 2017 die „Gefahr ... konfessioneller Abgrenzung“. Seine an- und aufregende Studie kann dazu beitragen, dies zu verhindern. Man muss nur lesen. Wenige Deutsch- und noch weniger Lateinkenntnisse genügen. Wer sich einarbeitet, erlebt den Beginn einer neuen Etappe katholischer Lutherforschung. Gerhard Müller

Franz Posset, *Unser Martin. Martin Luther aus der Sicht katholischer Sympathisanten*, Münster (Aschendorff) 2014 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 161), 190 S., ISBN 978-3-402-10526-9, € 32.

I „simpatizzanti cattolici“ di Lutero cui accenna il titolo di questo volume sono il canonico del duomo di Augusta Bernhard Adelman (1457–1523), l'eremita agostiniano Caspar Amman (1450 ca.–1524), il monaco benedettino Vitus Bild (1481–1529) e il parroco-predicatore Kaspar Haslach (1485 ca.–1540/1541). Posset ce ne offre un ritratto preciso e accurato in quattro medaglioni, in cui illustra i rapporti di questi ecclesiastici-umanisti con Lutero e descrive i loro scritti teologici. Di tutti e quattro sono disponibili da tempo studi biografici accurati, su cui Posset fonda la sua ricerca; tuttavia, rispetto a questi puntuali scavi eruditi su singoli personaggi, il volume mira a offrire un quadro sinottico della ricezione di Lutero ad Augusta tra il 1520 e il 1529, prima della „Protesta“ di Spira e della celebre dieta imperiale del 1530. La scelta di partire da questi quattro religiosi per fondare un discorso sulla fortuna della prima Riforma si basa su ragioni di contesto molto precise. Adelman, Amman, Bild e Haslach non solo nutrono uguale fiducia nella predicazione di Lutero, ma coltivarono studi biblici di stampo umanistico nella stessa città e nello stesso periodo,

intrecciando duraturi legami personali. Bild e Amman furono amici, così come rapporti di vicinanza sono testimoniati anche tra Bild e Adelman. Nulla si sa invece di contatti diretti tra Adelman e Amman; pur in assenza di riscontri documentari sulla loro reciproca conoscenza, è attestato che furono entrambi discepoli di Johannes Reuchlin, con cui restarono sempre in ottimi rapporti. Infine, altro elemento caratteristico che lega strettamente queste esperienze è la loro inconcussa fedeltà alla Chiesa di Roma: malgrado le posizioni favorevoli verso alcuni aspetti della proposta luterana, nessuno di loro abbandonerà i propri conventi o i propri benefici per abbracciare la Riforma. È senz'altro quest'ultimo aspetto delle biografie dei nostri quattro religiosi ad attrarre l'attenzione di Posset e a costituire il presupposto della ricerca. Per mezzo di alcuni casi specifici l'autore intende provare come, nei primi anni della Riforma, il messaggio luterano non fosse inteso in senso polemico, ma riflettesse generali aspirazioni di riforma e una comune protesta contro Roma, condivisa ben al di là della ristretta cerchia dei riformatori. La tesi di Posset, che non nasconde la propria personale partecipazione al movimento ecumenico, risuona chiara e forte fin dalle prime pagine del volume: Adelman, Amman, Bild e Haslach dimostrano che negli anni Venti del Cinquecento si poté essere, al contempo, luterani e cattolici, almeno fino a quando i luterani non divennero „protestanti“. Partiamo con ordine dal primo punto: l'analisi di contesto. Il volume di Posset è chiaro, informato e ben scritto, rivelando un'abile organizzazione del materiale in precedenza raccolto e schedato dagli eruditi locali. Se una lacuna deve essere riscontrata, è semmai la mancanza di un capitolo connettivo, che ci informi del contesto di Augusta nel terzo decennio del Cinquecento. Posset sceglie invece di concentrarsi sulle singole vicende biografiche, fornendo pregevoli affondi interpretativi. Per fare solo un esempio degno di rilievo, va messo in luce il capitolo dedicato ad Amman, in cui si lascia ampio spazio a una originale disamina della sua traduzione in tedesco dei Salmi, pubblicata ad Augusta nel 1523 (pp. 69–90). L'interesse dell'opera si comprende facilmente: essa fu una delle poche traduzioni della Bibbia in lingua volgare precedenti alla versione luterana. Tuttavia, oltre al primato temporale, essa offre anche una testimonianza preziosa del ruolo assunto da questo libro biblico nella discussione teologica del periodo. Come fa comprendere la ricerca di Posset, che presenta una precisa analisi testuale della traduzione di Amman in rapporto ad altre opere coeve, i Salmi furono in tutta Europa il banco di prova scelto dall'umanesimo cristiano per misurarsi con la riforma religiosa. Su quest'opera, che univa poesia e teologia in modo del tutto congeniale alla cultura del Rinascimento, si confrontarono fino alla metà del Cinquecento studiosi di ogni confessione, come dimostrano la straordinaria accoglienza tributata a Martin Butzer dagli ambienti cattolici e la fortuna delle traduzioni in volgare dei Salmi in tutta Europa. Non fu, questa, una scelta casuale: il salterio era una miniera inesauribile di argomenti teologici, che potevano essere interpretati e discussi a diversi livelli e dar vita a un confronto filologico e religioso sotto la bandiera dell'umanesimo, senza contrapposizioni frontali. In altre parole, l'umanesimo e gli studi biblici costituirono per tutto il primo Cinquecento il terreno di incontro per una discussione scevra di pregiu-

dizi confessionali. Traendo alimento da questa considerazione, Posset cerca di sostenere la „cattolicità“ del primo Lutero, ovvero di dimostrare che molte delle massime luterane „davano voce a richieste pienamente cattoliche“ (p. 12). Inutile dire che, in questi termini, la questione risulta *mal posée*. Il problema non consiste infatti nel registrare „cattolicesimo“ e „protestantesimo“ di Lutero in diverse fasi della sua vita, ma nel prendere atto del fatto che la Riforma diede risposte contingenti, spesso specificatamente „tedesche“, a problemi spirituali e intellettuali di una parte della popolazione cristiana. In seguito, essa si sviluppò nella cosiddetta confessionalizzazione non in virtù di una stringente progettazione a tavolino, ma in seguito a più generali processi storici, che stavano germinando contemporaneamente in tutto il continente. A cambiare la prospettiva e a rendere il problema più confacente a una ricerca storica aconfessionale ha contribuito in misura significativa una storiografia di carattere antropologico, che ormai da 30 anni ha unito gli studi teologici sulla Riforma a una analisi socio-culturale del fenomeno religioso. In questo scenario generale, perde di eccezionalità il caso di quattro „simpatizzanti cattolici“ di Lutero. Negli anni Venti del Cinquecento non era straordinario che alcuni ecclesiastici, interessati nella riforma morale e nella critica del Papato, chiamassero Lutero il „nostro Martino“ e lo definissero un „araldo del vangelo“. Non sorprende nemmeno che molti scegliessero di allontanarsi per tempo dalla strada luterana, non appena avevano compreso che essa avrebbe portato lontano dai tradizionali assetti della Chiesa tardo-medievale. Bisogna peraltro registrare come, nel caso degli ecclesiastici studiati nel volume, questo smarcamento dalle posizioni luterane sia avvenuto in tempi e modi diversi. Ci fu chi, come Adelman, morì troppo presto per assumere decisioni durature; altri, come Haslach, furono costretti dalle inchieste giudiziarie a compiere la propria scelta (nel suo caso, sembra che non tornasse più al Papato, ma si avviasse piuttosto verso la Riforma svizzera, pur restando saldo nella propria cura d'anime); altri ancora, come Bild, si fermarono di fronte alle riforme sacramentarie proposte dai protestanti, preferendo rimanere fedeli alle formulazioni teologiche della Scolastica. Insomma, il quadro è composito. Appare pertanto difficile individuare schemi univoci, anche all'interno di circoli piuttosto omogenei, culturalmente e geograficamente, come quello di Augusta. In fin dei conti, il volume di Posset ci ricorda in primo luogo come la situazione religiosa del Cinquecento fosse fluida e complessa e vada esaminata con il microscopio, rifuggendo da rapide prospettive a volo d'uccello, in cui sembra più facile scorgere artificiose ripartizioni. Restano ovviamente numerose domande aperte e ancora ampi campi di ricerca da dissodare. Il volume si arresta al 1530, prendendo come barriera periodizzante la dieta augustana e la *confessio fidei* che qui i protestanti redassero. Tuttavia, il confronto religioso tra Lutero e i suoi „simpatizzanti cattolici“ continuò anche in seguito. Benché si potessero avvertire progressivi irrigidimenti e iniziassero a essere innalzate frontiere confessionali, ancora per almeno due decenni, in certi ambienti si continuò a parlare di Lutero non come un eresiarca, ma come „un cattolico che sbaglia“.

Marco Cavarzere

Birgit Emich/Christian Wieland (Hg.), *Kulturgeschichte des Papsttums in der Frühen Neuzeit*, Berlin (Duncker & Humblot) 2013 (*Zeitschrift für Historische Forschung*; Beiheft 48), 290 pp., ISBN 978-3-428-14047-3, € 49,90.

Il volume collettaneo che qui si presenta è interamente composto da contributi di riconosciuti esperti tedeschi della storia di Roma in età moderna. Frutto di ricerche ormai consolidate, questo lavoro offre un interessante approccio alla storia del papato e ci avvicina nei singoli contributi a diversi aspetti della storia curiale e italiana. Ciò avviene in due modi: da un lato si presenta al lettore un ampio spettro di casi con i quali storici, storici della Chiesa e storici dell'arte illustrano lo stato attuale della ricerca tedesca sulla storia del papato. Da un altro lato, l'attenzione a diversi strumenti della comunicazione simbolica quali fede, potere, dominio, ambizione ma anche sudditanza, lealtà e fiducia dimostra quanto possa essere fecondo il potenziale della storia culturale per un ambito che la ricerca tedesca ha finora analizzato in chiave di storia strettamente politica e istituzionale, per quanto alcuni dei criteri utilizzati nei testi avrebbero tratto profitto da un confronto più approfondito con i risultati della ricerca italiana. Gli editori dichiarano, del resto, i loro intenti fin dall'introduzione: offrire una panoramica della storia culturale del papato di lingua tedesca, che essi, muovendo dagli studi di Wolfgang Reinhard sulla micro-politica papale collegano ai lavori – anche loro propri – che a quegli studi si ispirano. Nel primo contributo, dedicato al pontificato di Adriano VI, Birgit Emich lavora con il concetto di „estraneità“ e indaga i meccanismi di comunicazione, messi in atto nella propaganda rivolta contro i Paesi Bassi. In tal modo l'autrice dimostra quanto il papa stesso facesse di umiltà cristiana, devozione e formazione culturale elementi centrali della propria autorappresentazione e come, già dai contemporanei, questi stessi elementi fossero trasformati in motivi di estraneità e persino in attributi di nordica barbarie. Un importante ruolo in tale direzione giocarono le divergenze esistenti fra umanisti sud-europei, che dovevano diventare significative anche per le successive elezioni dei pontefici. Lo studio di Arne Karsten prende spunto dal carattere elettivo della monarchia papale e mette in relazione con questo fenomeno il sontuoso allestimento di varie tombe di papi e dignitari. L'autore analizza l'apparentemente quasi tragica discrepanza fra le disposizioni, dettate dal diretto interessato, di una sepoltura pia e umile, e il reale monumento funebre commissionato dai suoi eredi. Karsten dimostra come la rappresentazione funeraria serva innanzitutto alla legittimazione del potere, poiché il papato non poteva contare su altri fattori quali ad esempio la genealogia. In secondo luogo vi svolgono un ruolo importante i diversi casati coinvolti, poiché la sontuosità del monumento divenne un elemento importante nelle strategie di autoaffermazione sociale anche per famiglie di livello inferiore rispetto a quella del pontefice. Nel suo contributo sugli scritti politici del medico bolognese Camillo Baldi (1550–1637) Nicole Reinhardt persegue un approccio di storia delle idee. Analizza le pratiche scrittorie di Baldi, che introducono il lettore in un mondo di censura e persecuzione, nel quale era necessario affinare l'arte della dissimulazione e dell'am-

biguità per poter pubblicare. Hillard von Thiessen tratta nel suo contributo del viaggio come pratica sociale e simbolica. Relativizzando le conclusioni finora tratte dalla ricerca, von Thiessen ritiene che la comunicazione di età moderna si basasse in modo determinante sulla coesistenza e mescolanza di cultura orale locale e cultura scritta transnazionale. Assumendo come oggetto di analisi rapporti sociali e di servizi asimmetrici a grande distanza l'autore riesce a dimostrare – prendendo ad esempio nunzi, clienti e diplomatici spagnoli – come i viaggi e la velocità di viaggio venivano intrapresi e determinati da clienti e impiegati non solo in funzione dello spostamento, ma anche come mezzo di comunicazione con i propri patroni e committenti. Christian Wieland, nel suo contributo sui fiorentini a Roma sceglie un approccio che si può definire di storia delle emozioni. Sulla scorta di categorie come „fiducia“, „sfiducia“ e „lealtà“ l'autore descrive l'ambiguo rapporto fra il signore territoriale e i suoi sudditi stabilitisi nella non lontana città pontificia. L'autore dimostra come la fiducia che i Medici nutrono nei confronti dei loro concittadini emigrati a Roma durante l'esilio e durante il pontificato dei papi Medici andò poi perduta, e spiega il fenomeno con lo stabilirsi della dinastia signorile a Firenze. Wieland dimostra inoltre come le azioni che ne derivarono indussero necessariamente i cosiddetti fuoriusciti a mettere in atto, come contromossa, nuove strategie atte a creare fiducia. Julia Zunkel indaga fino a che punto l'azione simbolico-rituale abbia contribuito alla stabilità del papato dopo il concilio di Trento. A tale scopo rivolge la sua attenzione in particolare alla crescente importanza del culto mariano, alla cosiddetta „svolta mariana“ avvenuta sotto Pio V e al corrispondente riadattamento del cerimoniale papale. L'autrice accoglie la tesi di Wolfgang Reinhard circa l'efficacia del „concilio escogitato“ quale motore di tali fenomeni. Zunkel dimostra che affrontare questi fenomeni ricorrendo ad un approccio di storia culturale può colmare il divario fra una storiografia del papato di stampo micropolitico e strutturalistico da un lato, e una „storia della Chiesa di ispirazione antropologica e religioso-sociologica“ (p. 217) intesa a sviscerare una cultura confessionale specifica. Il volume si conclude con il contributo di Günther Wassilowsky, che ha un impianto di storia della Chiesa. L'autore si occupa di cultura confessionale, indagando il concetto teologico che non solo costituisce l'essenza del cerimoniale papale, ma è anche alla base della generale (auto)rappresentazione della Chiesa romana. Indagare l'importanza della rappresentazione significa di fatto indagare il dibattito circa la corretta comprensione di eucaristia e celebrazione eucaristica. Wassilowsky studia le radici genuinamente religiose della presunta teatralizzazione del cattolicesimo e dimostra come la cultura confessionale post-tridentina realizzi attraverso una rappresentazione esteriore niente meno che il proprio mutamento interiore. Tutti gli autori dimostrano nei loro contributi quanto fecondo possa essere un approccio di storia culturale per lo studio del papato. Ognuno di loro ha scritto un articolo con uno stile linguisticamente molto gradevole e il libro è certamente un contributo importante nel panorama scientifico non solo tedesco. C'è dunque da augurarsi che il volume abbia una recezione maggiormente internazionale. Andreea Badea

Guido Braun, *Imagines Imperii. Die Wahrnehmung des Reiches und der Deutschen durch die römische Kurie im Reformationsjahrhundert (1523–1585)*, Münster (Aschendorff) 2014 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der neueren Geschichte e. V. 37), 840 pp., ISBN 978-3-402-14765-8, € 89.

Il ponderoso volume di Guido Braun rappresenta un eccellente esempio di studio che unisce una originale ricerca storico-antropologica alla ricchezza documentaria analizzata con competenza e puntualità, mai separate da una interpretazione che permette di contestualizzare e di procedere ad una critica delle fonti, del linguaggio usato e delle sfumature semantiche che, in questo contesto, vanno ben oltre l'aspetto filologico. Il volume si articola in dieci densi capitoli, conclusi da un ricco elenco delle fonti e della bibliografia consultate, insieme ad una appendice iconografica relativa alla rappresentazione 'moderna' del mito medievale dell'elezione imperiale (pp. 775 sg.) e da un dettagliato indice che rende agevole la consultazione del testo. I capitoli sono preceduti da un'ampia introduzione nella quale l'autore si sofferma sia sull'analisi della più recente storiografia, soprattutto tedesca, che ha considerato i rapporti fra la Curia romana e l'Impero nel Cinquecento, sia fa emergere con chiarezza le caratteristiche delle fonti – per lo più le nunziature, le istruzioni per i diplomatici pontifici e le loro relazioni sull'attività svolta – ma presenta anche la metodologia di ricerca e, soprattutto alcuni concetti euristici, già formulati proprio da storici tedeschi come Volker Reinhart, Peter Burschel e Wolfgang Reinhard e che hanno dato impulso ad una originale prospettiva di ricerca soprattutto della storia diplomatica, sottolineando la potenzialità e insieme i limiti delle nunziature per indagare anche la storia culturale, la formazione di saperi e, soprattutto, la „percezione dell'altro“. Nel caso in questione, si tratta di una realtà ‚altra‘ – quella del Sacro Romano Impero, dei suoi principi e di tutta la popolazione – i tedeschi, insomma, intesi in un senso generale, generico e per lo più negativo – che proprio nel Cinquecento è divenuta un ostile terreno per Roma e per i suoi diplomatici, proprio nell'arco cronologico considerato nel volume (1523–1585). Un concetto – quello della percezione dell'altro e della interiorizzazione sia a livello individuale che collettivo – che conduce poi alla generalizzazione ed alla creazione di stereotipi con i quali etichettare una cultura, un popolo, una nazione senza distinguere: topoi negativi, di solito, il cui uso è strumentale e funzionale in una determinata situazione politica. Non mancano, a questo proposito, esempi recenti, anzi contemporanei. La percezione dell'altro avviene però, come sottolinea Braun sulla scorta di affermazioni di noti antropologi, sempre attraverso il filtro della propria cultura, della autopercezione e della propria presunta e rivendicata superiorità. Questa osservazione rende, di conseguenza, sempre sottile l'analisi delle fonti e la sottolineatura dei loro limiti euristici, dall'altra permette all'autore di comprendere sia quali fossero i filtri attraverso i quali i diplomatici pontifici percepivano l'altro e se questi filtri culturali cambiassero nel tempo – la formazione umanistica, giuridico-canonistica, le precedenti esperienze diplomatiche e di governo, la stessa provenienza sociale forgiata spesso dalla cultura nobiliare – sia i modi di

trasmissione, e spesso della standardizzazione, della loro percezione dell'altro e la diffusione non solo nell'ambiente curiale nel quale ritornavano al termine della missione diplomatica. È ben chiaro all'autore il policromo mondo dell'informazione romano, la centralità che Roma assunse in età moderna nella ricezione, elaborazione e trasmissione di informazioni e nel loro uso, non solo politico. Come dimostra la *Relatione dello stato presente dell'Imperio* scritta da Carlo Carafa e analizzata dall'autore come esempio di quanto l'informazione, pur aggiornata sull'Impero, rimanesse condizionata dall'intransigenza confessionale che percepiva come negativo tutto il mondo conquistato dall'eresia, i suoi uomini, la sua cultura, la stessa quotidianità. Un'immagine negativa destinata a perdurare ed a condizionare i rapporti fra la curia romana e il mondo germanico, almeno ufficialmente e a livello diplomatico.

Irene Fosi

Gigliola Fragnito, *Storia di Clelia Farnese. Amori, potere, violenza nella Roma della Controriforma*, Bologna (Il Mulino) 2013, IX, 306 S., 10 Abb., ISBN 978-88-15-24661-5, € 25.

Am Abend des 25. Juni 1587 wurde Clelia Farnese (1557–1613), die illegitime Tochter des Kardinals Alessandro Farnese und Großnichte Pauls III., in Rom unter Arrest gestellt und mit einer Kutsche in die Rocca von Ronciglione verbracht, um sie dort nach dem Willen ihres Vaters für eine Verheiratung in zweiter Ehe mit Marco Pio di Savoia, Fürst von Sassuolo, gefügig zu machen, die am 2. August desselben Jahres in Caprarola stattfand. Diese Episode steht im Zentrum einer von Gigliola Fragnito verfaßten biographischen Skizze über die natürliche Tochter des *Gran Cardinale*. Die emeritierte Professorin für Neuere Geschichte an der Universität Parma schließt damit eine Forschungslücke. – Clelia wurde zu einer Zeit geboren, als es für „natürliche“ Kinder von ranghohen Prälaten schwierig geworden war (leicht war es nie), sich gesellschaftlich zu etablieren. Der Geist von Trient und sittenstrenge Päpste wie Paul IV. und Pius V. setzen enge Spielräume. Es verwundert deshalb nicht, daß die Jugendjahre Clelias im Dunkeln liegen. Sie wurde vermutlich zunächst von ihrer Großmutter Girolama Orsini und später (hier bewegen wir uns auf sicherem Boden) bei ihrer Tante Vittoria Farnese in Urbino erzogen bis zu ihrer Hochzeit mit Giovan Giorgio Cesarini 1571 in Rocca Sinibalda, dem einzigen männlichen Nachkommen einer römischen Adelsfamilie mit hohem kurialen (sie stellte allein im 15. Jh. drei Kardinäle) und kommunalen (1530 wurde ihr das Amt des *gonfalonere del Popolo romano* auf Lebenszeit verliehen) Prestige sowie bedeutendem Immobilien- und Landbesitz in Rom und in Latium (S. 28–30). Die Verbindung kam beiden Seiten entgegen: Clelia brachte neben ihrer außerordentlichen Schönheit, die in Gemälden festgehalten und von Montaigne (S. 115f.) und Tasso (S. 183) gepriesen wurde, auch eine bedeutende Mitgift in die seit dem Pontifikat Pauls IV. von Schulden geplagte, kaisertreue Familie mit, die Farnese konnten ihren illegitimen Sproß in einer ange-

sehenen römischen Familie unterbringen, die verwandtschaftliche Beziehungen in den römischen Hochadel aufwies (die Mutter des Bräutigams war eine Colonna). Die Ehe verlief nicht überaus glücklich. Giovan Giorgio verbrachte auch nach der Hochzeit viel Zeit beim Spiel und mit Geliebten und auch Clelia schien Gefallen gefunden zu haben an einer Reihe von *corteggiatori*, unter denen der Kardinal Ferdinando de' Medici zum Mißfallen von Alessandro Farnese hervorstach. 1585 starb Giovan Giorgio Cesarini im Alter von nur 35 Jahren. Er hatte jedoch bereits 1581 Verfügungen für den Todesfall getroffen. In diesem Testament wurde der einzige Sohn Giuliano zum Alleinerben und Clelia zu seinem Vormund und Verwalterin des Familienvermögens bestimmt. Allerdings wurde Clelia zur Auflage gemacht, sich nicht mehr zu verheiraten und ihren Wohnsitz im Palazzo Cesarini beizubehalten. Das zweite, durchaus ungewöhnliche Junktum spiegelt das schwierige Verhältnis zwischen Giovan Giorgio und seinem kardinalizischen Schwiegervater wider, der ständig das Ehe- und Familienleben seiner Tochter zu kontrollieren versuchte. Hatte schon vor dem Tod Cesarinis die Lebensführung Clelias ihrem Vater Anlaß zu erhöhter Sorge gegeben vor allem angesichts seiner Ambitionen bei einem künftigen Konklave, so waren die Gerüchte, die in Rom über den lockeren Lebenswandel der Witwe Cesarinis in Umlauf waren, nicht dazu angetan, Kardinal Alessandro zu beruhigen, vor allem weil Clelia sich allen Plänen des Vaters hinsichtlich eines zweiten Eheprojekts entzog. Deshalb kam es kurze Zeit später in Absprache mit seinem Neffen Alessandro, Oberbefehlshaber der spanischen Truppen in den Niederlanden und seit 1586 Chef des Hauses Farnese, zu der drastischen Entscheidung des Kardinals, Clelia gegen ihren Willen aus Rom zu entfernen und neuerlich zu verheiraten (S. 157 f.). Clelia blieb im verhaßten Sassuolo bis zum gewaltsamen Tod ihres zweiten Mannes, der 1599 Opfer eines Mordkomplotts wurde. Ihre letzten Jahre verbrachte Clelia in Rom, ohne an den Glanz früherer Jahre anknüpfen zu können. – Es lag nicht in der Absicht von G. Fragnito, eine vollständige Biographie Clelias vorzulegen, wie im übrigen die Einführung unterstreicht (S. 12); sie wollte sich vielmehr aus nachvollziehbaren Gründen auf die römischen Jahre Clelias zwischen 1571 und 1587 konzentrieren, in dem sich der für ihre Protagonistin zentrale Konflikt zwischen Vater und Tochter anbahnte und schließlich in der Arrestierung Clelias kulminierte. Clelia Farnese stehe deshalb beispielhaft für die These „a non generalizzare o sopravvalutare il ruolo politico delle donne in ambito pubblico a sostegno delle strategie di famiglia“ (S. 14) im Gegensatz zu ihrer ebenfalls „illegitimen“ Verwandten Margarete von Österreich, die nicht nur durch ihre Eheschließungen, sondern auch durch ihre Statthalterschaft in den Niederlanden eine große politische Funktion für die *Casa d'Austria* erfüllte. Für die Abfassung der Studie wurden eine Fülle von Archiven konsultiert (S. 207 f.) und verschiedenste Dokumente (Farnese- und Medicibriefwechsel, *Avvisi*, Notariatsregister etc.) ausgewertet. Auf eine genaue Übersicht der benutzten Fonds und eine Bibliographie wurde leider verzichtet. Der Bd. schließt mit zwei Stammbäumen (zu den Cesarini und Farnese) und einem Register der Eigennamen. Fragnito hat eine anregende Lebensskizze einer weiblichen Figur der zweiten Hälfte des römischen Cinquecento vorgelegt, deren Lebensentwurf letzt-

endlich nicht am Makel ihrer illegitimen Geburt, sondern an der ehrgeizigen Karriereplanung und der persönlichen Feindschaften ihres Vaters gescheitert ist.

Alexander Koller

Roberto Pancheri, *Il concilio di Trento. Storia di un'immagine*, Trento (Temi) 2012 (Temi di storia dell'arte), XV, 230 S., Abb., ISBN 978-88-97372-33-2, € 20.

Das vor gut 450 Jahren zu Ende gegangene Konzil von Trient hat nicht nur zahlreiche historiographische Darstellungen und Diskurse hervorgerufen, sondern wurde auch wiederholt mit ihren Protagonisten (Legaten, Konzilsväter, Botschafter weltlicher Fürsten, Prediger) und Schauplätzen zum Gegenstand bildlicher Darstellung. Roberto Pancheri beschreibt in der vorliegenden Publikation die verschiedenen Versuche und Ansätze, das Tridentinum ikonographisch festzuhalten beginnend mit zwei Stichen aus dem letzten Jahr der Synode bis hin zu den drastischen Gemälden von Aligi Sassu aus dem 20. Jh. Der Vf. konnte sich bei seinen Studien und Recherchen auf Material stützen, das der Wiener Kunsthistoriker Kurt Rathe bis zu seinem Tod 1952 zusammengetragen hatte und das heute im *Museo Diocesano* von Trient aufbewahrt wird. Obgleich es auch viele Zusammenkünfte der Konzilsväter in der Kathedrale von Trient gab, wurde die halbkreisförmige Holztribüne in Santa Maria Maggiore, wo ab 1562 die *congregazioni generali* stattfanden, für die weitere ikonographische Wiedergabe stilbildend und schon von den Zeitgenossen mit dem Bild des *theatro* assoziiert (S. 96) in Analogie zur Stadt Trient, die in jenen Jahren als Weltbühne empfunden wurde (Paolo Paruta). Zentren der frühen Trient-Malerei waren Venedig, dem wichtigsten Finanzplatz und wirtschaftlichem Bezugspunkt von Trient während des Konzils (Jedin), und Rom, wo die Familie Pauls III., der 1545 das Konzil einberufen hatte, erst allmählich diese kirchenpolitische Maßnahme im Rahmen der *Fasti Farnesiani* im Palazzo Farnese (als Hintergrund bzw. Kontrast zur Darstellung der Schlacht bei Mühlberg) und in der *Anticamera del Concilio* in der Sommerresidenz in Caprarola bildlich festhalten ließ, neben dem unter Pius IV. im Apostolischen Palast entstandenen und dem aussagekräftigen, von Markus Sittich von Hohems, dem Nepoten Pius' IV, in der nach ihm benannten Kapelle Santa Maria Maggiore in Auftrag gegebenen Fresko. In Trient entstand die erste bildliche Wiedergabe der Kirchenversammlung in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, wobei verwundert, daß die verschiedenen Bischöfe von Trient und Kardinäle aus der Familie Madruzzo in der zweiten Hälfte des 16. und im beginnenden 17. Jh. offensichtlich keinen Künstler betrauten, die berühmte, in ihrer Heimatstadt tagende Synode der Nachwelt bildlich zu überliefern. Erst das 1633 entstandene Gemälde von Elia Naurizio (heute im *Museo Diocesano*) erfüllte diese Funktion und wurde trotz seiner Anachronismen (S. 74) zum festen Bestandteil des Besuchsprogramms von illustren Reisenden (u. a. Christine von Schweden, Pius VI.), die während ihres Trientaufenthalts die Kirche Santa Maria Maggiore besuchten, wo das Gemälde bis ins 20. Jh. hing. Die lateinischen Inschriften hätten eine sorgfältigere

Wiedergabe erfordert (S. 34, 79, 93, 95, 112). Dem Band ist ein Register der Eigennamen und eine Chronologie des Konzils von Trient beigegeben. Alexander Koller

Robert Bireley, Ferdinand II, Counter-Reformation Emperor, 1578–1637, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XII, 324 pp., ISBN 978-1-107-06715-8, £ 65.

Con questo studio sull'imperatore Ferdinando II, prima biografia in lingua inglese, Robert Bireley, professore emerito di Storia alla Loyola University di Chicago, ritorna su uno dei suoi temi preferiti: il rapporto tra politica e religione nell'Impero nel corso del XVII secolo. L'opera si inserisce nel rinnovato filone delle biografie politiche che negli ultimi decenni hanno ripreso e profondamente rinnovato il genere, mettendo in luce il contributo dei regnanti e dei loro principali ministri e allo stesso tempo facendo emergere la complessità dei contesti nei quali essi si trovarono ad operare. Mentre i suoi contemporanei sono stati oggetto di puntuali biografie – suo figlio e successore Ferdinando III ne ha collezionate recentemente due (L. Höbelt, 2008; M. Hengerer, 2012) – l'ultimo studio complessivo su Ferdinando II è da ricercare nel XIX secolo (Fr. Hurter, *Geschichte Ferdinands II. und seiner Eltern*, 11 vol., 1850–1864), anche se non mancano lavori recenti su periodi o tematiche circoscritte del suo governo. Ferdinando II ben si presta a studiare i rapporti tra politica e religione, secondo la prospettiva scelta dall'Autore (p. viii) ed enunciata nel titolo: educato dai gesuiti nel collegio di Ingolstadt, alla morte del padre Carlo d'Asburgo il giovane arciduca operò per il ritorno al cattolicesimo delle terre austriache da lui governate e, una volta cinta la corona imperiale, si impegnò a mantenere nell'impero il posto che la tradizione assegnava alla religione cattolica, in un contesto fortemente segnato dalle problematiche di natura confessionale. In particolare, grazie all'opera del suo confessore e consigliere Guglielmo Lamormaini, *Ferdinandi II. Romanorum Imperatoris Virtutes*, pubblicata a Vienna un anno dopo la sua morte, Ferdinando è divenuto il modello della *pietas austriaca*, un'immagine che ha connotato la dinastia e influenzato fortemente l'immagine e la politica dei suoi successori. L'opera, articolata in otto capitoli, segue cronologicamente il percorso della vita e mette in evidenza la trama di rapporti al centro della quale venne a trovarsi il protagonista e che egli stesso contribuì attivamente a costruire: legami familiari, politici e confessionali con la Baviera e con la Spagna, rapporti di fiducia con i suoi consiglieri e collaboratori che, secondo lo spirito del tempo, furono scelti tanto tra i laici quanto tra gli ecclesiastici, rapporti con entità esterne, quali la Francia o la Santa Sede, in particolare Urbano VIII, i quali nell'insieme della narrazione, senza nulla togliere all'importanza del ruolo da essi svolto, appaiono decentrati rispetto agli interessi di Ferdinando. La ricostruzione privilegia i rapporti con i principi dell'impero, segnati dalla complessità e dalla varietà degli interessi politici e dalle scelte confessionali: l'asse con Massimiliano di Baviera, che si mantenne solido, nonostante le divergenze manifestatesi all'inizio degli anni Trenta, il percorso compiuto nei confronti dei principi protestanti, in particolare del duca

di Sassonia, che passò da una leale collaborazione a una crisi profonda, motivata dall'editto di restituzione del 1629, per risolversi finalmente nella pace di Praga nel 1635. La successiva elezione a Re dei Romani del figlio Ferdinando, unanimemente scelto l'anno seguente alla dieta di Ratisbona, a differenza di quanto era avvenuto solamente sei anni prima, confermò al tempo stesso la riconciliazione tra i principi e la stabilità dell'istituzione imperiale. In contrasto con l'immagine ottocentesca di Ferdinando, che lo presentava rigidamente vincolato al confessionalismo cattolico e succube dei suoi consiglieri gesuiti, l'Autore sottolinea come l'analisi della situazione in cui venne a trovarsi l'impero, teatro di scontri militari e minacciato nella sua coesione dall'intervento di forze esterne, quali la Svezia e la Francia, portò l'imperatore a superare, anche se con fatica e con un ritardo che contribuì a prolungare la guerra, le sue intransigenze ideologiche, distanziandosi dalla politica massimalista di Urbano VIII e dalla rigida visione confessionale di Lamormaini. In questo modo consolidò la dinastia, dopo i deboli regni di Rodolfo II e di Mattia, e preparò un periodo di stabilità e di potenza politica dell'impero, dal quale trasse beneficio anche la confessione cattolica. Nonostante il volume non presenti il consueto elenco di fonti e bibliografia, scorrendo le note a piede di pagina si nota tuttavia la scelta attenta operata tra le fonti archivistiche e le pubblicazioni antiche e recenti, sulle quali si fonda questo lavoro, frutto di una riflessione di lungo periodo.

Silvano Giordano

Anna Blum, *La diplomatie de la France en Italie du nord au temps de Richelieu et Mazarin. „Les sages jalousies“*, préface de Lucien Bély, Paris (Classiques Garnier) 2014 (Histoire des Temps modernes 1), 701 S., ISBN 978-2-8124-2030-6, € 49.

Aus der Perspektive des französischen Prinzipalministers Kardinal Richelieu bildete Italien im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges das „Herz der Welt“. Im Konflikt der Bourbonen mit den spanischen Habsburgern, die weite Teile der Apenninenhalbinsel, namentlich Neapel-Sizilien und Mailand, direkt beherrschten, und deren Wiener Verbündeten stellten die norditalienischen Staaten strategisch und politisch äußerst wichtige (potentielle) Allianzpartner für beide Parteien dar, um deren Gunst nicht zuletzt mit heirats- und klientelpolitischen Mitteln gerungen wurde. Anna Blum untersucht in ihrer höchst instruktiven und detaillierten Studie, mit der sie an der Sorbonne durch Lucien Bély promoviert wurde, die diplomatischen Aktivitäten Frankreichs in Norditalien vom Übergang des „verdeckten“ Krieges zur offenen militärischen Konfrontation mit dem Katholischen König in den 1630er Jahren bis zum Pyrenäenfrieden 1659. Unter dem nach Richelieus Tod 1642 dominierenden Einfluss des aus Italien stammenden Prinzipalministers Mazarin entwickelte Frankreich den überzeugend dargelegten Ergebnissen Blums zufolge weit über die norditalienische Staatenwelt hinausgreifende Konzeptionen und Ziele, die letztlich auf die Unterminderung der spanischen Herrschaft über Neapel zielten und erst nach dem Verlust der im *Stato dei Presidi* eroberten befestigten Häfen zu Beginn der 1650er Jahre

wieder einer stärkeren Konzentration auf Norditalien wichen. Gleichwohl avancierten gerade in den 1640er Jahren Katalonien und Flandern aus französischer Sicht zu den Hauptkriegsschauplätzen, denen gegenüber Italien an Bedeutung einbüßte. Blum analysiert im chronologisch angelegten ersten Teil ihres Buches die politische und die damit untrennbar verknüpfte militärische Entwicklung (diplomatisches und militärisches Handeln lag oftmals in ein und derselben Hand), wodurch sie bereits empfindliche Forschungslücken schließen kann. Im zweiten Teil liefert sie zudem eine Struktur- und Alltagsgeschichte der französischen Diplomatie in Italien um 1650 aus kultur- und sozialgeschichtlicher Perspektive. Das erste Hauptkapitel befasst sich mit den Praktiken der Diplomatie, dem korrespondenzbasierten Instruktions- und Berichtswesen, dem diplomatischen Sprachgebrauch und den dahinter stehenden Normen, den Netzwerken, Klientelbeziehungen, Korruption und Spionage. Das zweite Hauptkapitel widmet sich zum einen den französischen Botschaftern in Norditalien, ihrer Einbindung in familiäre Netzwerke und ministerielle Klientelbeziehungen, zum anderen der Gesellschaft („société“) der italienischen Gesandten in Paris. Das dritte und letzte Hauptkapitel untersucht Fürsten als Akteure und Objekte diplomatischen Handelns, namentlich die Mobilisierung von materiellen Ressourcen (Pensionen, Herrschaften, Kirchenpfünden) und Eheschließungen zur Flankierung französischer Außen- und Bündnispolitik, aber auch zum Ausbau persönlicher Netzwerke (etwa Mazarins). Vor dem Hintergrund eines solchen weiter gefassten Verständnisses erweist sich Diplomatiegeschichte als integraler Bestandteil einer Sozial- und Kulturgeschichte des Ancien Régime. Die Vf. argumentiert auf der Grundlage einer fundierten Quellen- und Literaturkenntnis. Neben der französischen und italienischen Forschung berücksichtigt sie auch englische und deutsche Beiträge. Dass bei einem solch weit gespannten thematischen Zuschnitt sich gelegentlich Lücken in der benutzten Forschungsliteratur zeigen, ist fast zwangsläufig. Bedauern ließe sich etwa im Kapitel über den Westfälischen Frieden (S. 239–282) das Fehlen der Habilitationsschrift M. Rohrschneiders über die spanische Politik auf dem Westfälischen Friedenskongress, der Studien K. Repgens zur Friedensmediation Fabio Chigis (gerade auch zwischen Frankreich und Spanien) sowie der Beiträge B. Stollberg Rilingers zu Zeremonialproblemen. Ebenso weiterführend wäre die systematische Auswertung der gerade an italienischen Betreffen sehr reichhaltigen französischen Korrespondenzedition in den „Acta Pacis Westphalicae“ gewesen, auf die nur punktuell rekurriert wird (im Übrigen ist die Gesamtedition im Quellen- und Literaturverzeichnis fehlerhaft aufgenommen). Sehr lobenswert ist hingegen (nicht zuletzt auch in diesem Kapitel) die breite archivalische Quellengrundlage, auf der weite Strecken der Darstellung basieren (für Münster vor allem die Korrespondenz zwischen dem dort für Savoyen akkreditierten Unterhändler Saint-Maurice und der savoyischen Regentin Christina von Frankreich). Die wenigen kritischen Einwände sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um eine wegweisende Studie nicht nur zu den französisch-italienischen Beziehungen der 1630er bis 1650er Jahre, sondern zur europäischen diplomatischen und politischen Kultur des 17. Jh. schlechthin handelt und

um eine der bedeutendsten Monographien, die in den letzten Jahren auf diesem Feld vorgelegt wurden. Sowohl der erste, chronologisch angelegte, wie auch der zweite, systematisch gegliederte Hauptteil der Studie bestehen durch analytische Klarheit und eine auch sprachlich brillante Darstellung. Guido Braun

Rudolf Schlögl, *Alter Glaube und moderne Welt. Europäisches Christentum im Umbruch 1750–1850*, Frankfurt a. M. (S. Fischer) 2013, 540 pp., ISBN 978-3-10-073588-1, € 28.

Rudolf Schlögl si dedica totalmente, nel suo libro, alla teoria dei sistemi sociali di Niklas Luhmann. È dunque una sfida intellettuale leggere questo lavoro, che con Luhmann spiega il cosiddetto „Sattelzeit“ nella sua dimensione religiosa, offrendo in tal modo nuovi modelli di teoria sociale, in particolare per quanto riguarda la formazione della religione e della religiosità nel XIX secolo. L'autore lavora dunque con le coppie di concetti comunicazione/osservazione e sistema/ambiente. Il mutamento, che le società dell'Europa centro occidentale hanno sperimentato nel periodo grossomodo compreso tra il 1750 e il 1850, viene generalmente interpretato come processo di socializzazione. All'interno di questo processo, Schlögl attribuisce un ruolo particolarmente importante al cristianesimo europeo occidentale, che da un lato ha subito questo cambiamento, da un altro lato, proprio attraverso l'esperienza del cambiamento, ne ha influenzato a sua volta il processo. Il suo approccio, tuttavia, non è di storia religiosa o di storia della Chiesa; l'interesse dell'autore è piuttosto rivolto a comprendere fino a che punto la dimensione politica e la dimensione sociale, nel loro sviluppo, abbiano seguito determinati modelli di base e quale ruolo vi giochi il cristianesimo. Schlögl divide la sua opera in quattro capitoli. Nel primo „Il cristianesimo in Antico Regime“ interpreta la generale situazione in Europa come „concorrenza simbiotica“ di religione e potere politico, dal momento che la religione occupò gli ambiti dei quali lo stato doveva servirsi per svilupparsi. Il secondo capitolo analizza il cristianesimo – profondamente cambiato in seguito alla rivoluzione francese – di una società borghese che dispone di un limitato legame culturale con la nuova nazione. In una società che si differenzia sempre maggiormente al suo interno la religione viene relegata alla sfera privata. Il cuore del libro è il terzo capitolo, nel quale Schlögl, indagando lo spazio riconosciuto alla religione nella socializzazione della modernità, dimostra che essa diventa un sistema accanto ad altri. Tale sistema si serve di diversi e in parte completamente nuove forme di devozione e movimenti sociali per comunicare di volta in volta il proprio credo religioso individuale, il proprio comportamento e il proprio pensiero religiosi. Il quarto capitolo tratta il cristianesimo come cultura. L'autore, infatti, si dedica al livello del discorso coevo circa il mutamento del cristianesimo. Negli scritti di alcuni contemporanei la religione diviene definitivamente un prodotto del nostro spirito e la dimensione trascendentale viene, in generale, messa in discussione. Schlögl scrive una storia sociale dell'Europa occidentale sulla base

della trasformazione religiosa. In realtà, molto di più che una storia sociale del fenomeno religioso o una storia religiosa del fenomeno politico il libro è anche una professione di fede nel fatto che il nostro sguardo sulla storia non è mai casuale, ma è diretto da concetti e designazioni niente affatto neutri. „Alter Glaube und moderne Welt“ è un esempio di come la teoria possa essere applicata in modo estremamente produttivo alla pratica storiografica.

Andreea Badea

Pietro Leopoldo d'Asburgo Lorena. Relazione sullo stato della monarchia (1784), a cura di Derek Beales e Renato Pasta, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2013, XLIV, 148 S., ISBN 9788863725476, € 25.

Am Abend des 21. Juni 1784 trat Großherzog Peter Leopold von Toskana mit seinem Sohn von Florenz aus die Reise nach Wien an, um dort den sechzehnjährigen Erzherzog seinem Bruder Joseph zur Erziehung zu übergeben, denn Franz war zum Nachfolger des kinderlosen Kaisers bestimmt. Am 30. Juli kam der Vater wieder in Florenz an. Leopold, wie er im deutschen Sprachraum zu heißen pflegt, hatte sich seit seiner Jugend strengster Selbstkontrolle unterworfen und versuchte auch sonst alles und jeden unter Kontrolle zu halten. Nach Wien nahm er deshalb auch niemand mit, der Deutsch sprach. Der Selbst- und Fremdkontrolle diene wie schon so oft ein umfangreicher Bericht, den er seinem Sekretär diktierte und dem er einen selbst und in Geheimschrift verfassten Anhang beifügte, in dem er seinem ans Pathologische grenzenden Hass auf den Bruder freien Lauf gab. Beide Texte, die *Relazione* und der Anhang, die *Cose particolari*, sind seit Wandruszkas bekannter Leopold-Biographie, die auch ins Italienische übersetzt worden ist, im großen und ganzen bekannt, letztere sind dort fast wörtlich wiedergegeben. Gleichwohl haben nun der Florentiner Frühneuzeitler Renato Pasta und der in Cambridge lehrende Biograph Josephs II. die beiden Texte abgedruckt und mit zwei englischen Einleitungen versehen. Angesichts dieser Lage erwartet den Kenner der Materie nicht viel Neues. Wir erfahren, dass der Großherzog, um Zeit zu sparen, bei Nacht gefahren ist, dass er, pedantisch, wie er war, die Reisekosten sozusagen auf Heller und Pfennig verbucht hat, wen er, der Erziehungsfanatiker, als Lehrer für seinen Sohn in Wien ausgewählt hat und dass die für diesen als zukünftige Gattin bestimmte Herzogin Elisabeth von Württemberg-Mömpelgard dem Kaiser missfiel. Penibel listete er auch auf, was ihm unterwegs oder in Wien an Klatsch über sich selbst zu Ohren kam. Einen starken Eindruck hinterlassen die *Cose particolari* mit ihren drastischen Urteilen besonders über Personen, auch wenn diese von der Forschung keineswegs approbiert worden sind. In diesem Text erscheint Joseph als rastloser, aber unsystematischer Arbeiter, als einsamer, verbitterter und extrem misstrauischer Mensch, dem Gottesdienst und Musizieren ein ebenso tägliches Bedürfnis sind wie die stadtbekanntes Huren, die ihm seine Leibdiener zuführen (zwei Jahre später wird Leopold ein quasi-eheliches Verhältnis mit der Tänzerin Livia Raimondi eingehen) und der viel für seinen guten Ruf bei den

Untertanen unternimmt. Den Wert der *Relazione* bringt Pasta auf die Formel, dass hier sowohl ein vielseitiger, zumeist aber zugleich kritischer Blick auf den habsburgischen Absolutismus geworfen wird, als auch stellenweise Überlegungen für den Fall der Regierungsübernahme aufscheinen. Joseph war ja inzwischen seit dreieinhalb Jahren Alleinregent und hatte das Riesenreich derart verändert, dass Leopolds frühere Bestandsaufnahmen (1778) nichts mehr wert waren. Daher die ebenso genaue wie umfassende Erfassung sämtlicher Felder der Innenpolitik, während die Außenpolitik so gut wie keine Beachtung findet. Größte Aufmerksamkeit kommt der Kirchenpolitik zu, wo die beiden Brüder nicht nur weithin am selben Strang zogen, sondern auch, weil sie in katholischen Ländern schlechterdings entscheidend für die Durchsetzung des modernen, absoluten Staates war. Halbwegs befriedigt zeigt sich Leopold auch über die Finanzreformen und damit verbundenen Sparmaßnahmen, registriert aber mit Kopfschütteln die rücksichtslosen und massenhaften Entlassungen von Staatsdienern aller Ränge; 1786 sollte dem ja auch Pietro Verri in Mailand zum Opfer fallen. Das führt zu dem Punkt, an dem sich die beiden Brüder am nachhaltigsten unterschieden. Leopold kritisiert wieder und wieder den Wiener Zentralismus mit seiner Maxime, alle Länder der Krone nach völlig einheitlichen Normen umzugestalten, und zieht dem Absolutismus implizit klare naturrechtliche Grenzen. Es ist denkbar, dass die in Wien gemachten Beobachtungen eine maßgebliche Rolle für seinen Verfassungsentwurf in der Version von 1787 gespielt haben. Von den beiden Hg. geht darauf lediglich Beales mit einigen Worten ein, aber diese Frage lohnte weitere Forschungen.

Christof Dipper

Duccio Balestracci, *Medioevo e Risorgimento. L'invenzione dell'identità italiana nell'Ottocento*. Bologna (Il Mulino) 2015 (Saggi 824), 158 S., ISBN 978-88-15-25740-6, € 15.

Nachdem Verlage wie Vita e Pensiero, Einaudi und Olschki der neuen Modefrage der Geschichtswissenschaft nach der „Identität“ eine Stimme geliehen haben und sich das Thema einer gewissen Beliebtheit erfreut, schaltet sich nun auch Il Mulino in die Diskussion ein, mit dem oben genannten Titel des in Siena lehrenden Historikers. Der Akzent der neuen Botschaft scheint diesmal, laut Untertitel der Neuerscheinung, nicht auf der ‚Konstruktion‘, sondern auf der ‚Erfindung‘ der italienischen Identität zu liegen. Doch liest man die flüssig und rhetorisch abwechslungsreich geschriebenen vier Kapitel des Buches, so entfaltet sich vor dem Auge des Lesers ein allmählicher Prozeß in mehreren Bereichen: Nach einem Blick auf das Mittelalterbild der europäischen Neuzeit führt B. durch das italienische 19. Jh., nennt die großen Namen, deren Stimme in der Zeit Gewicht hatte, und breitet deren divergierende Deutungen des Mittelalters für die Geschichte des Landes aus. Madam de Staël schildert in ihrer „*Corinne ou l'Italie*“ (1807) ein herrliches Land voller Schönheit und Kunstwerke, bewohnt von einer Bevölkerung, deren Sitten von einer Mischung der Extreme domi-

nirt werde (S. 25). Im gleichen Jahr erscheint der erste Band von Simonde de Sismondis vielbändiger Geschichte der Stadtrepubliken Italiens, denen der gebürtige Genfer ein Denkmal setzt. Schon lange vor ihm hatte Muratori die europäische Leistung des Landes in der Schaffung ebendieser Verfassungsform erkannt (1741) und mit seinen *Rerum Italicarum Scriptores* eine sprachliche Koine Italiens erkennen lassen (S. 12). G. P. Vieusseux hingegen vermißte in einem Brief an Sismondi (1814) den einigenden Geist in Italien und sah nur Neapolitaner, Römer, Lombarden und Liguren, die sich gegenseitig verabscheuen (S. 9). Der A. läßt dann bekannte Namen wie Carducci, Villari, Manzoni, Gioberti, Cattaneo, Romagnosi, Capponi und viele andere folgen mit ihren Ansichten über das italienische Mittelalter, von denen hier nur einige genannt seien. Für die einen waren die Langobarden, wenn nicht gerade die Pest Italiens, so doch Barbaren, die als kriegerisches und feudales Element dem autochthonen städtischen Bürgertum gegenüber standen, für andere waren sie ein neues Element, das den ‚germanischen Individualismus‘ ins Land brachte oder dem Land das Erbe des *comune rurale*, der Landgemeinde, hinterließ. Wieder andere sahen die Geschichte des Landes geprägt von der Auseinandersetzung zwischen Latinität und Kirche auf der einen und Reich und Germanentum auf der anderen Seite, bis schließlich in der Renaissance die beiden Elemente zur Nation verschmolzen seien. Was die italienische Geschichte betrifft, so wurde ihr Beginn mit dem Einfall der Langobarden oder der Herrschaft Ottos I. oder auch mit der Niederschlagung der Florentiner Republik im Jahre 1530 und der Errichtung des neuzeitlichen Territorialstaats durch die Mediceer angesetzt. Dem historiographischen Überblick folgt die Schau des 19. Jh., das Personen und große Momente der Vergangenheit in Poesie, historischem Roman, Theater und vor allem in der Oper glorifizierte – durch Verdi, Donizetti, Rossini und andere – und dessen Historienmalerei und historisierende Architektur bis heute sichtbare Werke schuf. Das letzte Kapitel widmet der Autor dem Einfluß der deutschen Rechts- und Wirtschaftsgeschichte – statt Karl Bücker muß es S. 127 Anm. 3 Bücher heißen – und schließt den anregenden Band mit einem Ausblick auf das neue Jahrhundert, das sein Interesse vom Mittelalter auf die Neuzeit verlagert.

Thomas Szabó

Asher Salah, *L'epistolario di Marco Mortara (1815–1894). Un rabbino italiano tra riforma e ortodossia*, Firenze (Giuntina) 2012 (Quaderni di Materia giudaica 4), 269 S., ISBN 978-8880574682, € 33,50.

Publikationen zum italienischen Judentum im 19. Jh., und hier insbesondere zu den Folgen des Eintritts der Juden in die Moderne für die religiöse Tradition und ihre gewachsenen Institutionen, sind noch immer selten. Umso größeres Gewicht kommt der vorliegenden Edition des Briefwechsels Marco Mortaras zu, der von 1842 bis zu seinem Tod als Rabbiner in Mantua wirkte. Sein Leben fällt in eine Zeit der schwindenden internationalen Wahrnehmung des italienischen Judentums. Viel stärker

wurde der Diskurs seit dem ausgehenden 18. Jh. von Impulsen aus dem französischen und deutschen Sprachraum geprägt, so etwa seit den 1820er Jahren mehr und mehr durch die „Wissenschaft des Judentums“ mit Vertretern wie Heinrich Graetz, Abraham Geiger, Leopold Zunz oder Moritz Steinschneider. Asher Salah hat den zugänglichen Briefwechsel Mortaras auch vor dem Hintergrund der noch nicht hinreichend beantworteten Frage nach dem Verhältnis des italienischen Judentums zu den Bestrebungen der jüdischen Reformbewegung aus europäischen, nordamerikanischen und israelischen Archiven zusammengetragen und annotiert. 162 Briefe Mortaras gefolgt von 43 Schreiben seiner Korrespondenzpartner Samuele Vita Dalla Volta, Moritz Steinschneider, Samuel David Luzzatto (Mentor und Lehrer Mortaras), Sabato Morais, David Graziadio Viterbi und Alexander von Humboldt – um nur einige zu nennen – aus dem Zeitraum 1831–1890 verweisen auf ein Netzwerk aus persönlichen Beziehungen, Verbindungs- und Streitpunkten. Ein die Inhalte kontextualisierender Fußnotenapparat ergänzt die Briefe. Der Edition angefügt sind überdies Grafiken, die Mortaras trotz seiner begrenzten Fremdsprachenkenntnis gegebene, meist über Dritte in italienischer oder hebräischer Sprache vermittelte Vertrautheit mit deutschen und französischen Autoren belegt. Dennoch wird aus der Korrespondenz ersichtlich, dass er sich vorrangig in einer italienischen jüdischen (Rabbiner-)Welt bewegte. Seiner angenommenen fehlenden Weltläufigkeit wegen scheinen ihm Briefpartner wie Steinschneider daher eher mit Paternalismus begegnet zu sein. (S. 22f.) Mortara, der in allen größeren jüdischen Zeitschriften – auch jenseits Italiens – veröffentlichte, sei kein moderater Reformler gewesen, revidiert Salah in seiner Einführung bestehende Forschungsmeinungen, speziell dann nicht, wenn unter diesem Etikett die Autorität der kanonischen Texte des Judentums, der Kompetenzbereich der Rabbiner und die Gültigkeit des religiösen Gesetzes zur Disposition gestellt würden (S. 40). Diesen Punkten gegenüber gerierte sich Mortara vielmehr als Orthodoxer, der seine konservative Haltung indes positiv im Sinne einer sozialen und intellektuellen Vorbildfunktion des Judentums fasste und ihm eine Wesensverwandtschaft mit dem Fortschrittsdenken der Moderne attestierte. (S. 52 und Brief an Luzzatto vom 6. Oktober 1843, S. 101f.) Mortara engagierte sich für die Stärkung und Bewahrung der Tradition, etwa indem er in Opposition zu Elia Benamozegh trat, Rabbiner in Livorno und der Kabbala verbunden. Auch forderte er zur Stärkung des Talmud und der Einheit des italienischen Judentums wiederholt die Einberufung einer großen jüdischen Rabbinersynode nach dem Vorbild des Tridentinums. (S. 42f.) Gleichwohl nahm er das jüdische Reformstreben in anderen Ländern wahr und äußerte sich dazu. Punktuellen Reformen den „äußeren Kultus“ betreffend (etwa der Bartrasur) stand er aufgeschlossen gegenüber, was Salah zum Schluss kommen lässt, in Italien hätte es auch deshalb keine eigentliche jüdische Reformbewegung gegeben, weil die Orthodoxie selbst sich Teile ihres Forderungskatalogs angeeignet habe. (S. 41) Mortaras Philosophie, Geschichte und das religiöse Gebot betreffende Interessen flossen, so spiegelt es der Briefwechsel, im Moment der Bildung und Erziehung zusammen. In diesen beiden Bereichen entwickelte er große Aktivitäten. So publizierte er ein Kompendium zur jüdischen Re-

ligion (1855), welches in Schulen und im Heimstudium genutzt werden konnte. Weiter plante er ein hebräisch-italienisches Wörterbuch und unterstrich damit die Relevanz, die er dem Hebräischen als Gesetzessprache und Sprache des Studiums auch in der Moderne beimaß. Schließlich dachte er über die Herausgabe einer Zeitschrift mit literarisch-historischem Charakter nach, wie sie ganz ähnlich von anderer Seite mit dem „Educatore Israelitica“ realisiert wurde. Der Briefwechsel Marco Mortaras gibt damit zahlreiche Anregungen zu weiteren Studien, die etwa auch Fragen nach dem allgemeinhistorischen Hintergrund mit einbeziehen und das bei Salah angeschnittene Thema „Rabbinernetzwerk“ weiter ausbauen.

Carolin Kosuch

Simon Sarlin, *Le légitimisme en armes. Histoire d'une mobilisation internationale contre l'unité italienne*, Roma (École française de Rome) 2013 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 359), 331 S., Abb., ISBN: 978-2-7283-0953-5, € 30.

„Gewinner und Verlierer“ lautete das Motto des 50. Deutschen Historikertags 2014 in Göttingen. Seit kurzem widmen sich auch Arbeiten zur italienischen Geschichte des 19. Jh. verstärkt diesem Themenkomplex. Ein wichtiger Beitrag hierzu liegt nun in Gestalt der Studie von Simon Sarlin vor, dessen Dissertation über die Geschichte der Gegenrevolution der Bourbonen von Neapel 1861–1863 aus einer von Gilles Pécout geleiteten Forschergruppe an der *École Normale Supérieure* in Paris hervorging. Der Autor greift damit mehrere aktuelle Tendenzen historischer Forschung zugleich auf: Er wirft erstens im Nachklang der 150-Jahrfeiern der italienischen Nationalstaatsgründung 2010/2011 erneut die Frage auf, um welche Einheit es sich denn damals überhaupt handelte. Zweitens blickt er auf die Geschichte der Gegenrevolution aus einer transnationalen, vorwiegend mediterranen, Perspektive und liefert so eine erste Fallstudie zu einem Gegenstand, den Torsten Riotte in seiner Frankfurter Habilitationsschrift über die Monarchie im Exil und den Legitimus im 19. Jh. systematisch aufgearbeitet hat. Und drittens nimmt Sarlin die bereits um die Jahrtausendwende formulierte Aufforderung wichtiger italienischer Historiker wie Aurelio Lepre und Paolo Macry an, die kontroverse Entstehung des Königreichs Italien differenzierter als bisher zu erforschen. Basierend auf einem breiten Quellenstudium in Archiven in Rom, Neapel, Paris, Madrid, Bergamo und Marseille, zahlreichen gedruckten Memoiren und der Lektüre von zwanzig europäischen (französischen, deutschen, italienischen und spanischen) Zeitungen der Jahre 1861/62 sowie unter Heranziehung einschlägiger internationaler (v. a. romanisch- und englischsprachiger) Forschungsliteratur wendet er sich gegen eine allzu lineare ideale Geschichte des Risorgimento. Indem er eben nicht wie Benedetto Croce mit seinem romantischen Bild des Legitimus die Bürgerkriegserfahrungen zur Zeit der Nationalstaatsgründung ausblendet, verleiht er den Verlierern der italienischen Geschichte im 19. Jh., den Bourbonen von Neapel, eine Stimme. Mit Ansätzen aus der „Kulturgeschichte des Politischen“ rückt er neben den diplomatischen Beziehungen der Bourbonen im Exil auch die

Sozialgeschichte der transnational agierenden Freiwilligen in den Mittelpunkt und arbeitet deren Netzwerke, Institutionen und geteilte Erinnerung heraus. Unter Legitimus versteht er dabei „un mouvement organisé en faveur de la restauration de l'ancien régime“ (105). Die ersten beiden Kapitel dienen der Kontextualisierung des Themas: Zunächst steckt Sarlin die Rahmenbedingungen wie die Frage nach dem Ort, der Chronologie, dem Hof, der Politik und dem diplomatischen Bemühen um internationale Anerkennung der Bourbonen von Neapel im Exil ab. Das zweite Kapitel verortet anschließend Süditalien in der Historiographie und hinterfragt kritisch die These, wonach der Süden 1860 vom Despotismus „befreit“ worden sei. Sarlin neigt eher der revisionistischen Interpretation der Eroberung zu und spricht dabei Probleme wie die Integration, die „passive Revolution“, das Handeln des Einheitsstaats, das Brigantentum und die Strukturen des süditalienischen Legitimus an. Die Kapitel drei bis fünf bilden dann den eigentlichen Kern der Arbeit. Eingangs rekonstruiert der Autor die europäische Mobilisation für die Bourbonen von Neapel mit diversen Expeditionsprojekten nach Süditalien, die vor allem über die Mittelmeerhäfen Marseille, Malta und Triest lief und trotz mangelnder Erfolge bis zum endgültigen Scheitern 1866 andauerte. Die Frage nach einer möglichen „weißen Internationale“ steht im folgenden vierten Kapitel im Mittelpunkt. Sarlin überprüft den romantischen Legitimus anhand der Kapitulation von Gaeta, dem Wirken der Briganten, der Rolle des Papstes und der Politik der Bourbonen im Exil auf seine Wirkmächtigkeit und ergänzt Erkenntnisse aus dem Quellenstudium mit den zahlreichen Abenteurern, Opportunisten, Söldnern und internationalen Freiwilligen wie den spanischen Karlisten. Die konkreten Kampferfahrungen der ausländischen Freiwilligen in den in Süditalien tätigen Banden zeichnet er im fünften Kapitel am Beispiel von José Borges in Kalabrien und der Basilikata sowie an den legitimistischen Guerillakriegen an der Grenze zum Kirchenstaat nach. Am Schluss erfährt man im Epilog, wie die Geschichte der bourbonischen Gegenrevolution mit dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866 und der Auflösung der neapolitanischen Exilregierung endete. Zuletzt fragt Sarlin nach dem Sinn dieser transnationalen Mobilisierung im Zeichen des Legitimus und ob diese angesichts ihres offensichtlichen Scheiterns nicht einfach als „histoire désespérante“ (289) abzutun sei. In Anbetracht der Legitimationsschwäche für das neue politische Regime, die sich in geringer Wahlbeteiligung, Vermeiden des Militärdienstes und dem Bruch mit der katholischen Kirche manifestierte, scheint, so Sarlin, der Kampf der neapolitanischen Monarchie im Exil durchaus realistisch und nicht ohne Erfolgchancen gewesen zu sein. Doch gelang es den Legitimisten trotz der großen Zahl ihrer Anhänger auf dem Festland und auf Sizilien nie, wirksame Strukturen aufzubauen, um die allgemeine Unzufriedenheit in einen politischen Aufstand münden zu lassen. Letztlich solle man, so der Autor, die internationale Mobilisation zugunsten des neapolitanischen Königs im Exil auch nicht an ihren konkreten Ergebnissen messen, sondern vielmehr als Beispiel dafür nehmen, was man über die Hoffnungen, Kalküle, Instrumente und die Weltsicht ihrer Unterstützer lernen kann. Gerade die Beteiligung der ausländischen Freiwilligen in Süditalien um 1860

lässt sich nach Meinung Sarlins in ein Phänomen von längerer Dauer einordnen: den Antagonismus zwischen einer liberalen und einer „weißen“ Internationalen im 19. Jh., der Ausmaße eines europäischen Bürgerkriegs annahm. Insgesamt wird die Arbeit ihrem europäischen, im engeren Sinne mediterranen Zugriff vollauf gerecht und erweitert die Kenntnisse über Wanderungsbewegungen konterrevolutionärer Kämpfer in Europa erheblich. Qualität und Quantität der verarbeiteten Quellen und Literatur sind als sehr gut zu bezeichnen. Ein Namensregister, Farbabbildungen, Karten und Verzeichnisse lassen kaum Wünsche bei interessierten Lesern offen. Lediglich der Editionsfehler in Inhaltsverzeichnis und Text für die ersten beiden Kapitel mit falschen Seitenangaben irritieren, fallen aber eher auf den Verlag als auf den Autoren zurück. Doch dies lässt keinen Zweifel daran, dass Simon Sarlin ein gutes und wichtiges Buch zu einer großen Gruppe von Verlierern der italienischen Einigung geschrieben hat. Wer immer sich künftig ein differenziertes Bild des Risorgimento machen möchte, wird in der besprochenen Arbeit einen anschaulichen und lehrreichen Einstieg finden.

Jens Späth

Adriano Viarengo, Franco Venturi, *politica e storia nel Novecento*, Roma (Carocci) 2014, 336 S., ISBN 973-88 430-7311-5, € 30.

Sucht man in deutschen Handbüchern nach dem Namen Venturi, so wird man meist nur bei Osteuropahistorikern fündig, denn sein 1952 erstmals erschienenes Buch über die *Narodniki*, die russischen ‚Volkstümler‘, ist bis heute ein Standardwerk und erfuhr dank englischer Übersetzung weithin Beachtung. Dabei gilt Franco Venturi als einer der international wichtigsten Spezialisten der europäischen Aufklärung aus italienischer Perspektive, der allein zu diesem Thema ein gutes Dutzend Bücher zwischen 1958 und 1990 verfasst hat und von denen etliche ebenfalls übersetzt worden sind. Dennoch ist er in Deutschland so gut wie unbekannt; in deutscher Sprache liegen nur zwei kurze Würdigungen dieses Gelehrten von Weltruf vor. Auch die italienische Aufklärung führt in deutschen Büchern ein Schattendasein. Diese Defizite werfen kein gutes Licht auf die deutsche Aufklärungsforschung. Hier ist die vor kurzem erschienene erste Gesamtbioographie dieses 1994 gestorbenen Historikers aus der Feder eines engen Mitarbeiters anzuzeigen. Sie schöpft aus dem Vollen, denn Viarengo hat nicht nur Zugang zum Privatarchiv der Familie, sondern es liegt inzwischen auch eine kaum noch zu überblickende Zahl von Würdigungen, Bilanzen und Erinnerungen zu dieser in der italienischen Geschichtswissenschaft jahrzehntelang höchst einflussreichen Persönlichkeit vor. Der 1914 in eine berühmte Professorenfamilie geborene Venturi wuchs in Turin auf und emigrierte – sein Vater gehörte 1931 zu den ganz wenigen Eidverweigerern – wie die gesamte Familie. Er studierte in Paris, hatte gleichzeitig eine wichtige Rolle in der von den Brüdern Roselli gegründeten Widerstandsbewegung *Giustizia e Libertà* und schaffte es 1940 nicht mehr in die USA, sondern wurde beim Übertritt nach Spanien verhaftet und nach Italien ausgeliefert. Nach dem Sturz

Mussolinis bzw. der Gründung der Republik von Salò ging er zu den Partisanen und leitete im heimischen Piemont die Pressearbeit des *Partito d'Azione*. Für den von dreizehn Jahren Widerstand, meist unter Lebensgefahr, geprägten Historiker war der enge Zusammenhang von Ideen, Eliten und Politik nicht nur gelebte, sondern auch wissenschaftliche Selbstverständlichkeit. Viarengos Biographie folgt dem überlieferten Muster von ‚Leben und Werk‘, fast die Hälfte des Buches ist der Biographie Venturis vor seiner wissenschaftlichen Karriere gewidmet, was durchaus verdienstvoll ist, auch wenn diese Entscheidung auf Kosten der Forschungsergebnisse Venturis und ihrer Bedeutung geht. Dabei wäre über dessen wissenschaftliche Orientierung einiges zu sagen. Erheblichen Einfluss besaß, wie könnte es anders sein, Croce, den er von Jugend an ebenso kannte wie eine Vielzahl anderer Berühmtheiten des In- und Auslandes – überhaupt ist das Geflecht persönlicher Beziehungen, teils ererbt, teils erworben, eindrucksvoll: Momigliano gab ihm Nachhilfe in Latein, Lehrer am Gymnasium war Maturi, mit Garosci teilte er in Paris die Wohnung (wo ihn auch Croce regelmäßig besuchte) und Valiani war ein Leben lang der engste Freund –, aber das Spezifische ist dann doch eine prosopographisch ausgerichtete Geistesgeschichte mit dem Ziel, die Urheber der Moderne, von ihm gerne *riformatori* genannt (so auch mehrere Buchtitel), aufzufindig zu machen. Der politische und gesellschaftliche Rahmen interessierte ihn kaum, Generalisierungen vermied er und Theorien waren ihm zeitlebens ein Greuel. Rastloses Forschen kennzeichnet sein ganzes Leben. Bis er 1946 die 1940 verhinderte *Soutenance* seiner *Thèse* an der Sorbonne nachholte, lagen schon drei Bücher vor. Venturi begann aber nicht sofort eine akademische Karriere, sondern nahm das Angebot an, Kulturattaché an der Moskauer Botschaft zu werden, denn Russland hielt er seit seiner Dissertation über Diderot – er hatte dafür 1936 in Leningrad recherchiert – für einen Teil des Westens. Der Ausbruch des Kalten Krieges entzog solchen Vorstellungen den Boden, aber Venturi arbeitete unverdrossen diplomatisch und eben auch wissenschaftlich weiter und legte bald nach seiner Rückkehr aus Moskau das eingangs genannte Buch *Il populismo russo* vor. Mit Chabods Hilfe, den er aus dem Widerstand kannte und der ihn schon 1948 zum Privatdozenten an der *Sapienza* gemacht hatte, wurde er 1951 Extraordinarius in Cagliari, 1955 Ordinarius in Genua und 1958 in Turin. Aber die Universität betrachtete er zeitlebens nur als Brotberuf, Lehre und Prüfungen machten ihm kein Vergnügen, sie hielten ihn seiner Ansicht nach nur von den Reisen – keiner kannte annähernd so viele Bibliotheken und Archive in Europa und den USA wie er – für seine Forschung ab. Hier nun leistete er in der Tat Außerordentliches. Ziel war, seine in Paris gemachte Erkenntnis über die zentrale Rolle der Aufklärung auf Italien und letztlich ganz Europa zu übertragen, d. h. sie aus der Abteilung Philosophie (Cassirer erfuhr deutliche Kritik) herauszulösen, zu historisieren und nebenbei auch politisch zu instrumentalisieren. Er machte sich die kosmopolitische Optik des 18. Jahrhunderts zu eigen und verblüffte damit seine Kollegen in einem berühmt gewordenen Vortrag auf der Risorgimento-Tagung 1953, in dem er sein lebenslänglich durchgehaltenes Forschungsprogramm vorstellte. „Se penso al Settecento italiano, non c'è dubbio che capire come i nostri antenati

hanno vissuto il grande tema delle riforme prima che si ponesse la questione dell'unità d'Italia, quando i problemi centrali erano economici e sociali, è fondamento anche per le riforme che dobbiamo fare noi" – so bilanzierte er 1990 seine Forschungsinteressen in einem Interview (S. 314) und damit betonte er zugleich seine politische Nebenabsicht. Wenn sie denn nicht Hauptantrieb war, denn Venturi blieb ein *homo politicus* bis zum Schluss und kandidierte mit fast 80 Jahren nach dem Zusammenbruch der von ihm unterstützten Sozialistischen Partei im Zuge von *Tangentopoli* mit Freunden für eine Bürgerliste, freilich erfolglos. Das Echo auf Venturis Werk wurde, je später desto deutlicher, immer kritischer, auch wenn die Bewunderung für seine kaum fassliche Produktivität und seine höchst einflussreiche Stellung – seit 1959 leitete er bis zum Tode die „Rivista Storica Italiana“ mit harter Hand – in Italien scharfe Kritik nicht aufkommen ließen. Sie lässt sich in vier Punkten zusammenfassen: Erstens führt die Fülle an Mitgeteiltem dazu, dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Zweitens entging Venturi natürlich nicht der üblichen Gefahr des Historismus (ein Kritiker sprach gelegentlich von „ranckismo“): Er bediente sich, anders als Koselleck, eines Vokabulars, das er nicht einer begriffsgeschichtlichen Kontrolle unterwarf (besonders auffällig bei „riforma“ und „crisi“) und deswegen missverständlich wirkt, und er blieb natürlich ganz allgemein im Horizont seiner Quellen gefangen. Das hinderte ihn drittens an einer Erklärung für die Ursachen der Stagnation in weiten Teilen Italiens und der Krisen bzw. Revolutionen zunächst an den Rändern Europas und 1789 dann in Frankreich. Da er viertens theoriegeleitete Groß Erzählungen ablehnte, blieb es, vereinfacht ausgedrückt, bei einer Geschichte von Helden und Schurken, und das überzeugt im Zuge der Entideologisierung der Geschichtswissenschaft immer weniger. Viarengo hat eine durchweg überzeugende Biographie vorgelegt. Mit Kritik hält sich der langjährige Weggenosse durchaus zurück bzw. er verbirgt sie hinter dem Referieren von Meinungen Dritter, das gegen Ende des Buches immer mehr Raum einnimmt. So wird schließlich auch der Paradigmenwechsel der Geschichtswissenschaft seit den 1970er Jahren deutlich, der zuletzt selbst das mehr als andere Kulturen geistesgeschichtlich geprägte Italien erfasst hat. Venturis „*storia senza additivi*“, von der sein Freund Diaz bewundernd sprach (S. 307), die scheinbar voraussetzungslose und deshalb schon objektive Geschichte, stößt seit dem *linguistic turn* auf große Vorbehalte. Eine Globalgeschichte des italienischen Reformismus müsste darum heute anders geschrieben werden, aber das mindert weder Venturis außerordentliche Leistung noch rechtfertigt dieser Vorbehalt die Unkenntnis deutscherseits.

Christof Dipper

Wolfgang Schieder, Benito Mussolini, München (Beck) 2014 (C. H. Beck Wissen 2835), 128 pp., ISBN 978-3-406-66982-8, € 8,95.

Il volume ripercorre i momenti salienti della biografia politica di Mussolini, senza trascurarne i risvolti psicologici e caratteriali. Al centro dell'analisi è la questione se,

al di là delle eclatanti rotture, non siano individuabili elementi di continuità nel suo percorso politico e personale: in particolare, se la formazione politica e la militanza di Mussolini nel socialismo italiano non abbiano lasciato tracce rilevanti nel suo agire e nella stessa configurazione del regime fascista. Nota giustamente l'A. che già in questa prima fase sono ben presenti alcuni tratti caratteristici della personalità del futuro Duce: l'assenza di un solido retroterra culturale, l'ecllettismo, il volontarismo e la ricerca del successo personale, uniti all'avversione al parlamentarismo, all'uso strumentale della propaganda, al „culto del fatto“ e all'appello spregiudicato alla violenza. Si potrebbe aggiungere che il rapporto agitatorio e manipolatorio con le masse, più che alle tradizioni del PSI, era tributario verso quelle componenti del sindacalismo rivoluzionario destinate a confluire nel nazionalismo e verso le suggestioni della Psicologia delle masse di Gustave Le Bon. Se il passaggio di campo di Mussolini nella destra è databile alla sua esperienza interventista, altrettanto indiscutibile è che dalle „radiose giornate“ del 1915, alla fondazione dei Fasci di combattimento, al fenomeno dello squadristo, si è in presenza di un nuovo „sovversivismo di destra“ rispetto al conservatorismo tradizionale. Esso si sarebbe richiamato al mito della „comunità delle trincee“, alle pulsioni e ai risentimenti degli strati sociali più disparati, all'azione diretta delle masse e all'uso della violenza come metodo abituale di lotta politica. Come osserva l'A., sono qui rintracciabili in germe alcuni caratteri tipici della „dittatura di tipo nuovo“ che il fascismo si avvierà a costruire: e cioè un regime fondato sull'intreccio tra coercizione e consenso, su una alleanza di vertice con le élites tradizionali del potere, ma anche su una mobilitazione plebiscitaria delle masse, al cui interno Mussolini avrebbe svolto un ruolo di mediatore e di garante della stabilità del sistema anche di fronte alle pretese di predominio da parte dallo stesso Partito fascista. Vero è che il carattere personale della dittatura mussoliniana non è separabile da questa complessa e contraddittoria costellazione del potere. D'altra parte, l'affermazione del regime di massa negli anni '30 comportò una crescente instabilità nei rapporti tra le diverse componenti del blocco dominante e aprì la strada a una radicalizzazione totalitaria del regime volta alla fascistizzazione dell'intera società italiana. In questo ambito, come già in precedenti lavori, l'A. sottolinea sia il nesso inestricabile tra politica estera imperialistica, ricerca del consenso e lotta per la „difesa della razza“ e contro i „nemici interni“ alla nazione, sia la centralità dell'incontro e del legame di interazione tra Mussolini e Hitler. Quest'ultimo, lungi dal corrispondere ad un „errore politico“ contingente, corrispondeva alle dinamiche endogene al regime fascista e avrebbe condizionato le scelte di Mussolini fino a ridurlo „prigioniero di se stesso“, nonché a un ruolo sempre più subalterno al suo brutale alleato, con la deriva finale del collaborazionismo di Salò e con tutte le corresponsabilità anche sul piano della partecipazione alla Shoah. Il profilo tracciato dall'A. si distanzia nettamente dalla cornice interpretativa di Renzo De Felice, incentrata sul presunto carattere „debole“ e consensuale della dittatura mussoliniana e sulla sua incomparabilità con il nazionalsocialismo tedesco. Meno condivisibili appaiono le critiche in merito alla mancata „resa dei conti“ con la natura totalitaria del regime fascista rivolte all'intera

storiografia italiana. Le ricerche di Enzo Collotti e, su di un altro versante, di Emilio Gentile sono l'indice di un profondo rinnovamento degli studi sul fascismo italiano che si arricchisce di anno in anno di nuovi contributi di ricerca. Altra cosa è riflettere sugli inquietanti fenomeni di „revisionismo“ che hanno nell'ultimo ventennio inquinato in Italia la sfera pubblica e rimesso in discussione i principi e il carattere antifascista della stessa Costituzione repubblicana. Claudio Natoli

Asfa-Wossen Asserate, Der letzte Kaiser von Afrika. Triumph und Tragödie des Haile Selassie, Berlin (Propyläen) 2014, 415 S., Abb., ISBN 978-3-549-07428-2, € 24,99.

Tafari Makonnen regierte Äthiopien von 1917 bis 1974, und zwar zunächst als Regent neben der Kaiserin Zaudito und nach deren Tod als Kaiser von Äthiopien. In dieser Funktion wurde er unter dem Namen Haile Selassie bekannt, was soviel wie „Macht der Dreifaltigkeit“ bedeutet und Ausdruck der tief religiösen Herrschaftslegitimation des äthiopischen Kaiserreiches war. Unterbrochen wurde diese lange Periode durch die italienische Eroberung des Landes, worauf Äthiopien dem faschistischen Regime einverleibt und zusammen mit den italienischen Besitzungen Eritrea und Italienisch Somaliland zur Kolonie „Italienisch Ostafrika“ zusammengefasst wurde. Diese Entwicklung führte Haile Selassie zunächst ins Exil nach England, bis er 1941 zusammen mit den Truppen des britischen Commonwealth in die Heimat zurückkehren und nach und nach seine Herrschaft wieder installieren konnte. Haile Selassie begegnet dem Leser als Machiavellist im Kampf um die Macht, als hervorragender Außenpolitiker und als absolutistischer Herrscher, der es nicht vermochte, sein paternalistisches System der Machtausübung den sich wandelnden Erfordernissen des 20. Jh. anzupassen. Da der äthiopischen Kaiseridee die dynastische Thronfolge fremd war, konnte jeder Prinz mit entsprechender Abstammung seinen Anspruch auf den Thron geltend machen. Tafari Makonnen setzte sich in einem lange andauernden und schließlich in einem Bürgerkrieg kulminierenden Machtkampf gegen seinen Vetter Lij Iyasu durch, den sich der 1913 verstorbene Kaiser Menelik II. als Nachfolger gewünscht hatte. Einen großen außenpolitischen Erfolg konnte Tafari Makonnen verzeichnen, als die Vollversammlung des Völkerbunds am 28. September 1923 einstimmig für die Aufnahme Äthiopiens in ihre Reihen votierte. Daran knüpfte er die vergebliche Hoffnung, die Teilnahme an einem System der kollektiven Sicherheit würde das Land vor den Ansprüchen europäischer Kolonialmächte – insbesondere von Italien – schützen. Nach dem Sieg über Italien gelang es Haile Selassie, sich aus der Umklammerung der Briten zu lösen, die Äthiopien zunächst den Status eines Protektorats zu geben versuchten. Anschließend vertrat er die Politik, sich „nicht einer einzigen Schutzmacht auf Gedeih und Verderb auszuliefern, zwischen verschiedenen Parteien zu lavieren und womöglich den einen gegen den anderen auszuspielen“ (S. 300 f.). Schließlich erlangte Haile Selassie im Zuge des Entkolonialisierungsprozesses auf dem afrikanischen Kontinent und der Vorgeschichte der Afrikanischen Union (AU) großes Ansehen

und erhebliche Bedeutung. Innenpolitisch war er hingegen zu keinerlei substanziellen Änderungen seines absolutistischen Herrschaftssystems bereit. So kam es unter dem Eindruck einer großen Hungerkatastrophe zur Offiziersverschwörung der *Derg* (wörtlich: „Koordinationskomitee“), die ihn stürzte und in eine marxistisch orientierte Terrorherrschaft mündete. Eine Voraussetzung dafür hatte er selbst geschaffen und damit vorerst seine Macht gefestigt und das Land vom Feudalismus in den Absolutismus geführt: Haile Selassie hatte die erste nationale Armee des Landes gegründet und damit die Macht der Fürsten, der *Ras*, wie sie in Äthiopien hießen, zurückgedrängt. Neben der Schuld an der Hungerkatastrophe und persönlicher Bereicherung warfen die *Derg* Haile Selassie vor, dass er 1936 durch seinen Gang ins Exil das Land verraten habe. Allem Anschein nach wurde Haile Selassie schließlich auf Betreiben der *Derg* mit einem Kopfkissen erstickt. Die vorliegende Biographie wurde von Haile Selassies Großneffen verfasst, der seit langem als Autor und Unternehmensberater in Frankfurt a. M. lebt, also keine wissenschaftliche Laufbahn im engeren Sinn eingeschlagen hat und für sein Werk auch keinen wissenschaftlichen Anspruch erhebt. Zu Unrecht, da der Autor auf einer soliden Literatur- und Quellenbasis stets wissenschaftlich sauber argumentiert und seinen Forschungsgegenstand mit kritischer Distanz beleuchtet. Die Quellenlage erweist sich dennoch als lückenhaft, nicht zuletzt weil im Zuge der Revolution der „*Derg*“ von 1974 viele Dokumente verloren gegangen sind. Außerdem war Haile Selassie ein sehr verschlossener Herrscher, wie der Autor aus der Literatur zitierte: „Er vermied es, schriftliche Berichte über das, was er tat, anzufertigen, und machte sich niemals Notizen: Nur seine abschließende Entscheidung wurde zu Protokoll gegeben.“ (S. 243) Das ist freilich nicht dem Autor anzulasten, der ein hervorragendes Buch geschrieben hat, dessen Lektüre sehr zu empfehlen ist.

Michael Thöndl

Paul Corner, *The Fascist Party and Popular Opinion in Mussolini's Italy*, Oxford (Oxford University Press) 2012, X, 302 S., ISBN 978-0-19-873069-9, £ 65; traduzione italiana: Fabio Degli Esposti, *Italia fascista. Politica e opinione sotto la dittatura*, Roma (Carocci) 2015 (Frecce), 390 S., ISBN 978-88-843-07656-7, € 28.

Christopher Duggan, *Fascist Voices. An Intimate History of Mussolini's Italy*, London (The Bodley Head) 2012, XXII, 528 S., ISBN 978-1-847-92103-1, GBP 25; italienische Ausgabe: *Il popolo del Duce. Storia emotiva dell'Italia fascista*, traduzione di Giovanni Ferrara degli Uberti, Roma-Bari (Laterza) 2013 (Robinson/Lecture), XXI, 528 S., ISBN 978-88-581-0934-2, € 24.

In der nicht abreißen Serie von Publikationen zur Geschichte des italienischen Faschismus verdienen die beiden hier besprochenen Studien britischer Historiker besondere Aufmerksamkeit. Beide Bücher, die 2012 erschienen und jetzt auch in italienischer Übersetzung vorliegen, erheben Anspruch auf eine originelle, innovative

Interpretation des Faschismus auf der Grundlage eigenständiger Quellenforschung. Insbesondere Christopher Duggan erhielt im englischen Sprachraum viel Beifall. Ruth Ben-Ghiat etwa lobte das Werk als bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Alltagserfahrungen ‚gewöhnlicher‘ Italiener und Italienerinnen unter dem Faschismus (Times Higher Education, 10. 1. 2013). Richard Evans pries das Buch in der London Review of Books (7. 2. 2013) als „pathbreaking study that everyone interested in Fascism, or in Italy past and present, should read“ und war als Mitglied der Jury mit verantwortlich für seine Auszeichnung mit dem renommierten Wolfson Prize for History 2013. Die Zustimmung zu Corners Buch beschränkte sich dagegen auf historische Fachzeitschriften und wurde kaum in den Feuilletons einflussreicher Tageszeitungen geäußert. Das „Journal of Modern Italian Studies“ (JMIS, Bd. 19, Nr. 5, 2014, S. 665–683) lud Emilio Gentile als prominenten italienischen Faschismushistoriker zu einem Review essay zu beiden Bänden ein und druckte die Kritik Gentiles zusammen mit Stellungnahmen der beiden Autoren und einer abschließenden Replik Gentiles ab. Die vom JMIS publizierte Debatte belegt nicht nur die Bedeutung, die den Büchern eingeräumt wird. Sie illustriert auch manche weiterhin wirksamen nationalen bzw. sprachlich-kulturellen Eigenheiten, wenn nicht Verengungen eines zumindest dem Prinzip nach internationalen Forschungsfeldes wie der Geschichte des italienischen Faschismus. Während der NS-Spezialist Evans, von dem man kaum eine Kenntnis der italienischsprachigen Faschismushistoriographie erwarten kann, pauschal die massiven Defizite einschlägiger Arbeiten zum faschistischen Italien gegenüber einer Fülle von Forschungen zum Verhältnis ‚gewöhnlicher‘ Deutscher zur nationalsozialistischen Diktatur moniert, verweist Gentile auf die Leistungen der italienischen Geschichtsschreibung auf diesem Gebiet. Sein Urteil zu Duggan fällt eindeutig aus: „As an ‚intimate history of Mussolini’s Italy‘, Duggan’s book does not add anything to our knowledge of the feelings and emotions of the men and women living under Fascism“ (JMIS, S. 668). Corner dagegen bringt er mehr Anerkennung entgegen, markiert aber einen klaren Dissens in Fragestellung und Thesen. Duggan will mit seiner Studie eine Geschichte der Erfahrungen und Gefühle der breiten Bevölkerung von der Gründung der faschistischen Bewegung bis zum endgültigen Ende des Regimes mit dem Tod Mussolinis schreiben. Zu diesem Zweck hat er ca. 200 veröffentlichte und v. a. unveröffentlichte Tagebücher ausgewertet und zitiert einen kleinen Ausschnitt aus den umfangreichen Beständen von Briefen an Mussolini aus der Sektion *Segreteria Particolare del Duce* unter der Rubrik *Sentimenti per il Duce*, vornehmlich aus den späten dreißiger und ersten Kriegsjahren, im Zentralen Staatsarchiv in Rom. Kritiker wie Gentile haben zu Recht auf die von ihrem Umfang sowie von ihrem sozialen Horizont her sehr eingeschränkte Quellengrundlage hingewiesen. Was mindestens ebenso sehr ins Gewicht fällt, ist die verschwommene Begrifflichkeit Duggans, mit der er seine Quellen auswertet und die zwischen „Erfahrung“, „Gefühlen“, „Alltag“ und „popular opinion“ changiert. Diese Unschärfe betrifft auch andere zentralen Konzepte wie „Glaube“ und „Religion“, die in einer gewissen Beliebigkeit auf komplexe Forschungsdiskussionen wie den Faschismus als „politische Religion“ oder den „Kult

des Duce“ bezogen werden. Vor allem jedoch stellt Duggan seine „fascist voices“ nicht ins Zentrum seiner Analyse, sondern flicht sie vielmehr in ein breites, anekdotenreiches Panorama der Geschichte des Faschismus, das dadurch an Farbe und Anschaulichkeit gewinnt, in der Tat aber kaum mit den versprochenen neuen Erkenntnissen aufwarten kann. Das Leitmotiv dieser „intimate history“ des Faschismus ist die Strahlkraft des „Mythos des Duce“, die auch dessen vorgebliche ideologische Hohlheit überdeckt. Dieser emotionalen Dimension des Regimes möchte Duggan in einer biographischen Collage unbekannter und bekannter Mussoliniverehrer und –verehrerinnen sowie einiger Antifaschisten auf den Grund gehen und verfolgt ihre Nachwirkungen bis in seinen Epilog zur aktuellen Duce-Verehrung an dessen Grab in Predappio. Der Erfolg des Buches im angelsächsischen Sprachraum ist, so kann man vermuten, diesem geschickt orchestrierten, wenn auch in der Substanz fragwürdigen biographischen Zuschnitt, seiner Fokussierung auf Mussolini, dessen Liebesleben nicht zu kurz kommen darf, dem breiten verhandelten Themenspektrum und seiner guten Lesbarkeit zu verdanken. Corner hingegen bietet eine klar konzipierte, stringent argumentierende, auf einer breiten Quellengrundlage fußende Studie, die das Verhältnis von Bevölkerung und Regime in der Provinz in Spannung zur nationalen Ebene in den Blick nimmt. Im Unterschied zu Duggan, der mit seiner Argumentation die Logik des Duce-Kults reproduziert, steht Mussolini bei Corner, der klar zwischen dem bereits von Zeitgenossen konstatierten *mussolinismo* und dem Faschismus als „totalitärem“ Projekt unterscheidet, eher im Hintergrund, keineswegs in der Position eines quasi allmächtigen Diktators. Anders als Duggan spricht Corner dem Faschismus einen festen ideologischen Kern zu, d. h. das der faschistischen Partei übertragene Vorhaben, die „amorphe“ Masse der Italiener und Italienerinnen in eine geschlossene nationale Gemeinschaft von „Gläubigen“ zu verwandeln. Dies sind, wie man unschwer erkennen kann, keine originellen Positionen. Die Leistung Corners liegt vielmehr in seiner Institutionen- mit Ideologie- und Sozialgeschichte verknüpfenden Untersuchung des „Faschismus in der Provinz“, wie sie in dieser grundlegenden Form, im Unterschied zum Nationalsozialismus, bislang noch nicht vorgenommen wurde. Die Provinz, die vielfältigen regionalen und lokalen Welten Italiens, stellen in Corners Augen die gesellschaftliche Arena dar, wo die Umsetzung des von Rom aus propagierten Projekts verhandelt und entschieden wird. Die Bilanz ist ernüchternd: Den hochgreifenden Zielen des Regimes stehen die Realitäten vor Ort gegenüber, die nach Ausweis der Quellen, einer Fülle von Berichten, Briefen und anderen Dokumenten von Spitzeln und Informanten, Polizei, Präfekten und anderen Instanzen des Regimes über weite Strecken geprägt ist durch interne Rivalitäten und Machtkämpfe, *beghismo* und *factionalism*, die das Streben nach nationaler Geschlossenheit und den Traum vom neuen „faschistischen Menschen“ konterkarieren, in Verbindung mit einer ausufernden Bürokratisierung zu Apathie und Lähmung führen und gegen Ende der dreißiger Jahre unter dem Vorzeichen von Wirtschaftskrise und wachsender Delegitimierung zu „Kannibalismus“ und „Selbstzerstörung“ des Regimes noch vor dem Eintritt in den Zweiten Weltkrieg führen. Die durch vielfältige

Formen von Zwang und Kontrolle erzeugte Konformität, die Priorisierung von Hierarchie, Disziplin und Gehorsam, wodurch im Unterschied zur NS-Diktatur kein Raum bleibt, von den mittleren und unteren Ebenen aus dem „Duce entgegenzuarbeiten“, prämiieren *esteriorità*, einen veräußerlichten, schier unermüdlichen Aktivismus, eine massenhaft demonstrierte Zustimmung zum Regime ohne eine hinreichend stabile ideologische Verankerung. Duggan bietet in seinem Kapitel zum Kampf des faschistischen Regimes gegen die Mafia eine anschauliche Fallstudie zu Corners Thesen. Dieser lässt mit seiner fast teleologischen Ausrichtung auf das Scheitern des Faschismus allerdings wichtige Fragen offen. Bis heute sind gerade im lokalen Bereich vielerlei Hinterlassenschaften der Diktatur, eine Fülle öffentlicher Bauten und ehrgeizige urbanistische Anlagen, sichtbar. Diese zeugen von Investitionen, die mehr darstellen als Überreste einer einstmals mehr oder weniger strahlenden Fassade des Regimes. Corners Grundthese ist fixiert auf die „implicit contradiction between the centrifugal anti-political movement of the provinces and the attempt to create a rigid, vertical, centralized party-structure in Rome“ (S. 60). Mit seiner Analyse eines von lähmenden Machtkämpfen gekennzeichneten „unpolitischen“ Lokalismus stellt er Mussolinis Italien in bislang kaum erhellte Kontinuitäten zu prä- und postfaschistischen Zeiten. Während Duggan sich allzu vorbehaltlos dem Duce-Mythos verschreibt, blendet Corner jedoch die dialektischen Wechselspiele zwischen Zwang und Attraktion aus, die dem Regime erst eine gewisse Überlebensfähigkeit für das *Ventennio* bescheren konnten. Dennoch: Wenn eine Studie das überschwängliche Lob von Richard Evans verdient hätte, so ist es nicht Duggans „Fascist voices“, sondern Paul Corners Untersuchung des Faschismus in der Provinz.

Martin Baumeister

Matteo Millan, *Squadrisimo e squadristi nella dittatura fascista*, Roma (Viella) 2014 (1 libri di Viella 183), 308 pp., ISBN 9788867283125, € 26.

Cosa successe allo squadrisimo dopo la marcia su Roma? È questa la domanda a cui il libro di Millan offre un'esaustiva risposta attraverso l'analisi di documenti di polizia, fascicoli processuali dei collaborazionisti e scritti privati come diari e memorie. Con un'ottica diacronica, l'A. segue l'evolversi, nel corso del ventennio, della violenza come ideologia, cultura politica e prassi di azione. In questa analisi lo squadrisimo assume il ruolo di attore principale, un attore capace di adattarsi a seconda dei tempi, di modulare l'intensità della violenza, di trasformarsi in forme diverse per conservare i legami interni, la propria organizzazione e evitare di essere sciolto o di essere inserito nella Mvsn (interessanti alcuni casi di „metamorfosi“ di squadre di camice nere in circoli calcistici, polisportive o circoli rionali) restando, però, ramificato in modo profondo. Lo squadrisimo non è solo criminalità o devianza sociale: è una forma mentis e un modo di vivere in cui entrano in gioco anche questioni soggettive, interessi privati, clientelismi. Se lo squadrisimo è di lunga durata, di lunga durata è la violenza che costituisce per il fascismo italiano (ma il discorso si potrebbe allargare

ad altri contesti europei di questo periodo, su questo si rimanda al recente „Políticas de la violencia. Europa, siglo XX“, a cura di Javier Rodrigo) non solo uno strumento per raggiungere un obiettivo politico, ma un „valore in sé e pratica fondamentale nel plasmare identità individuali e collettive“ (p. 11). Mussolini capisce subito dopo la marcia su Roma che l'unica forza su cui può contare sono le squadre: nasce perciò la Mvsn nel segno di una normalizzazione che non significa ripristino della legalità ma un utilizzo sistematico e continuo della forza sia per reprimere l'antifascismo sia per rafforzare il consenso di chi lo esprime già, nonché per ribadire la fedeltà e rievocare sistematicamente l'entusiasmo degli spiriti più esaltati. Le violenze post marcia contro amministrazioni comunali e provinciali non fasciste diventano all'ordine del giorno. Le bastonature, i pestaggi, le torture, gli omicidi delle camice nere producono assuefazione alla violenza e una sorta di tacita accettazione, almeno, di una parte della società; al tempo stesso, come suggerisce l'A., la continua violenza offre una giustificazione all'adozione di misure governative sempre più repressive. Lo squadristo non subisce una battuta di arresto quando nel 1926 viene ridimensionato il potere dei ras locali (non certo per l'uso che essi facevano della violenza ma per il potere che avevano in sede locale) con l'abolizione dell'elettività delle cariche a favore della nomina, o quando alcuni sono assegnati al confino con fine rieducativo (scopo che viene raggiunto finendo per rendere connessi ai meccanismi del potere dei professionisti della violenza), o quando alcuni subiscono le epurazioni all'interno del partito (un esempio su tutti Giampaoli a Milano). Lo squadristo dimostra di resistere adattandosi e inserendosi organicamente all'interno dello stato-partito e, dalla fine degli anni Trenta fino alla tragica esperienza saloina, quasi rivive una seconda vita: emblematica la vicenda di Onorio Onori che da comandante della squadra d'azione „La Disperata“ del 1921 sarà comandante della brigata nera Garibaldi responsabile di un eccidio nei pressi di Sondrio nella primavera del 1945. La tesi è bene argomentata e il libro si apprezza anche per una scrittura agile che lo rende di facile lettura. Sebbene l'A. sia consapevole, come scrive nell'introduzione, di avere limitato la ricerca al contesto centro-settentrionale, sarebbe stato interessante fare un discorso che riguardasse anche lo squadristo meridionale, in generale meno studiato. Speriamo che ciò possa essere la pista per una futura ricerca.

Camilla Poesio

Vittorio Foa, Aldo Natoli, Dialogo sull'antifascismo, il PCI e l'Italia repubblicana, Roma (Editori Riuniti University Press) 2013, 303 S., ISBN 9788864731308, € 23.

In der Mitte des Übergangs von der *Prima* zur *Seconda Repubblica* regt Vittorio Foa (1910) Aldo Natoli (1913) in einem sehr informellen, doch nie oberflächlichen Gespräch dazu an, sein Leben zwischen 1930 und 1970 darzustellen. Herausgekommen sind Reflexionen über 40 Jahre Geschichte Italiens zwischen den zwei Politikern und Intellektuellen, die zu dieser Zeit (1994) zusammen mit der Publikation des Bandes „Il Registro. Carcere politico di Civitavecchia 1941–43“ beschäftigt waren.

Beide Autoren sind Zentralfiguren der italienischen Arbeiterbewegung gewesen: Foa, Widerstandskämpfer in Giustizia e Libertà und im Partito d'Azione, später CGIL-Hauptfigur in Turin und Mitglied des PSI und des PSIUP; Natoli, Antifaschist in den 30er Jahren, PCI-Mitglied ab 1943, später Leiter der Massenarbeitssektion der Partei, seit 1956 Protagonist eines latenten Konflikts mit der Partei, aus der er 1969 „aus links“ austrat, um die Zeitschrift „Il Manifesto“ zu gründen. Natolis Tätigkeit innerhalb der Partei ist der rote Faden des Buches und bietet die Gelegenheit andere Themen zu besprechen: Wirtschaftsfragen und Arbeiterkämpfe vor allem, aber auch internationale und italienische Politik: Faschismus und Hafterfahrung, Widerstand, Verhältnis der italienischen Linken zur Sowjetunion und zur internationalen kommunistischen Bewegung usw. Das Buch gliedert sich in sieben Kapitel, die chronologisch die Zeitspanne 1930–1970 behandeln. Im ersten Kapitel diskutiert Natoli seine Erfahrung als antifaschistischer Medizinstudent in den 30er Jahren und als Widerstandskämpfer seit 1943 in Rom. In der Mitte steht die Gründung und die Tätigkeit der antifaschistischen Gruppe, welche um Bruno Sanguinetti, wichtige doch vergessene Figur der italienischen Linken, entstand. Die Biographien von Natoli und Foa sind zu dieser Zeit sehr weit auseinander, und Foa ist in der Lage sehr interessante und kontroverse Themen aufzuwerfen. Hervorzuheben ist die Haltung der Gruppe vor dem Molotow-Ribbentrop-Pakt, der eine Krise des kommunistischen Antifaschismus bedingt. Die nächsten Kapitel beschäftigen sich mit der frühen Nachkriegszeit, als die Kommunistische Führung unter Togliatti eine Massenpartei (*il partito nuovo*) in der neuen italienischen Republik gründete. In diesem Teil stehen hauptsächlich ökonomische Themen im Mittelpunkt. Die Erlebnisse der Autoren fließen hier ein, da beide sich jetzt für Politik als Beruf entscheiden. Sehr interessant sind die verschiedenen Interpretationen des Kapitalismus: während Natoli eine Krise des Kapitalismus im marxistischen Sinne erwartet, konzentriert sich Foa realistischerweise auf die neuen Bedingungen, die mit dem „Wirtschaftswunder“ der 50er Jahre anfangen. Höchst interessant sind auch die Seiten, die sich mit der *democrazia progressiva* beschäftigen, wie auch die Darstellung der Arbeiterkämpfe von Natoli, zu dieser Zeit auch Sekretär der KP im Lazio. Der Kontrast zwischen Natoli und der Partei ist der Inhalt der nächsten Teile, die die Zeitspanne 1956–1970 beschreiben. Wendepunkte dieses Kontrastes sind die Ereignisse des Jahres 1956 im Ostblock; das Jahr 1965, als sich Natoli nach einer Reise in die Sowjetunion, China und Vietnam dem Maoismus näherte, und die Jahre 1968–1969, als es endlich zum Ausschluss aus dem PCI kam, nach dem Versuch eine linke Fraktion innerhalb der Partei zu bilden. Im Hintergrund der Auseinandersetzung steht nicht nur die internationale Politik, sondern auch die neue Ära des *centrosinistra* und die damit verbundenen Wirtschaftsfragen (*ristrutturazione*). Die Diskussion zwischen Natoli und Foa bildet aus mehreren Gründen ein höchst interessantes Werk der *oral history*, nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Tatsache, dass der Ton der Autoren niemals rückblickend oder selbstabsolutarisch scheint. Zu betonen ist auch die editorische Arbeit von Claudio Natoli und Anna Foa, die die Aufnahmen des Gesprächs ausgearbeitet

haben und einen interessanten Bildanhang, sowie ein nützliches biographisches Lexikon beigelegt haben.

Francesco Leone

Mario Avagliano/Marco Palmieri, *Vincere e vinceremo! Gli italiani al fronte 1940–1943*, Bologna (Il Mulino) 2014 (Biblioteca storica), 376 pp., ISBN 978-88-15-25360-6, € 25.

Nel quadro degli studi storici italiani dedicati alla Seconda Guerra Mondiale l'aspetto ideologico-politico, ed anche morale e psicologico dei soldati, è rimasto sempre piuttosto in ombra. Nelle analisi delle operazioni, ovvero negli studi classici di storia militare, il fatto che il Regio esercito italiano fosse agli ordini di un dittatore, e che avesse dovuto subire, volente o nolente, l'influenza ventennale del regime fascista, viene considerato come un fattore ininfluenza. Soprattutto i pur necessari, e spesso fondamentali, volumi curati dall'Ufficio storico dello Stato maggiore dell'Esercito, hanno risentito fortemente dell'interpretazione proveniente dalla ampia memorialistica pubblicata nel dopoguerra dai maggiori protagonisti dell'epoca, in primis il generale Giovanni Messe, secondo i quali l'unico dovere di un militare era quello di „marciare“, ovvero obbedire agli ordini senza doversi preoccupare di altro che servire il proprio paese. Impostazione ineccepibile, dal punto di vista logico, ma anche una comoda scusa per evitare di dover essere accusati di essere stati complici di una dittatura e di una guerra di aggressione. Negli ultimi anni una generazione di storici ha cercato di analizzare più approfonditamente il rapporto esercito-fascismo, e soprattutto il ruolo del Regio esercito nella guerra dell'Asse, approfondendo quindi il tema dei crimini di guerra con risultati sorprendenti. Per quanto riguarda invece l'argomento dei sentimenti e delle sensazioni dei soldati al fronte, gli studi sono stati meno numerosi. I lavori di Simona Colarizi (*L'opinione degli italiani sotto il regime 1929–1943*) del 1991, si concentra, per quanto riguarda gli anni della guerra, soprattutto sul fronte interno. Tra i volumi dedicati espressamente ai militari, si segnalano quello di Pietro Cavallo (*Italiani in guerra. Sentimenti e immagini dal 1940 al 1943*) del 1997, e quello curato da Nicola Labanca e Giorgio Rochat (*Nicola Labanca e Giorgio Rochat (Il soldato, la guerra e il rischio di morire)*) del 2006. Il libro di Mario Avagliano e Marco Palmieri si propone quindi di approfondire l'argomento della storia „emotiva“, „ma anche politica e ideologica“ (p. 12), della guerra italiana fino all'armistizio, attraverso un vasto repertorio di fonti che vanno dalle lettere censurate, ai diari, alle relazioni dei carabinieri e della polizia. Il testo si dipana secondo un racconto cronologico e tematico. I primi due capitoli coprono grosso modo i primi due anni di guerra, dalla dichiarazione all'autunno del 1942, quando l'illusione della vittoria era ancora piuttosto radicata nei soldati. I tre capitoli centrali sono dedicati invece ai temi più controversi e complessi: la guerra ideologica in Russia, il consenso verso il fascismo e la sua guerra, i crimini di guerra. Il sesto ed il settimo analizzano il rapporto dei militari con il fronte interno e il tracollo della fiducia nei confronti del

regime a partire dalla fine del 1942. Il quadro che emerge dalla ricostruzione dei due autori è piuttosto diverso da quello che i militari stessi hanno cercato di far passare nella memoria pubblica dopo la guerra. I soldati italiani, lungi dall'essere „neutrali“ e di combattere perché obbligati o per senso del dovere, si rivelano da questa ricostruzione come dei militari fortemente favorevoli alla guerra e soprattutto particolarmente sensibili alla propaganda fascista. I temi della guerra ideologica, soprattutto in URSS, vengono interiorizzati dai fanti italiani che sono convinti di combattere una crociata ideologica nella quale il tema della guerra cristiana contro i bolscevichi atei e giudei si mischiava con la volontà fascista di distruggere il comunismo. L'enorme mole di documenti presentati dai due autori rappresenta quindi un contributo notevole alla conoscenza della guerra italiana fino all'8 settembre 1943, e rappresenta uno stimolo ad approfondire molte altre tematiche. Ad esempio: quale ruolo giocava la monarchia nell'immaginario dei militari italiani che, comunque, giuravano sempre fedeltà ai Savoia? Quali erano le differenze tra i „soldati politici“ inquadrati nei battaglioni di Camicie nere e i soldati dell'esercito regolare? Qual'era, se c'era, il divario ideologico tra gli ufficiali e la truppa? Esisteva una diversità tra le varie armi (aviazione, marina, esercito, milizia)? Insomma all'interno del quadro generale tratteggiato da questo libro, i temi da approfondire rimangono ancora numerosi. Amedeo Osti Guerrazzi

16 ottobre 1943. La razzia degli ebrei di Roma. Catalogo della mostra, Roma, Complesso Monumentale del Vittoriano, 16 ottobre–30 novembre 2013, a cura di Marcello Pezzetti, Roma (Gangemi) 2013, 271 S., Abb., ISBN 978-88-492-2733-8, € 20.

Am 16. Oktober 2013 jährte sich zum 70. Mal die furchtbare Razzia auf die in Rom lebenden Juden, die 1943 durch die nationalsozialistische Besatzungsmacht verhaftet wurden. 1022 Menschen wurden per Zug vom Bahnhof Tiburtina nach Auschwitz deportiert, 149 Männer und 47 Frauen auf der Rampe für die KZ-Sklavenarbeit selektiert, während die übrigen 826 unmittelbar nach ihrer Ankunft in den Gaskammern von Birkenau ermordet wurden. Nur 16 der Deportierten überlebten. Die jüdische Gemeinde in Rom umfasste damals etwa 8000 Seelen, insofern gelang es einem großen Teil der Verfolgten unterzutauchen und dem Zugriff der deutschen Polizisten zu entgehen. Trotz dieser relativ hohen Rettungsquote war die Razzia in Rom die zahlenmäßig größte unter den Deportationsaktionen, die sich unter der NS-Herrschaft in Italien in einer Reihe von Städten ereigneten. Bei dem hier angezeigten Band handelt es sich um den Katalog einer im Herbst 2013 im Vittoriano gezeigten Ausstellung zum Thema des 16. Oktober 1943. Er enthält Faksimiles aller in der Ausstellung gezeigten Objekte, zumeist Dienstpapiere, Fotos, Briefe, Bücher; Reaktionen der jüdischen Gemeinde, der italienischen Bevölkerung, ausländischer Beobachter. In chronologischer Abfolge wird die Geschichte der Juden Roms vom ersten vorchristlichen Jahrhundert bis zur Emanzipation behandelt, über ihre Einsperrung ins Ghetto seit 1555 bis zur Auflösung desselben mit der Eingliederung des Kirchenstaats in das neue

Königreich Italien 1870. Ein weiteres Kapitel erzählt die Zeit von 1870 bis zum Erlass der antisemitischen Gesetze 1938, die jede Hoffnung auf eine endgültige Integration der Juden in den Nationalstaat zunichtemachten und die als demütigende Beschneidung ihrer staatsbürgerlichen Rechte gerade deswegen besonders empfunden worden waren, weil die Juden im Ersten Weltkrieg und dann in der Zeit des Faschismus erst eine vielfach nationalpatriotische, dann eine profaschistische Einstellung bewiesen hatten. Der Verlust der staatsbürgerlichen Rechte, das Abgleiten in wirtschaftliche Not und die sinnlose Zwangsarbeit stehen im Zentrum des Abschnitts über die Jahre 1938 bis 1943. Der Hauptteil der Ausstellung ist jedoch nicht der italienisch-faschistischen Verfolgung der Rechte, sondern dem Angriff auf das Leben der Juden unter deutscher Besatzung gewidmet. Der Razzia vom 16. Oktober, der die Erpressung von 50 kg Gold ebenso vorausging wie der Raub der jüdischen Bibliotheken sowie der Liste der Steuerzahler der Gemeinde, ist der größte Teil des Bandes gewidmet. Bemerkenswert ist vor allem eine Reihe von Dokumenten zu den deutschen Tätern, die teilweise sogar mit Foto abgebildet werden. Es handelt sich um die Einheit des Hauptmanns der Ordnungspolizei Emil Seeling, der die Kompanien der Ordnungspolizei in Rom kommandierte, um die Einheit Horstkotte sowie um Angehörige von Kapplers römischem Außenkommando der Sicherheitspolizei. Einige der Täter waren schon von der bundesdeutschen Staatsanwaltschaft in den 1960er Jahren einvernommen worden, doch ohne juristische Konsequenzen. Dass Eitel Moellhausen unter den Verfolgern abgehandelt wird, ist formal zwar richtig, aber angesichts des (auch gewürdigten) Versuchs des deutschen Konsuls, die Deportation vom 16. Oktober zu torpedieren, nicht überzeugend. Die Abbildungen vieler der jüdischen Opfer und die Namensliste aller Deportierten rekonstruieren eine verschwundene Welt. Für die jüdische Gemeinde war das Ereignis so traumatisch, dass erst Jahrzehnte später eine wissenschaftliche Behandlung einsetzen konnte, deren Ausdruck die Ausstellung von 2013 nebst einer internationalen Konferenz im DHI Rom war. Der Band ist eine Pflichtlektüre für alle, die sich wissenschaftlich mit der Geschichte der Judenverfolgung in Italien beschäftigen.

Lutz Klinkhammer

Roberta Cairoli, *Dalla parte del nemico. Ausiliarie, delatrici e spie nella Repubblica sociale italiana (1943–1946)*, Milano (Mimesis) 2013 (Passato prossimo), 262 pp., ISBN 978-88-5751-203-7, € 20.

Il tema del collaborazionismo fascista con il III Reich durante l'occupazione tedesca sta conoscendo una importante stagione di studi. Per decenni è stato confinato nelle memorie dei fascisti repubblicani oppure nelle ricostruzioni dei protagonisti stessi della Repubblica sociale, con risultati scientifici che si possono immaginare. Soltanto dopo i lavori fondamentali di Pavone (1991) su „Una Guerra civile“, di Ganapini (1999) sulla „Repubblica delle camicie nere“ e di Gagliani (1999) sulle „Brigate nere“, gli studi storiografici hanno abbandonato la sprezzante definizione di „repubblichini“

e hanno approfondito le politiche, le motivazioni, gli ideali e la prassi del fascismo repubblicano. Tra i lavori più recenti (e migliori), si segnalano „Leoni vegetariani“ (2011) di Toni Rovatti, dedicato alla violenza, e quello di Simon Levis Sullam (2015) sui „Carnefici italiani“, testi che si inseriscono in questo filone di studi aprendo delle prospettive nuove ed originali, e prendendo sul serio il ruolo della Rsi nella repressione della Resistenza e nella persecuzione degli ebrei. Il libro di Roberta Cairoli, dedicato alle „Ausiliarie, delatrici e spie nella Repubblica sociale italiana“ analizza il difficile argomento del ruolo femminile nella Rsi: argomento complesso perché praticamente privo di ricerche di riferimento, come si evince dalla robusta bibliografia utilizzata dall'Autrice, nella quale le monografie scientifiche sull'argomento sono soltanto un paio. Inoltre lo scopo del libro non è quello di indagare l'immaginario o gli ideali politici delle fasciste, ma il loro ruolo effettivo quali ausiliarie, delatrici e spie, categorie nelle quali l'Autrice ha suddiviso le fasciste „operative“ nelle forze armate o nelle varie polizie della Rsi. Per far ciò la ricerca si è basata principalmente su fonti dirette, soprattutto quelle giudiziarie, attraverso l'analisi dei processi svoltisi nel dopoguerra. Il primo capitolo, dedicato alle delatrici, inquadra questa categoria di collaborazioniste in tre gruppi: le donne ideologicamente motivate; le donne „comuni“, che non appartenevano ad alcuna formazione della Rsi, e infine le donne vicine al movimento partigiano che per motivi personali, oppure perché arrestate torturate, decisero di passare al nemico. Attraverso l'analisi di decine di processi, l'Autrice giunge alla conclusione che il fenomeno della delazione ebbe „un vero e proprio carattere di massa“ (p. 19), dovuto anche al tracollo morale della società italiana durante la guerra civile. „Il denaro – scrive Cairoli – fu certamente uno dei principali moventi che ispirò le azioni di molte di queste donne che non mancarono di calcolo e di opportunismo per strumentalizzare gli effetti della delazione a proprio vantaggio“ (p. 37), come si evince in maniera particolare dalle delazioni nei confronti degli ebrei, alla quale il libro dedica un lungo paragrafo. Il secondo capitolo, dedicato allo spionaggio anti-partigiano, il ruolo degli Uffici politici investigativi della Guardia nazionale repubblicana (Upi), emerge in tutta la sua importanza. Anche questo è un tema molto poco battuto dalla storiografia, che ha sottostimato la capacità di intelligence della Gnr, vero fulcro della lotta alla Resistenza. Il terzo capitolo, quello probabilmente più riuscito del libro, ricostruisce le azioni delle agenti segrete italiane al servizio del controspionaggio tedesco. In questo caso le fonti utilizzate sono quelle del controspionaggio americano, particolarmente preoccupato per le infiltrazioni oltre le linee di sabotatori e spie nazi-fascisti. L'Autrice ha ricostruito i vari uffici dell'Abwehr tedesco in Italia e i gruppi di fasciste (come la „Centuria del Fascio Crociato“ o le „Volpi Argentate“), che si misero spontaneamente al servizio dei nazisti per compiere azioni oltre le linee del fronte. Il volume, in conclusione, permette di andare oltre i miti e le leggende create nel dopoguerra attorno a questi gruppi attraverso una analisi rigorosa e rigidamente scientifica del ruolo delle fasciste nella guerra civile italiana.

Amedeo Osti Guerrazzi

Koni Weber, *Umstrittene Repräsentation der Schweiz. Soziologie, Politik und Kunst bei der Landesausstellung 1964*, Tübingen (Mohr Siebeck) 2014 (Historische Wissensforschung 1), X, 364 pp., ill., ISBN 978-3-16-153173-6, € 59.

„Una *Wunderkammer* capace di dare le vertigini“: nel 1964, con queste parole l'allora trentaduenne Umberto Eco descriveva l'Expo di Losanna dalle pagine di „Edilizia Moderna“. Il semiologo bolognese, affascinato da ogni singolo aspetto della mostra, continuava a scrivere che l'evento rifletteva la realtà di un „paese di Bengodi“ per la capacità di saper mostrare con disinvoltura ai visitatori tanto le bellezze artistiche e naturali quanto il livello tecnologico raggiunto dalla Confederazione Elvetica. Il risalto dato all'evento dalla stampa periodica italiana dell'epoca rispecchiava la ricezione di un evento che in Italia veniva recepito come un'occasione unica per meglio conoscere una realtà, quella della confinante Svizzera, sovente letta dai più attraverso le dichiarazioni (quando non si trattava di mere „dicerie“) dei *Gastarbeiter*. A rafforzare questo interesse contribuiva la presenza di personalità riconducibili alle comunità italiane residenti nella *Confoederatio Helvetica*, quali l'architetto luganese Alberto Camenzind e il musicante Gianni Trog. Questo clima di euforia creatosi attorno all'evento, fece sottacere tanti altri aspetti, come la discussa iniziativa di matrice governativa finalizzata a compulsare il livello socio-culturale dell'opinione pubblica dei visitatori della mostra provenienti dai cantoni svizzeri. Con la pubblicazione di un libro che mira a ricostruire le vicende e le aspre polemiche legate all'organizzazione e alla diffusione di questionari sulla mentalità e l'identità della Confederazione Elvetica in occasione della mostra a carattere nazionale „Expo 64“, tenuta a Losanna dal 30 aprile al 25 ottobre 1964, lo studioso dell'università di Zurigo Toni Weber presenta una ricerca dai risvolti „insoliti“ per quanti si occupano della natura del rapporto odierno tra la sociologia e i ceti dirigenti dello stato democratico. Nel corso dei sette capitoli che compongono l'opera, il sociologo parte dalla ricostruzione del contesto storico delle fasi preparatorie del questionario, risalenti al 1962, anno nel quale il *Laboratoire d'Anthropologie Sociale* di Parigi, sotto la guida dell'antropologo Isac Chiva, aveva sottoposto ad un campione di 1200 cittadini-tipo della *Confoederatio Helvetica* un questionario inerente sia domande di carattere „generale“, ad es. il modo di intendere la partecipazione politica o l'occupazione del tempo libero, sia questioni di cogente attualità, come quella, frutto del clima politico proprio della „Guerra Fredda“, concernente un'eventuale ingresso della Svizzera nella Unione Europea Occidentale. Particolare rilievo, nella costruzione d'insieme, viene attribuito dall'autore al direttore del teatro di Losanna, Charles Apothéloz, incaricato nel 1963 dal governo federale svizzero di elaborare un progetto da realizzare in una sezione della mostra. In seguito all'intenzione, da quest'ultimo dimostrata, di volere mostrare ai visitatori dell'Expo i risultati del sondaggio in tempo reale per mezzo di apparecchiature computerizzate, aveva inizio una polemica col governo federale dello stato elvetico, timoroso di vedere esposti dei risultati che potessero apertamente contraddire i messaggi a carattere „ufficiale“, miranti a trasmettere l'idea di uno stato fortemente unitario e coeso

intorno ad una rigida etica del lavoro. Inoltre, la regia governativa temeva di essere scavalcata, nel suo ruolo di rappresentante della volontà popolare, dalla conduzione di forme di rilevamento della pubblica opinione che scavalcassero il mandato conferito agli esponenti del parlamento dai risultati elettorali. Risultato di questa contrapposizione tra potere politico e il gruppo di sociologi diretto dall'Apothélos fu la modifica dei testi originariamente formulati dai sociologi ed il divieto di esporli nel corso dello svolgimento della mostra nelle modalità inizialmente formulate. La versione definitiva del questionario, ufficialmente autorizzata dal governo per mezzo del delegato parlamentare Hans Giger, veniva approvata nel dicembre 1963, con il titolo di „Le questionnaire Gulliver“. Come conseguenza di questa decisione, i circa 12 milioni di frequentatori di „Expo 64“ ricevettero un questionario profondamente rimaneggiato rispetto a quello originariamente formulato dal gruppo di lavoro „Un jour en Suisse“. Inoltre, i 580 000 frequentatori che aderirono alla compilazione del questionario ricevettero la comunicazione di risultati miranti a diffondere un'idea di conformità del corpo sociale elvetico, presentato come scevro da lacerazioni sociali e dai drammi che ne conseguivano, in primo luogo l'alto numero dei suicidi. Particolarmente ricca di spunti di riflessione è l'appendice documentaria (pp. 323–342), nella quale viene riportato sia il questionario dell'indagine statistica originariamente formulato dal gruppo di sociologi „Un jour en Suisse“, sia la versione autorizzata, dal titolo già citato di „Le questionnaire Gulliver“. Ad esempio, basterebbe compulsare parte del testo delle due versioni, riportato su due colonne dall'autore a pag. 333, per vedere in cosa consistesse il pesante intervento di revisione: alla domanda nr. 1 „Quel est le devoir principal de l'école?“, una delle possibili risposte da contrassegnare, la risposta 1.5, nella versione originale recitava „lui apprendre à avoir un jugement personnel“ viene sostituita con „lui apprendre à avoir un jugement indépendant“. Chiudono il volume l'inserimento della bibliografia (pp. 343–354) e dell'indice delle persone e delle cose notevoli (pp. 355–364). Analizzando accuratamente le singole fasi dello svolgimento del lavoro dei sociologi, il Weber fornisce un esempio, del tutto inedito in relazione alla storia del rapporto tra sociologia e potere politico nella Confederazione Elvetica, della „concorrenza“ creatasi intorno alle funzioni di *Repräsentativität* e *Repräsentation*. Viene da auspicare che simili forme di indagine servano ad aiutare tanto i politici quanto i sociologi ad utilizzare in maniera responsabile le rispettive funzioni di „rappresentatività“ e „rappresentazione“, entrambe necessarie a comprendere ed interpretare i meccanismi profondi legati al sentire di un corpo sociale. Come nello stesso anno della mostra scriveva lo scrittore zurighese Max Frisch nel suo romanzo „Mein Name sei Gantenbein“: „Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte seiner Erfahrung...“.

Marco Leonardi

András Fejérdy (a cura di), *La Chiesa cattolica dell'Europa centroorientale di fronte al comunismo. Atteggiamenti, strategie, tattiche*, Roma (Viella) 2013 (Bibliotheca Academiae Hungariae. Studia 2), 216 S., ISBN 978-88-6728-151-0, € 22.

Dem den Band prägnant einleitenden Text des Hg. folgt ein kurzer Beitrag von Philippe Chenaux. Er umreißt die Themen des Bandes, doch erscheinen diese im Band nicht derart konturiert wie sie er aufreißt. Doch zeichnet sich die Einführung durch Chenaux Prägnanz aus, und daher hätte eine Erweiterung seiner Ausführungen gut getan. Ob Kirche unter kommunistischer Herrschaft eine Märtyrerkirche war, versucht Jan Mikrut zu ergründen. Mikrut möchte in diesem Zusammenhang die Kategorie *Martyrium* nutzen, die bedrohten Lebensbedingungen der Gläubigen hinter dem Eisernen Vorhang aufzuzeigen. Es gelingt ihm, einzelne Biographien von „echten“ Märtyrern in den historischen Kontext der teilweise lebensbedrohlichen Situationen für Christen einzuordnen. Inwieweit jedoch die Kategorie *Martyrium* als sinnvoller Zugriff erscheint, sollte einer Diskussion unterzogen werden, zumal Mikrut versucht, auch die Gläubigen in der DDR in eine Märtyrerkirche einzuordnen. Antal Molnár geht in seinem quellengesättigten Beitrag auf die Rolle der Jesuiten in der Friktion mit dem Phänomen Kommunismus als Staatsform ein. Molnár schafft es, für die späten dreißiger Jahre, die wesentlichen Debatten präzise herauszuarbeiten. Pal Hat os stellt die wenig beachteten alternativen politischen Konzeptionen in den Satellitenstaaten in den Mittelpunkt. Er kontextualisiert das Wirken des katholisch-ungarischen Politikers Gyula Szekfü über 1945 hinweg und er analysiert die Friktionen mit Kardinal Mindszenty, indem er die unterschiedlichen Zukunftsentwürfe beider Akteure darstellt. So gelingt ihm ein Blick in die Ambivalenz des ungarischen Nachkriegskatholizismus. Dem folgenden Beitrag von András Fejérdy ist es zu verdanken, dass eines der „Heißen Eisen“ der kirchlichen Zeitgeschichte unaufgeregt und analytisch Eingang in den Band findet. Er spürt quellen- und kenntnisreich den Strategien des Vatikans im Umgang mit der kommunistischen Diktatur Ungarns in den sechziger Jahre nach. Er geht dabei der Diskussion nicht aus dem Weg, ob der angestrebte *Modus Vivendi* ein Teil der Problemlösung war, oder ob es, vor der Projektionsfläche einer etwaigen Katakomben-Kirche, Teil des Problems war. Das gleiche „Heiße Eisen“ nimmt auch Ádám Somorjai auf. Im Fahrwasser der Kritik der Vatikanischen Ostpolitik scheint es, dass es ihm nicht vollständig gelingt die notwendige Distanz zu wahren. Allerdings schließt er den Beitrag dann mit einer sehr wichtigen und deutlichen Aufforderung, die nicht immer beachtete Notwendigkeit zur Ambiguitätskenntnis zur Leitlinie der Forschungen zu machen. Stanislaw Wilk unternimmt eine Einordnung des polnischen Kardinals Wyszyński. Er schreibt eine politische Kurzbiographie aus den Augen des Bewunderers. Trotz dieser Nähe entsteht ein Beitrag, der hilft, das Wirken des bedeutsamen Kardinals in den Kontext des kommunistischen Polens einzuordnen. Einen wichtigen Aufsatz steuert Stefano Bottoni bei. Er richtet den Blick der Leser/innen auf ein ebenfalls abseitiges Thema: Die katholische Kirche in Rumänien im Spannungsfeld des Nationalismusvorwurfes und der theologisch-politischen

Friktion mit der Orthodoxen Kirche. Es ist Bottonis Verdienst, dieses Forschungsfeld einem breiteren Publikum zu öffnen. Auch das Einbetten der Ereignisse um eine der wichtigsten Personen der katholischen Kirche in Rumänien (Áron Márton) macht den Beitrag lesenswert. Mit einem zusammenfassenden Abriss richtet Massimiliano Valente den Focus auf Jugoslawien. Er analysiert die Beziehungen zum Vatikan in den fünfziger und sechziger Jahren und stellt die Strategien der handelnden Akteure heraus. Abgeschlossen wird der vorliegende Band mit einer kurzen Vorstellung der Quelleneditionen zu Kardinal Mindszenty von Tamás Tóth und Hironim Focinski. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass András Fejérdy ein wichtiger Beitrag zu (kirchen-)geschichtlich höchst relevanten Themen gelungen ist, auch wenn mit dem vor allem nationalkirchlich-ungarischen Zugriff das von ihm gesteckte Ziel nicht vollständig erreicht wird.

Roland Cerny-Werner

Paolo Rosso, *Negli stalli del coro. I canonici del capitolo cattedrale di Torino (secoli XI–XV)*, Bologna (Il Mulino) 2014 (Collana di studi della Fondazione Michele Pellegrino), 699 S., CD-Rom, ISBN 978-88-15-25149-7, € 50.

In den letzten Jahrzehnten wurden auch in Italien wertvolle Studien zu den Kapiteln namhafter Bischofs- und Kollegiatkirchen vorgelegt. Die Kanoniker eines Domkapitels sorgten vor allem für die würdige Zelebration des Gottesdienstes in der Kathedrale und gewährleisteten geordnete Verhältnisse nach dem Tod eines Bischofs, indem sie den Nachfolger wählten und die Vakanzzeit überbrückten (S. 47). Die genauen, ins 11. Jh. verweisenden Anfänge des Turiner Domkapitels, dessen Geschichte Paolo Rosso in diesem Band aufarbeitet, sind durch Fälschungen des Gelehrten Giuseppe Francesco Meyranesio (1728–1793) verdunkelt (S. 35; eine 2014 erschienene Studie zu Meyranesio von Giovanni Battista Fossati und Alessandro Vertamy konnte von Rosso nicht mehr rezipiert werden). Das Kapitel erhielt mit einem Diplom Heinrichs III. 1047 zur Trennung der Bischofs- von der Kapitelsmensa einen eigenen Rechtsstatus und wirtschaftliche Autonomie (S. 55–67). Der Autor sammelt schon die ersten Namensbelege, die allerdings aufgrund der fehlenden Familiennamen noch wenig Aussagekraft haben. Dabei weist Turin eine bedeutende Überlieferung auf: Notariatsprotokolle gibt es ab 1265 (S. 29) und die *Acta capitularia* setzen schon vor 1300 ein (S. 28). Daneben zieht der Autor normative Quellen wie die Kapitelstatuten und solche von allgemeiner Bedeutung – wie beispielsweise die Vorgaben des III. und IV. Laterankonzils zur Bildung des Klerus (S. 90, 101f.) – heran. Klassisch werden die diversen Wege des Zugangs zum Kapitel untersucht, wobei die Nachfrage päpstlicher Kandidaten vermittelt des kurialen Provisionswesens und von Protegéés weltlicher Fürsten um Turin zunächst überschaubar blieb (S. 158–178). Die Regel war die Kooption, die die örtlichen Eliten aus Landadel und städtischer Oberschicht bevorzugte (S. 178–197). Erst mit der Unterwerfung Turins unter die Herrschaft der Savoyer Grafen 1404 kamen auch mehr Günstlinge des neuen Landesherrn zum Zuge, der sich dafür

sogar auch Provisionsvollmachten vom Papst verleihen ließ. Mit der Gründung der Universität Vercelli 1228 (S. 114 f.) und der Blüte der städtischen Scholae ab dem 12. Jh. (S. 120) wuchsen die Bildungsansprüche auch für die Kanoniker. Der als Universitäts-historiker hervorgetretene Autor zeigt ein besonderes Interesse für die Verquickung von Mitgliedern des Turiner Domkapitels mit den Universitäten, allen voran der 1411 gegründeten Hochschule in der eigenen Stadt (S. 291–343). Ja, eigentlich wird der Bildungssektor bald zum dominierenden Thema des Buches. Auch hierfür erbringt Rosso trotz fehlender Matrikel der italienischen Universitäten ein umfangreiches propographisches Material. Zustatten kommen ihm dabei auch Weiheregister (S. 327 Anm. 116, 351–354), wobei die dort ausgewiesenen *scholares (maiores)* aber keine Studenten waren, sondern die städtischen Schulen besucht hatten (S. 354–360). Mit Akribie werden im gesamten zweiten und letzten Teil Nachrichten zu den Bibliotheken des Domkapitels und einzelner Kanoniker ausgebreitet (S. 383–497). Hier zeigen sich nun allerdings auch die Grenzen der Studie, die kaum Aspekte der religiösen, ökonomischen und sozialen Lebenswelt der Domherren behandelt. Dabei stößt der aufmerksame Leser durchaus auf interessante Befunde, die man noch vertiefen und komparatistisch behandeln sollte. Den Rezensenten interessieren beispielsweise die Grenzgänger zwischen kirchlicher und weltlicher Karriere (S. 135 f.), die das Problem der Realisierung aufwerfen: die Kanoniker und Geistlichen also, die ihre kirchliche Laufbahn für ihren Schulbesuch und ihre Universitätsstudien nutzten, dann aber als Laien auch in höheren Positionen nachweisbar sind. Diese Männer erscheinen in Rossos Buch nur am Rande (S. 163 f., 215, 328, 334), müssen aber – wie ebenfalls in anderen Städten zu beobachten ist – die Spitze eines Eisbergs gebildet haben. Dieser Befund würde auch das Phänomen der Studienförderung über Pfründen (S. 324–336) in ein neues Licht rücken. Der Band wird von einem Dokumentenanhang (vorwiegend für den Buchbesitz von Interesse) beschlossen; ihm ist eine CD-ROM mit akribischen propographischen Einzelnachweisen auf 429 Seiten (plus einer chronologischen Tabelle der Kanoniker) beigegeben.

Andreas Rehberg

Pier Paolo Piergentili, „Christi nomine invocato“. La cancelleria della nunziatura di Savoia e il suo archivio (secc. XVI–XVIII), Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2014 (Collectanea Archivi Vaticani, 97), 1149 S., ISBN 978-88-85042-99-5, € 45.

Der Hauptbestand der Archivalien, die im Vatikanischen Geheimarchiv gesammelt und konserviert sind, besteht aus den an der römischen Kurie direkt entstandenen und weiterhin anfallenden Akten. Hinzu kommen aber noch historische Bestände, die in den bestehenden oder auch aufgelösten Nuntiaturen anfielen und später nach Rom überführt wurden. Es handelt sich um Behördenakten, die nur ausnahmsweise die Diplomatie der Päpste im Rahmen der europäischen Politik betreffen, wie sie in den „Nuntiaturreportagen“ verschiedener Institutionen erforscht und zum Teil ediert

worden sind. Gesammelt sind hier dagegen Zeugnisse jener Aktivitäten der Nuntiaturkanzleien, die sich auf Gratialsachen, Maßnahmen des Spolienrechts und insbesondere die Gerichtsbarkeit bezogen. Das umfangreiche Material war über lange Zeit nicht durch sachgemäße Indices erschlossen. In den vergangenen Jahren ist jedoch viel geleistet worden bei seiner Sichtung und Inventarisierung. So sind inzwischen moderne Indices für die Kölner Nuntiaturn (Michael F. Feldkamp), für die Nuntiaturn in Venedig (Giuseppina Roselli) und für die Nuntiaturn am Kaiserhof (Tomislav Mrkonjic) erschienen. Zu diesen Werken kommt nun ein sehr stattlicher Band hinzu, der das besonders reiche Archivgut der Nuntiaturn in Turin inventarisiert und zugleich eingehende Studien zu seiner Geschichte, zu einer früheren Inventarisierung und zu seiner heutigen Ordnung enthält. Das vorliegende Inventar teilt die Archivalien ein in *Acta* und *Registra* und führt in diesem Rahmen chronologisch angelegte Unterabteilungen ein (*Acta appellationis, cameralia, civilia, criminalia etc., Registra causarum, instrumentorum, introitus et exitus etc.*). Einzelne Faszikel gehen auf die Zeit der Errichtung der Nuntiaturn im Jahr 1560 zurück. In größerer Dichte setzt das Material gegen Ende des 16. Jh. ein und reicht bis zum Jahr 1753, als – nach vorübergehender Schließung der Nuntiaturn von 1701 bis 1740 – deren Gerichtsbarkeit von staatlicher Seite unterbunden wurde. Über die Auflistung der Archiveinheiten hinaus werden zu jedem Aktenbündel zuverlässig Inhalt bzw. Prozeßgegenstand und Namen beteiligter Personen in lateinischer und italienischer Form angegeben. Hinzugefügt sind Aktenbeschreibungen und Hinweise auf Beilagen. In einer instruktiven Einleitung referiert der Bearbeiter die Vorgänge bei der Schließung der Nuntiaturn nach der Gründung des Königreichs Italien und über die weitere Verwahrung der Archivalien, deren Hauptbestand am Ende des 19. Jh. nach Rom kam. Er charakterisiert die einzelnen Fonds, bietet eine Synopse des älteren Index zu dem neuen Inventar und weist auf noch nicht erfaßte Bestände hin. In einer Reihe von beispielhaften Einzelstudien zeigt er ferner Möglichkeiten der Auswertung auf, indem er z. B. den Prozeß um die Absetzung eines Beichtvaters in Asti im Jahr 1657 durch alle Instanzen verfolgt und damit ein Bild der vielfach gestuften jurisdiktionellen Einrichtungen der Zeit gibt. Durch die Heranziehung von vatikanischen Archivalien anderer Provenienz macht er größere Zusammenhänge sichtbar und weist auch nach, wie der Jurisdiktion der Nuntien Grenzen gesetzt waren durch die Einwirkung von Ordensprivilegien und kirchlichen Gerichten unterer und übergeordneter Ebene, deren anders ausgerichtete Interessenlagen Rückverweisungen, widersprüchliche Entscheidungen oder zumindest sehr lange Verfahrenszeiten zur Folge haben konnten. Das Akteninventar bezeugt eindrucksvoll die große Zahl der Appellationen nach Urteilen bischöflicher Gerichte und der Prozesse, die Besitzstreitigkeiten um die Ausübung des den Nuntien übertragenen Spolienrechts der Apostolischen Kammer zum Gegenstand hatten. Es ist offensichtlich, daß die weitere Auswertung dieses inhaltsreichen Quellenmaterials der Forschung guten Einblick nicht nur in manche dramatischen Ereignisse, sondern allgemein in die Geschichte der kirchlichen Jurisdiktion, die Kirchengeschichte der Region und darüber hinaus in die sozialen Verhältnisse im angegebenen Zeitraum

vermitteln könnte. Das Inventar selbst, aber auch die von der stupenden Archivkenntnis des Bearbeiters zeugenden ergänzenden Hinweise bieten dafür Anregungen und wertvolle Hilfe.

Rotraud Becker

Andrea Pennini, „Con la massima diligentia possibile“. Diplomazia e politica estera sabauda nel primo Seicento, Roma (Carocci) 2015 (Studi storici Carocci 236/Studi sabaudi 3), ISBN 978-88-8430-7311-5, € 25.

Das Herzogtum Savoyen lag in der ersten Hälfte des 17. Jh. strategisch gesehen im Brennpunkt der durch den bourbonisch-habsburgischen Antagonismus geprägten europäischen Politik. In diesem dynamischen außenpolitischen Kontext entwickelte Herzog Karl Emanuel I. ambitionierte dynastische, politische und militärische Aktivitäten, deren Hauptziel im Erwerb einer Krone oder zumindest der symbolisch-zeremoniellen Gleichbehandlung mit einem gekrönten Haupt (*trattamento reale*) bestand. Andrea Pennini untersucht in seiner systematisch gegliederten und auf Archivquellen aus Paris, Simancas, dem Vatikan sowie sieben italienischen Archiven basierenden Monographie die Geschichte der savoyischen Diplomatie zwischen dem Frieden von Lyon 1601 und dem Tode Karl Emanuels I. 1630, in der sich der Herzog selbst als zentraler und dominierender Akteur erwies. Der erste Hauptteil widmet sich dem Themenfeld Diplomatie und Dynastie, wobei neben der Heiratspolitik ein Hauptaugenmerk auf Fürstinnen und Fürsten als höfischen und diplomatischen Akteuren liegt. Im Mittelpunkt des zweiten und dritten Hauptteils steht eine strukturelle Betrachtung des diplomatischen Dienstes bzw. des diplomatischen Personals. So werden etwa im zweiten von drei Kapiteln des zweiten Teils als typische Momente diplomatischer Tätigkeit das Instruktionswesen, Reisen und der Empfang am fremden Hof behandelt. Der dritte Hauptteil untersucht in drei Kapiteln die Bedeutung und die Funktionen einzelner Stände in der savoyischen Diplomatie (Klerus, Adel und dritter Stand, hier unter beruflichen Gesichtspunkten vornehmlich Vertreter des Rechts- und Finanzwesens). Ein Anhang bietet schließlich eine Übersicht über die Gesandten Savoyens an den europäischen Höfen von den ausgehenden 1570er Jahren bis 1630. Der Vf. widmet sich vornehmlich ausgewählten Fallbeispielen. Diese exemplarische Herangehensweise geht zu Lasten einer synthetischen Gesamtdarstellung, zumal das Buch keinen Schlussteil hat, in dem die gewonnenen Ergebnisse zusammengefasst und kontextualisiert würden. Insofern stellt sich mehrfach die unbeantwortete Frage, inwieweit die untersuchten Fälle typische Phänomene oder Ausnahmereisungen savoyischer Diplomatie in der ersten Hälfte des 17. Jh. darstellen. Nachteilig wirkt sich das Fehlen eines Quellen- und Literaturverzeichnisses aus. Bei der ersten Nennung eines Titels erfolgt in den Fußnoten eine vollständige bibliographische Aufnahme, bei weiteren Nennungen eine gekürzte Zitierweise ohne genauen Rückverweis auf die Erstnennung. Für die Kapitel des dritten Hauptteils und den Anhang sind die im Inhaltsverzeichnis genannten Seitenzahlen fehlerhaft. Trotz dieser kri-

tischen Einwände liefert das Buch einen wichtigen Beitrag nicht nur zur savoyischen Geschichte und ihrer europäischen Bedeutung, sondern auch zu einer Sozial- und Kulturgeschichte der frühneuzeitlichen Diplomatie, ihren Handlungsmustern und Normen und insbesondere der Rolle und Funktion diplomatischer Akteure vor dem Hintergrund noch wenig ausgeprägter institutioneller Strukturen. Guido Braun

Le carte della chiesa di Sant'Eufemia dell'Isola Comacina (901–1200), a cura di Patrizia Merati, Varese (Insubria University Press) 2014 (Fonti 9), LXII, 633 pp., ISBN 978-88-95362-54-0, € 60.

Il territorio lariano ricoprì lungo tutto il Medioevo – e anche oltre – un ruolo di rilevanza strategica: esso si trovava infatti non lontano dalla sede metropolitana ambrosiana e sulla strada verso l'Europa continentale. Questa direttrice era quindi un importante asse viario tra i territori dell'Italia settentrionale e le regioni immediatamente appartenenti all'Impero romano-germanico. Non va altresì sottovalutato il ruolo del Lago di Como, la cui navigazione rendeva più rapido qualunque itinerario lungo questa direttrice. Nonostante la sua effettiva importanza questa regione non ha ricevuto, tuttavia, un'adeguata attenzione dal punto di vista storiografico, in particolar modo per quanto riguarda le fonti prodotte in questo territorio. Lungo i secoli parte di questa documentazione fu certo edita ma, il più delle volte, solo a corredo di altri studi. Si prendano come esempio le carte trascritte in appendice ai volumi della monumentale „Storia di Como“ di Giuseppe Rovelli. L'imponente edizione di Patrizia Merati delle carte della chiesa di Sant'Eufemia dell'Isola Comacina è quindi meritevole soprattutto per due ragioni: la prima per la vasta mole documentaria censita ed edita (278 documenti redatti tra il 901 e il 1200 – appendici comprese); la seconda, conseguente alla prima, per avere così contribuito ad illuminare una considerevole parte della documentazione prodotta in area comasca, in gran parte ancora inedita. Nella premessa di Paolo Grillo al volume è ripercorso lo sviluppo della storiografia comasca dal XIX secolo fino ai tempi recenti. In questa messa a punto Grillo segnala come solo negli ultimi decenni si sia assistito a una rifioritura di questi studi. Il volume della Merati si colloca, per l'appunto, in questo contesto di rinnovato interesse storiografico. L'edizione dei documenti è preceduta da un'esauriente introduzione che si apre con un'attenta ricostruzione della genesi, lo sviluppo e i trasferimenti delle carte dall'archivio della chiesa di Sant'Eufemia ad altre destinazioni archivistiche. Il testo introduttivo prosegue analizzando alcune problematiche particolarmente significative di questa documentazione, quali la descrizione dei caratteri estrinseci degli atti vescovili di Como nel secolo XI e la ricostruzione di due documenti particolarmente significativi i cui originali sono andati perduti, ovvero l'atto di fondazione del vescovo Litigerio e una conferma papale di Alessandro III. La curatrice, inoltre, considera una serie di atti non appartenenti all'archivio di Sant'Eufemia, in tutto dieci, indicati con numerazione romana. L'introduzione si conclude enunciando i criteri

adottati per l'edizione dei documenti. Il volume è corredato da un accurato indice di nomi, persona e luogo. Non è inutile ricordare che la realizzazione di questo volume è stata intrapresa nell'ambito del progetto di ricerca storica locale promosso dall'*International research center for local histories and cultural diversities* che ha sede presso l'Università degli studi dell'Insubria. Il volume della Merati adempie pienamente ai fini di questo centro di ricerca e, di conseguenza, fornisce allo storico delle istituzioni ecclesiastiche lombarde – ma non solo – uno strumento di fondamentale importanza che dovrà essere tenuto presente da chiunque si accinga a svolgere indagini in tale ambito. È auspicabile che la realizzazione di questo importante volume intensifichi sempre più la pubblicazione degli ancora numerosi documenti inediti prodotti presso le istituzioni ecclesiastiche lombarde che giacciono inesplorati presso gli archivi.

Alberto Spataro

Marina Firpo, I Fieschi. Feudalità e istituzioni. Il Liber privilegiorum (1227–1465), vol. I, Genova (Sagep Editori) 2015 (Collana di Studi. Fondazione Conservatorio Fieschi 9), 207 S., ISBN 978-88-6373-339-6, € 15.-

Die beste Kennerin der Fieschi und ihrer jahrhundertelangen bewegten und bedeutenden Geschichte (vgl. u. a. M. F., La famiglia Fieschi dei conti di Lavagna. Strutture familiari a Genova e nel contado fra XII e XIII secolo, Genova 2006) präsentiert eine Sammlung von Privilegien der Familie, aus der uns gleich zu Anfang nicht weniger als sechs Urkunden deutscher Kaiser und Könige entgegenspringen. Natürlich sind alle längst bekannt (Nr. 1: Friedrich I. D 339, als Insert in: Nr. 2: Friedrich II. BFW Nr. 1699; Nr. 3 und 4: Wilhelm von Holland DD 96 und 98; Nr. 5: Rudolf von Habsburg RI, ed. Redlich Nr. 1211; Nr. 6: Heinrich VII., ed. Winkelmann, Acta II, Nr. 414), aber sämtlich aus sekundärer Überlieferung, meistens aus dem die Familienhistoriographie beherrschenden *Trattato* von Federico Federici (1648). Mit der erst jetzt aufgetauchten *Registratio conventionum et immunitatum nobiliorum dominorum de Flisco*, die im Jahre 1337 angelegt und dann bis ins 15. Jh. hinein fortgeschrieben wurde, steht nun die ursprüngliche Quelle zur Verfügung, auf die anscheinend direkt oder indirekt alle späteren Überlieferungen zurückgehen (einschließlich Federici und die von Davidsohn in QFIAB 19 [1927], S. 387 für Friedrich I. beigebrachte Florentiner Hs.). Allerdings handelt es sich auch bei der neu aufgefundenen Fassung, „conservata a Genova, in un archivio privato“ (S. 43), um eine Abschrift aus dem 15. Jh. Auf die schon genannten Urkunden folgt ein undatiertes *consilium*, in dem eine umstrittene Formulierung betr. die Befreiung der Fieschi von kommunalen Abgaben zugunsten der Familie auslegt wird; laut handschriftlicher Zuschreibung soll dieser Text von dem bekannten Bologneser Rechtslehrer Odofredus stammen (Nr. 6; Zeile 1 lies: *pro et contra* [nicht *et cetera*]; Zeile 5: *insurgit causa ardua* [nicht *quam ardua*]; Zeile 6: *intendit enim comune* [nicht *eum comune*] usw.; in der Solutio wohl kaum: *videlicet standum generalitati non est standum generalitati*). Danach kommen rund 50 weitere

Urkunden aus den Jahren von 1166 bis 1465, vorwiegend zu den Beziehungen der Familie zur Kommune Genua, zu den Päpsten und später zu Mailand. Voraus geht eine Einleitung, in der die Kodikologie der Handschrift und die Struktur der Sammlung erläutert und mit anderen verwandten Kompilationen verglichen wird. Als Auftraggeber der Sammlung erscheint in deren Prolog (S. 57) ein gewisser *dominus Henricus de Flischo comes Lavanie*, den die Vf. unter den zahlreichen Trägern dieses Namens in der Familie als jüngsten („sebrebbe“, S. 19) Sohn eines Tedisius (ein in der Familie noch häufiger vertretener Name) aus einer 1250 geschlossenen Ehe identifiziert. Dieser Henricus müßte also schon recht alt gewesen sein, wenn er im Jahre 1337 die vorliegende Sammlung in Auftrag gegeben haben sollte. Die extrem verworrene Genealogie der Fieschi stellt sich durch die materialreichen Beiträge der Vf. eher noch komplizierter dar; vgl. Rezensent im Hinblick auf die prosopographischen Nachrichten in den Bologneser *Libri Memoriali*, in: Martin Bertram, *Kanonisten und ihre Texte 1234 bis Mitte 14. Jh.*, Leiden 2013, S. 531 und 537. Unabhängig von diesen und anderen Fragen besteht aber kein Zweifel, daß die von der Vf. entdeckte und nun allgemein zugänglich gemachte Urkundenkompilation eine neue Grundlage für weitere Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte der Fieschi bietet. Die späteren Sammlungen ihrer Urkunden, die bisher nur stückweise für diese oder jene Edition herangezogen wurden, waren noch niemals im Zusammenhang untersucht worden, was man auch an den dürftigen Nachweisen zu den Editionen bzw. Regesten der oben genannten Urkunden der deutschen Kaiser und Könige erkennen kann. Alleine die Tatsache, daß wir nun eine der wichtigsten dieser Sammlungen im Zusammenhang überblicken und studieren können, bringt einen kaum zu überschätzenden Fortschritt. Ein im vorliegenden Band noch nicht erfasster zweiter Teil der Handschrift, der Urkunden zu den Stiftungen von Kirchen und anderen Einrichtungen der Familie umfaßt, darunter auch zu dem bisher schlecht dokumentierten Fieschi-Kolleg in Bologna, befindet sich im Druck.

Martin Bertram

Fabien Levy, *La monarchie et la commune. Les relations entre Gênes et la France, 1396–1512*, Roma (École française de Rome) 2014 (Collection de l'École française de Rome 491), 514 pp., ISBN 978-2-7283-1032-6, € 42.

Il saggio ha per oggetto l'analisi delle tre dominazioni francesi sulla città di Genova (1396–1409, 1458–1461, 1499–1512) nel corso del XV secolo. Nell'introduzione, l'autore giustifica la scelta di concentrarsi sugli aspetti eminentemente politici, lasciando sullo sfondo le questioni economiche e finanziarie, con la constatazione che queste ultime, pur nella loro importanza nell'ambito genovese, non possono esaurire la narrazione della storia della città ligure, come se in essa la vita politica non vi trovasse alcun posto. Al contrario, egli intende riequilibrare la prospettiva, ridando alla storia istituzionale il ruolo che giustamente le compete nella particolare evoluzione della realtà genovese (pp. 12 sg.). Dopo una prima parte in cui si svolge la descrizione

politica, diplomatica e istituzionale delle tre dominazioni, il secondo gruppo di capitoli considera gli aspetti militari, giuridici e simbolici che contraddistinguono gli episodi di protettorato francese nel loro insieme, mentre un'ultima sezione riguarda lo sviluppo di uno spirito civico repubblicano specificatamente legato al contesto genovese. Il saggio ha il merito di considerare le vicende in oggetto non come episodi disgiunti gli uni dagli altri, come è la frequente tentazione a causa dell'apparente caoticità della vita politica genovese, bensì di cercare un filo conduttore che mostri il ricorrere di alcune problematiche chiave nei rapporti tra Genova e la monarchia francese, e come esse arrivino a mutare la realtà stessa del Comune. Negli incontri/scontri tra le due entità politiche, è evidente l'incompatibilità della concezione comunale con la centralizzazione monarchica, che porta a frequenti ambiguità nei trattati che regolano la presenza francese in città, con gli inevitabili conflitti che ne suggellano costantemente l'epilogo. In tali occasioni, il Comune opta per l'Impero, ormai percepito come tradizionale garante delle libertà comunali. Si ripresentano di volta in volta analoghe tensioni diplomatiche, che contrappongono la volontà espansionistica e di crociata della monarchia francese in Italia e nel Mediterraneo, al desiderio di una stabilità necessaria ai commerci da parte della Repubblica di mercanti. Concependo sempre di più Genova come porta d'accesso all'Italia, la monarchia crea gli strumenti giuridici utili a rivendicarne con sempre maggiore efficacia l'annessione, al punto che un diplomatico inviato ambasciatore a Roma da Luigi XII nel 1512 si spinge ad affermare che „le roy est seigneur de Gennes et de Savonne de toute ancienneté“ (p. 150). Di fronte alle ingerenze sempre più forti dei poteri stranieri, principalmente della Francia e di Milano, che agli occhi dei genovesi non sono più semplice fonte di stabilità interna bensì minacciano l'indipendenza del Comune, l'autore sottolinea come prenda progressivamente spazio uno spirito civico di matrice repubblicana, in concomitanza con l'Umanesimo fiorentino e veneziano, che conduce in definitiva alla grande riforma di Andrea Doria, la quale non rappresenta dunque un'improvvisa e quasi inspiegabile rinascita, ma è al contrario frutto di una lenta maturazione ideologica svoltasi lungo tutto il XV secolo. In tal senso, la dominazione francese, e quelle straniere in generale, non costituiscono un semplice elemento esterno che si sovrappone occasionalmente allo sviluppo politico genovese, ma ne divengono un elemento strutturale, capace di mostrare al contempo la nocività delle lotte di fazione, stabilizzate dall'intervento esterno, e i rischi per le libertà comunali derivanti da una signoria di stampo monarchico. In definitiva, secondo la particolareggiata interpretazione dello studioso, esse preparano il terreno alla svolta istituzionale del 1528, che assicura alla città nel corso del „secolo dei genovesi“ un nuovo periodo di floridezza commerciale e finanziaria, in un quadro di ritrovata stabilità.

Daniele Tinteri

Ansitz – Freihaus – corte franca. Bauliche und rechtsgeschichtliche Aspekte adeligen Wohnens in der Vormoderne. Akten der Internationalen Tagung in der Bischöflichen Hofburg und in der Cusanus-Akademie zu Brixen, 7. bis 10. September 2011, hg. von Gustav Pfeifer und Kurt Andermann, Innsbruck (Universitätsverlag Wagner) 2013 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 36), 526 S., ISBN 978-3-7030-0841-2, € 29,90.

Adeliges Wohnen in Mittelalter und früher Neuzeit ist in jüngerer Zeit wieder bevorzugt in den Fokus der geschichtswissenschaftlichen Betrachtung gerückt. Symptomatisch stehen dafür eine Reihe derzeit laufender Vorhaben zur Erforschung von Burgen im Kontext der Adelsgeschichte, wie es etwa ein „Mini-Graduiertenkolleg“ in Tübingen unternimmt oder für ein gerade anlaufendes dreijähriges Forschungsvorhaben zum „vergessenen Burgenland“ Schleswig-Holstein vorgesehen ist. Nicht „der“ fast omnipräsenten Burg, sondern „dem“ für den Tiroler Raum ganz charakteristischen sog. Ansitz galt nun freilich die Aufmerksamkeit einer mehrtägigen internationalen Tagung, die im September 2011 in Brixen unter der bewährten Leitung von Gustav Pfeifer (Bozen) und Kurt Andermann (Karlsruhe/Freiburg i.B.) speziell im Hinblick auf bauliche und rechtsgeschichtliche Aspekte dieses adeligen Wohnungstypus durchgeführt wurde. Die zu Aufsätzen ausgearbeiteten 16 Referate der Tagung wurden im Jahr 2013, jetzt um zwei weitere Beiträge ergänzt, unter der Herausgeberschaft der beiden genannten Historiker erfreulich zügig als Sammelband in der renommierten Reihe der Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs veröffentlicht. Ihm sei im Folgenden unsere Aufmerksamkeit gewidmet. Auf das Vorwort der Hg., in der sie kurz das Zustandekommen des Vorhabens und seine – erfreulich offene, d. h. recht eigentlich wissenschaftliche – Zielsetzung skizzieren („... ging es darum, im Dialog der Disziplinen ‚produktive Verunsicherung‘ zu stiften ...“, S. 7), folgt ein erster von Gustav Pfeifer, Alexander von Hohenbühel, Leo Andergassen, Helmut Stampfer, Hanns-Paul Ties, Vito Rovigo sowie Daniel Mascher bestrittener Teil von Beiträgen, die sich aus landesgeschichtlicher und kunsthistorischer Perspektive mit den Ansitzen in Tirol und Südtirol sowie im – in dieser Hinsicht bis dato sträflich vernachlässigten – Trentino während des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit befassen. Vorab steuern Rainer Loose und Enno Bünz dazu sinnvoller Weise einleitende Aufsätze zu den kulturlandschaftlichen und politischen Voraussetzungen bzw. zu verfassungs-, rechts- und sozialgeschichtlichen Fragen der Erforschung von Burg, Schloss und Adelssitz in Tiroler Perspektive bei, wohingegen Hans Heiss mit seinem Aufsatz zur Renaissance der Ansitze im späten 19. und beginnenden 20. Jh. einen wirklich runden Abschluss zu diesem Teil liefert. Der zweite Block der Beiträge sucht darauf in benachbarten Regionen, in Salzburg und im östlichen Bayern, in Österreich ob und unter der Enns, in Krain, in Böhmen, in Südwestdeutschland, im Elsass sowie in der Ostschweiz, nach gleichen oder ähnlichen Formen adeligen Wohnens. Als Ergebnis liefern die hier zu Wort kommenden Heinz Dopsch, Andreas Zajic, Janez Mlinar, Robert Novotný, Kurt Andermann, Bernhard Metz und Peter Niederhäuser

den in gewisser Weise eindeutigen Befund, dass es keine unmittelbare Entsprechung zum (Süd-)Tiroler Ansitz gibt, dass vielmehr eine große Vielfalt adeligen Wohnens im vormodernen Mitteleuropa begegnet, was wiederum die besondere Eigenart genau der Tiroler Verhältnisse unterstreicht. Beim letzten abgedruckten Beitrag handelt es sich um das Resümee von Bernd Schneidmüller. Er fasst die Ergebnisse des Bandes konzipios zusammen und liefert dabei eine stimmige Definition des oft unklaren Terminus Ansitz formuliert ein überzeugendes Arbeitsprogramm für die Zukunft; en passant und über das engere Thema des Bandes deutlich hinausgehend bezieht er gewohnt erfrischend und gewiss richtungsweisend Stellung zur Sinnhaftigkeit vergleichender Landesgeschichte, wie sie hier vorbildlich vorgeführt wurde („... damit Landesgeschichte nicht zur Sammlung unzusammenhängender Specialissima gerät“, S. 476), und zum unverkrampften Umgang mit dem Heimatbegriff (S. 479 f.). Ein Abkürzungsverzeichnis und ein ausführliches wie übersichtliches Register der Objekte (Adelssitze), Orte und Personen, zu guter Letzt ein Verzeichnis der im Band vereinten Autoren beschließen den erfreulich qualitativ redigierten und mit zahlreichen, überwiegend schwarz-weißen Abbildungen illustrierten Band. Die Aufsätze sind in ihrer Gesamtheit überaus lesenswert, weil sie in durchweg grundlegender Weise den bisher nur als disparat zu bezeichnenden Forschungs- und Wissensstand überzeugend zu bündeln und um zahlreiche neue Erkenntnisse zu erweitern vermögen. Nicht nur deswegen erweist sich die Zusammenführung von Landes- und Kunstgeschichte als großer Glücksgriff. Schnell wird man dabei – positiv – überrascht, dass Spektrum und Inhalt des Bandes weit über Bau- und Rechtsgeschichte im eigentlichen Sinne hinausweisen, so dass es andererseits erstaunt, dass die Hg. dann doch nur diese beiden Aspekte in den Untertitel zum Band aufnahm. Es geht darin genauso um soziale Mobilität, Wirtschafts- und Kulturgeschichte – oder wie Schneidmüller passend schreibt: „Bauen, Leben, Wirtschaften, Repräsentieren im und mit dem Ansitz“ (S. 473). Insofern handelt es sich um einen fundierten und fundierenden Sammelband, dessen Anschaffung und Lektüre sich in jedem Falle lohnt! Oliver Auge

Il notariato veneziano tra X e XV secolo. Atti del convegno di studi storici (Venezia 19–20 marzo 2010), a cura di Giorgio Tamba, Sala Bolognese (Arnaldo Forni) 2013, XVI, 293 S. mit 8 Abb., nicht im Buchhandel.

Notare spielten in den italienischen Städten des hohen und späteren Mittelalters, aber ebenso noch in der frühen Neuzeit eine so vielfältige Rolle, dass ihre Bedeutung für das öffentliche wie für das private Leben kaum zu überschätzen ist. In den Quellen unübersehbar sind sie in ihrer eigentlichen Funktion als Urkundenschreiber, als Protokollanten von Gerichtsentscheidungen und zwischenstaatlichen Bündnissen, als die Herren über die Formulierung der verschiedensten Arten alltäglicher Verträge. Ebenso auffällig sind sie als Dichter oder Verfasser von Geschichtswerken. Eher im Verborgenen geblieben ist dagegen ihr Wirken als unverzichtbare Helfer

für die Arbeit in städtischen Räten und in Ämtern. Einen Eindruck vom breiten Spektrum notarieller Berufsausübung vermittelt das Beispiel Venedig, Gegenstand einer Tagung, die vom *Consiglio notarile del distretto di Venezia* organisiert worden ist. Die Wahl des Themas erinnert an eine seit langem auffällige Lücke: 1996 veröffentlichte Maria Pia Pedani Fabris ihre informative Darstellung des venezianischen Notariats während der Neuzeit, vom 16. Jh. bis zum Ende der Republik (*Veneta auctoritate notarius. Storia del notariato veneziano*); dieses Buch setzt eigentlich die Behandlung der Verhältnisse im Mittelalter voraus, der Grundlagen für die spätere Entwicklung. Nun darf man nicht erwarten, dass die Lücke gefüllt würde, denn selbstverständlich können Tagungsreferate – auch zusammengenommen – eine umfassende, ausgewogene Darstellung nicht ersetzen, doch sind Beiträge zu diesem Themenbereich nützlich. Neben der Behandlung spezieller Aspekte stehen einige allgemeiner angelegte Aufsätze. Als Auftakt skizziert Attilio Bartoli Langeli vorliegende Veröffentlichungen zur Aufhellung der Geschichte des Notariats in Venedig (*Il notariato veneziano nella storiografia*, S. 1–12). Er lässt nicht erkennen, wie weit die historiographische Beschäftigung mit den mittelalterlichen Verhältnissen tatsächlich zurückreicht, denn unerwähnt bleiben ältere Autoren, denen informationsreiche Beiträge zu verdanken sind, wie Giovanni Pedrinelli (*Il notaio istruito, 1768–1769*) oder gar Marco Antonio Bigaglia, dessen 1689 erschienene Quellensammlung *Capitulare legum notariorum publicis Venetiarum ... impositarum*, unverändert für die Kenntnis der gesetzlichen Grundlagen brauchbare Dienste leisten kann. Gewürdigt werden diese Werke von Silvia Gasparini, die herausarbeitet, welche Aufmerksamkeit den Angelegenheiten der Notare von Seiten des Staates entgegengebracht wurde: *La disciplina legislativa del notariato veneziano: bozza di una cronologia medievale* (S. 39–70). Diese Sorgfalt war vor allem begründet durch den Bedarf, denn sowohl im staatlichen als auch im privaten Bereich waren Dokumente mit unbezweifelbar garantierter Vertrauenswürdigkeit notwendig, kurz: solche öffentlichen Glaubens. Eine vertiefende Diskussion über die Bedeutung dieses Begriffs wird angeregt von Victor Crescenzi, *Qualche considerazione sul problema storico della fides publica in relazione alla sua rilevanza processuale* (S. 205–239). Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit der Entwicklung der Formen: Simona Tarozzi beschreibt, wie die im römischen Recht verankerte Vorschrift, die Zeugen einer Beurkundung festzuhalten, in Ravenna zur Einführung einer bestimmten Form geführt hat, das strahlte auf Venedig aus. (*Un modulo documentario veneziano d'ascendenza ravennate: la notitia testium*, S. 13–37). Die Ausgestaltung der Vertragstexte im wichtigen Geschäftsbereich des Handels über See untersucht Giustiniana Migliardi O'Riordan, *I contratti di diritto marittimo. Evoluzione del formulario (secoli XI–XIII)* (S. 163–175). Einen Überblick über die Geschichte der Kanzlei der Dogen und ihre Produktion bietet Marco Pozza, *I notai della cancelleria* (S. 177–204), beginnend mit der ersten bekannten Erwähnung eines *cancellarius* um die Mitte des 9. und konzentriert auf die Entfaltung bis zum 13. Jh. Im späteren Mittelalter war ihr eine derart zentrale Stellung zugewachsen, dass sie als *cor status nostri* bezeichnet werden konnte (S. 204); allerdings sei zu diesem Zitat kritisch vermerkt,

dass es sich wahrscheinlich um Eigenlob handelte, denn der fragliche Beschluss des *Consiglio di dieci* aus dem Jahre 1456 dürfte eben von einem Notar der Kanzlei formuliert worden sein, wie es damals bei Anträgen in den großen Gremien die Regel gewesen zu sein scheint. Aufschluss über die alltägliche Tätigkeit der Notare, das Entwerfen von Verträgen für die private Kundschaft, geben – neben den erhaltenen ausgefertigten Instrumenten – ihre Imbreviaturen. Davon ist bisher beklagenswert wenig veröffentlicht, am meisten dank der Initiative des *Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia*; Bianca Strina Lanfranchi gibt Auskunft über die vorliegenden Editionen (*Una collana di fonti per la storia del notariato veneziano*, S. 241–244). Der bei weitem umfangreichste Beitrag stammt von Maria Francesca Tiepolo, *Notai veneziani „da mar“* (S. 71–161). Er bietet mehr als der Titel andeutet. Charakterisiert werden zunächst die Verwaltungsstrukturen der venezianischen Kolonien im östlichen Mittelmeer mit Kreta im Vordergrund. Die dort tätigen Notare, soweit sie nicht Griechen waren, weisen dieselben Eigenschaften auf wie ihre Kollegen in Venedig, schon weil der aus der Zentrale entsandte Chef der jeweiligen lokalen Verwaltung einen Fachmann mitzubringen pflegte. Das war häufig ein *capellanus*, denn eine Sonderentwicklung – bis über die Mitte des 15. Jh. hinaus – war der hohe Anteil von Priestern, vielfach sogar Pfarrern, unter den Notaren; sie können leicht die Mehrheit gebildet haben. Solche Einzelheiten bringt der Aufsatz, in Wirklichkeit der Umriss einer Geschichte des Notariats im mittelalterlichen Venedig, kurz, aber mit weit gespannter Perspektive. Die Vf. schildert etwa die Phasen des Beurkundungsprozesses bis zu Imbreviatur und Notariatsinstrument auf Pergament, ferner die Berufsausübung dank der Approbation *auctoritate imperiali* neben der üblichen Wirksamkeit *auctoritate Veneta*, das führte zu Instrumenten mit unterschiedlichem Formular, wohl nach dem Wunsch des Auftraggebers, die von einem und demselben Notar stammen konnten. Einige Lebensskizzen sorgen für Anschaulichkeit, üppige Verweise auf die Literatur für ein solides Fundament, ergänzend zu den eigenen Erfahrungen im Archiv. Diese Ausführungen berühren viele von den Aspekten, die in der wünschbaren Gesamtdarstellung zu vertiefen wären. Zu bedauern bleibt, dass die herausgebende Körperschaft sich gegen die Verbreitung des Bandes durch Verkauf entschieden hat.

Dieter Girgensohn

Dario Canzian/Remy Simonetti (a cura di), *Acque e territorio nel Veneto medievale*, Roma (Viella) 2012 (Interadria 16), 257 S., Abb., ISBN 978-88-8334-959-1, € 30.

Der Sammelband geht auf eine Veranstaltung im Mai 2010 an der Università degli studi di Padova zurück, wo die Ergebnisse einer Forschergruppe präsentiert wurden, die spätmittelalterliche Umweltveränderungen im heutigen Veneto untersuchte. Eine Besonderheit des Bandes ist dabei sein wirklich interdisziplinärer Ansatz unter Einbeziehung von Archäologen und Diplomaten, aber auch Geomorphologen, Paläobotanikern und Anthropologen sowie natürlich den Vertretern der histori-

schen Disziplin. Nach einer Einführung und internationalen Einordnung durch den Padovaner Altmeister der italienischen Forschungen zu Wasserinfrastrukturen, Salvatore Ciriaco, folgen elf Beiträge durchaus unterschiedlichen Charakters. Der Großteil der Texte konzentriert sich geographisch aufs Veneto und zeitlich auf das Spätmittelalter, wobei ‚Ausreißer‘ (Francesco Salvestrini zur Toskana und Nicola Mancassola zu Reggio, Fabio Saggiaro/Gian Maria Varanini zum frühen und hohen Mittelalter) nicht ausbleiben. Mit Ausnahme einer französischen Historikerin, Corinne Beck, die die einschlägige *Groupe d'Histoire des Zones Humides* vorstellt, sind nur italienische Autoren vertreten. Den Kern des Bandes bilden Beiträge aus Padova: Den Abtransport von Eichenholz über künstliche Wasserwege thematisiert Dario Canzian ebenso wie die Wandlung landwirtschaftlicher Flächen zu Sumpf im 13./14. Jh. Remy Simonetti untersucht das sog. Mündungsdelta der Brenta und seine wirtschaftliche Ausbeutung über drei Jahrhunderte. Die Nutzung unkultivierter Sumpfgebiete durch Fischerei thematisiert Francesco Bottaro. Aber es ist die Methodenvielfalt, die den Band lesenwert macht: Francesco Salvestrini nähert sich dem Thema kultur- wie wirtschaftsgeschichtlich, über die Rolle des Arno in den städtischen Topographien Florenz' und Pisas; der allegorischen Bedeutung von Flüssen in theologischen Werken geht Riccardo Quinto nach. Zwei Editionen zu den archivalischen Spuren hydrogeologischer Belastung von Gionata Tasini runden den Band ab und zeigen an konkreten Texten aus den Jahren 1211 und 1276, in welchen Zusammenhängen sich Hinweise auf Wasserinfrastrukturen und die sich an ihnen kristallisierenden Nutzungskonflikte in oberitalienischen Archiven finden lassen. Gelegentlich geraten die Beiträge zu einem etwas konfusen Mosaik archivalischer Befunde, wie etwa im Artikel Raffaele Roncatos über Siedlungen entlang des Flusses Muson. Auch die geringe chronologische Kohärenz – Belege aus einer Spanne von über dreihundert Jahren werden etwa im Beitrag von Simonetti angeführt – ist manchmal der Thesenbildung abträglich. Sicher werden so große Überblicke skizziert, die aber im Detail notwendig unscharf bleiben und meist auch keine Einbindung der Befunde in größere Zusammenhänge bieten. Viele Beiträge haben den Vortragsstil der Konferenz unverändert beibehalten, was ihre Lektüre und v. a. das Identifizieren von Thesen nicht vereinfacht. Umso positiver sind die englischen Abstracts der Beiträge zu vermerken, die sich als ebenso hilfreich erweisen wie der Index der Orts- und Personennamen. Die vorliegenden Kongressakten zeigen einmal mehr, wie reichhaltig die Geschichte der Nutzung von Binnengewässern im spätmittelalterlichen Oberitalien ist und wie viel Potential in ihrer Erforschung liegt. Trotz seines multiperspektivischen Ansatzes blendet der Band zum Beispiel die Rolle von Klimaveränderungen aus – oder rekurriert darauf nur äußerst oberflächlich (S. 103) – und verharrt bei in der italienischen Mediävistik etablierten technik- und wirtschaftsgeschichtlichen Ansätzen. Ein übergreifend verstandener, genuin umweltgeschichtlicher Zugriff, wie ihn etwa anglophone oder österreichische Historiker in jüngster Zeit vertreten, ist kein Thema und so separieren sich die hier präsentierten italienischen Forschungen etwas vom internationalen Diskurs.

Martin Bauch

Fabien Faucher, *Nourrir la ville. Ravitaillement, marchés et métiers de l'alimentation à Venise dans les derniers siècles du Moyen Âge*, préface d'Élisabeth Crouzet-Pavan, Roma (École française de Rome) 2014 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 362) XXV, 885 S. mit 24 Abb. und 47 Tab., ISBN 978-2-7283-0936-8, € 59.

Anzuzeigen ist die umfassende Bearbeitung eines sensiblen Themas: der Daseinsvorsorge in einer mittelalterlichen Großstadt unter außergewöhnlichen naturgegebenen Bedingungen. So stolz die Venezianer auf die Einzigartigkeit der Lage waren und so sehr sie zu betonen pflegten, dass das umgebende Wasser sie schützte, während man anderswo Mauern brauchte, so deutlich drückten sie auch die damit einhergehende besondere Verletzlichkeit aus: „Wir haben weder Felder noch Weingärten“, weshalb als notwendige Voraussetzung für ihr Dasein inmitten der Lagune alle Nahrungsmittel und in schlechten Zeiten sogar das Trinkwasser per Schiff herangeschafft werden mussten, und das hieß oft: über beträchtliche Distanz. Vorgebracht wurde diese Argumentation etwa in den Eingaben an die Päpste, mit denen die Sondererlaubnis zum Handel mit den Nichtchristen, den Ungläubigen, erwirkt werden sollte, so schon bezeugt in einem Brief Innozenz' III. (er hätte auf S. 2f. nach der kritischen Edition des Kanzleiregisters zitiert werden müssen, nicht mehr nach der Sammlung von Tafel-Thomas). Wie als Antwort auf diese Herausforderung staatliche Strukturen geschaffen, wie durch privates Unternehmertum Lösungen für das Problem erreicht worden sind, beschreibt der Vf. ausführlich in seiner Darstellung, der die 2009 an der Sorbonne approbierte *grande thèse* zugrunde liegt. Für einen entscheidenden Aspekt seiner Untersuchung, den Anteil des Staates, macht er sich zunutze, dass in Venedig das Eingreifen der öffentlichen Hand zur Befriedigung des alltäglichen Lebensmittelbedarfs in weit höherem Maße als andernorts notwendig war, dass es reichlich schriftlichen Niederschlag gefunden hat und dass dadurch sowie dank sorgfältiger Aufbewahrung eine vergleichsweise reiche Quellenbasis schon für das Mittelalter zur Verfügung steht. So kann der Vf. die Politik der Regierenden detailliert beschreiben. Als Grundlagen ihres Wirkens galten stets Anstrengungen zur Aufrechterhaltung des Friedens, durchaus mit gezielter Absicht, das für den Handel keine Störungen entstehen, und konkret waren gute Beziehungen speziell zu produzierenden und exportwilligen Staaten wichtig. Die allgemeinen Maßnahmen zur Förderung des Warenverkehrs wurden ergänzt durch spezielle, etwa zur Versorgung mit Getreide durch Schaffung von Speicherkapazität und durch Anreize für die Bereitstellung von Kapital. Die Ausführung oblag eigens eingerichteten Ämtern; instruktiv ist die Entwicklung der *camera frumenti*, die zeitweise als beliebte Anlaufstelle für die Geldanlagen von Investoren funktionierte. Bezeichnend ist das komplexe Zusammenspiel von öffentlichem und privatem Sektor, das man mit beträchtlichem Geschick zum eigenen Nutzen zu wenden verstand gemäß der Formel *honor et proficuum*, die als Ausdruck für ein vorrangiges Staatsziel häufig Verwendung fand. Solchem Handeln blieb der Erfolg nicht verwehrt: „le drainage des ressources au profit de Venise“ hebt

der Vf. für einen Teilaspekt zusammenfassend hervor (S. 260). So bewegt sich auch seine Darstellung zwischen politischer und Wirtschaftsgeschichte. Im Überblick vorgestellt werden die Produktionsgebiete, von den nahen an den Rändern der Lagune über die benachbarten Territorien des Festlandes bis zu den fernen in verschiedenen Ländern an den Küsten des Mittelmeers. Es folgt die Charakterisierung der Dynamik des Marktes und des Handelns der eigentlichen Akteure, denn letzten Endes waren es selbstverständlich die privaten Kaufleute, die mit ihren Entscheidungen den Import von Lebensmitteln bestimmten. Deren Verteilung in der Stadt bis zur direkten Belieferung der Konsumenten ist breiter Raum gewidmet, der Beschreibung der Strukturen ebenso wie der Vorstellung der in diesem Sektor tätigen Personen: Neben den Stätten konzentrierten Handels in Venedig, vor allem bei Rialto und am Markus-Platz, stehen die speziellen Einrichtungen, die Getreidespeicher, Mühlen, Bäckereien, Schlachthäuser, und skizziert werden die Berufe der dort Beschäftigten bis zu den Kleinhändlern. Schließlich richtet sich der Blick auf den Verbraucher und Maßnahmen zur Qualitätskontrolle, am Ende folgerichtig auf die „cuisine vénitienne“. Die durchgehende Verwendung handschriftlichen Materials, in großer Menge vor allem aus dem Staatsarchiv Venedig, sorgt – zusammen mit intensiver Auswertung der umfangreichen Literatur – für die Zuverlässigkeit des Dargestellten, die Vielfalt der berührten Aspekte hat eine abgerundete Behandlung des Gegenstandes entstehen lassen, lebensnah, weil Nahrung das Leben bestimmt. Es verdient Hervorhebung, dass der Vf. sich entschlossen hat, den Zugang zur Informationsfülle des Buches außer durch das Personen- und das Ortsnamenregister auch durch ein Verzeichnis wichtiger Sachbegriffe zu erleichtern.

Dieter Girgensohn

Mauro Fasan, *I patrizi veneti Michiel. Storia dei Michiel „dalla Meduna“*, prefazione di Pier Carlo Begotti, Roma (Aracne) 2014 (Il „cannocchiale“ dello storico: miti e ideologie 25), 126 S. mit 17 Abb., ISBN 978-88-548-7139-7, € 10.

Die Republik Venedig wurde von Familien regiert, von den 100–200 Familien des Adels der Stadt, genau abgegrenzt, seitdem durch die legislativen Maßnahmen der sogenannten *serrata* mit Schwerpunkt im Jahre 1297 das rechtliche Zugehörigkeitskriterium definiert worden war. Eine Reihe von Familiengeschichten würde wirkungsvoll dazu beitragen, die gesellschaftlichen Voraussetzungen für das überaus lange Funktionieren dieses konstitutionellen Systems zu erhellen. Davon aber gibt es nur wenige, und die besseren beschränken sich jeweils auf vergleichsweise kurze Perioden, von Badoer (Marco Pozza) über Donà (James C. Davis), Ghisi (Raymond J. Loenertz), Pisani (Giuseppe Gullino) bis Ziani (Irmgard Fees). Erfreulich ist somit das Erscheinen dieses kleinen Bandes über eine Familie, die nach der venezianischen Tradition zu den zwölf ältesten gehört, den „apostolischen“. Nach kurzen Blicken auf die sagenhafte Herkunft aus dem antiken Rom und auf die hervorragende Position im hohen Mittelalter, die in der Wahl von drei Dogen Michiel gipfelte, wird überlei-

tend die Geschichte des Örtchens Meduna di Livenza skizziert, heute am äußersten Rand der Provinz Treviso gelegen, früher zum Friaul gehörig. Der Erwerb des dortigen Kastells der Patriarchen von Aquileia verschaffte dem behandelten Zweig der Familie den unterscheidenden Namenszusatz „dalla Meduna“. Die Michiel erhielten vom Staat die Herrschaft über jenem Distrikt, ein *capitanato*, übertragen; dass sie dort die Gerichtsbarkeit ausübten, ist seit 1477 nachweisbar. In jeder Familiengeschichte ist die genealogische Rekonstruktion eine unverzichtbare Grundlage. Der Vf. lässt seinen eigenen Versuch mit dem Ende des 15. Jh. beginnen, dabei stützt er sich auf ältere Ausarbeitungen und ergänzt oder korrigiert sie nach den Daten der *Libri d'oro* im Staatsarchiv Venedig, in denen seit dem 16. Jh. die Geburten und die Eheschließungen der Patrizier registriert wurden. Nicht zunutze gemacht hat er sich dort die außergewöhnlich reiche Sammlung von Testamenten, die in der Regel eine Fundgrube für biographische Informationen ist. Stattdessen hat er zahlreiche Mosaiksteinchen aus lokalen kirchlichen Archiven verwendet. Dadurch rückt ein interessanter Aspekt in das Zentrum der Darstellung: das Landleben der städtischen Adelligen und die konkrete Ausgestaltung der Verbindungen zwischen der Zentrale und dem Staatsgebiet auf dem Festland, wo eine wesentliche Aufgabe der aus Venedig kommenden Herren darin bestand, die Wahrung der öffentlichen Ordnung durchzusetzen. Die Familie Michiel erlosch im Mannesstamm zu Beginn des 18. Jh. Damit findet die Untersuchung ihren abrundenden Abschluss. Zu bemerken ist, dass ein Buch mit so vielen Namen nicht ohne ein Personenregister veröffentlicht werden dürfte.

Dieter Girgensohn

Evelyn Korsch, Bilder der Macht. Venezianische Repräsentationsstrategien beim Staatsbesuch Heinrichs III. (1574), Berlin (Akademie Verlag) 2013 (Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig 5), X, 279 S., 58 Abb., ISBN 978-3-05-004975-5, € 94,95.

Diese von Bernd Roeck betreute Züricher Dissertation löst bei weitem mehr ein, als der Titel vorgibt, denn die Autorin liefert mit ihrer profunden Darstellung der Visite Heinrichs III. von Frankreich in Venedig und ihrer Rezeption gleichzeitig eine überzeugende Studie zum politischen Selbstverständnis der frühneuzeitlichen Markusrepublik und zur vormodernen europäischen Festkultur. Dabei ist das Beispiel sowohl hinsichtlich der Überlieferungslage, als auch hinsichtlich der Aussagekraft äußerst glücklich gewählt. Für die Seerepublik erwies sich der erstmalige Besuch eines französischen Königs in Venedig mehr als günstig, bot sich doch die Gelegenheit, den wenige Wochen zuvor durch die Abtretung Zyperns an das Osmanische Reich erlittenen Imageverlust (trotz des voraufgegangenen fulminanten Seesiegs von Lepanto) durch eine zeremoniell ausgefeilte und künstlerisch aufwendige Inszenierung der Staatsvisite wettzumachen. Heinrich III., kaum zum polnischen König gewählt, hatte im Juni 1574 überstürzt Krakau verlassen, um nach Frankreich zurückzukehren und

die Nachfolge seines verstorbenen Bruders Karls IX. anzutreten. Die Reiseroute über Norditalien wurde als prestigeträchtiger und (mit Blick auf die konfessionelle Lage im Reich) als sicherer eingestuft, sie wurde aber auch vielleicht deshalb gewählt, um von der Seerepublik ein (letztlich nicht gewährtes) zinsloses Darlehen zu erbitten und vor allem um Heinrich als neuen französischen Souverän in Szene zu setzen. Der Aufenthalt des Monarchen vom 17. bis 27. Juli 1574 in Venedig wird von der Vf. auf der Basis der reichen schriftlichen Überlieferung, u. a. Dokumente der venezianischen Behörden und Institutionen, Botschafterkorrespondenz (der Papst hatte aus diesem Anlaß sogar einen Legaten entsandt), Chroniken, über 50 (!) Festbeschreibungen, dargestellt. Besonders herausgearbeitet werden die Symbolik der Topographie (v. a. die als *via triumphalis* empfundene, vom Monarchen auf dem *Bucintoro* zurückgelegten Strecke vom Lido zur Piazza mit gleichzeitiger bewußter Imitation der *Sensa*), die für das Selbstverständnis Venedigs als perfekter Stadt untypische (S. 51) ephemere Architektur (Entwürfe von Andrea Palladio!), die musikalischen Darbietungen (mit Musik von Claudio Merulo und Andrea Gabrieli), neben weiteren akustischen Elementen (Glocken, Böller etc.) und Theateraufführungen, die übergebenen Geschenke sowie die in diesem Fall bedeutende sekundäre Kunstproduktion (Kupferstiche, Zeichnungen, Fresken und Gemälde), wobei die Vf. immer die politischen Netzwerke Venedigs von 1574 und deren Akteure (Alvise Mocenigo, Giacomo und Giovanni Soranzo, Vincenzo Morosini, Marcantonio Barbaro, Giacomo Contarini, Paolo Tiepolo, Giacomo Foscarini usw.) im Auge behält, die auch teilweise als Verantwortliche für die bildliche Tradierung der Visite wieder begegnen. Zu Recht stehen die primäre und die sekundäre visuelle Inszenierung durch Bildwerke, ihre Konzeption und Wahrnehmung im Mittelpunkt der Studie, wobei die beiden Brände des Dogenpalastes in den 70er Jahren des 16. Jh. die willkommene Gelegenheit boten, den Fürstenbesuch vom Juli 1574 an zentraler Stelle des Gebäudes (*Sala delle Quattro Porte*) in die Neukonzeption des Bildprogrammes aufzunehmen. Venedig empfand sich während des Aufenthalts von Heinrich III. als europäische Bühne, die es unter Aufbietung des ihr zur Verfügung stehenden finanziellen, künstlerischen und symbolischen Kapitals auszustatten galt, und verstand darüber hinaus, das Ephemere des zehntägigen Spektakels ikonographisch wirkungsvoll für die Nachwelt festzuhalten. Die Arbeit von Korsch unterstreicht damit in eindrücklicher Weise erneut den hohen Quellenwert von Bildern. Gleichzeitig belegen Archivalien- und Literaturverzeichnisse die umfassende Vertrautheit der Vf. mit den Quellen und den einschlägigen Fachdiskursen (zu Palladio und zur Rom-Imitatio wäre ergänzend zu verweisen auf die neue Edition und Übersetzung der „*Antichità di Roma*“ durch Vaughan Hart und Peter Hicks, New Haven-London 2006). Neben den wissenschaftlichen Ergebnissen besticht die Arbeit auch formal durch die Disposition des Stoffes, die Sorgfalt der Sprache und Argumentation sowie der Qualität der Abbildungen. Die Studie gibt zu erkennen, daß die Vf. sehr viel Zeit und Engagement auf die Anfertigung dieser Schrift über zehn Tage venezianischer Geschichte und ihrer Folgen verwendet hat. Die Mühe hat sich gelohnt.

Alexander Koller

I libri dei patriarchi. Un percorso nella cultura scritta del Friuli medievale, a cura di Cesare Scalon, Udine (Deputazione di storia patria per il Friuli, Istituto Pio Paschini per la storia della Chiesa in Friuli) 2014, XV, 462 S. mit zahlreichen Abb., ISBN 978-88-87948-37-0, € 60.

Das voluminöse, großzügig bebilderte Buch bietet nicht so sehr eine Bestandsaufnahme des einstigen Bücherbesitzes der Patriarchen von Aquileia, wie man aus dem Titel herauslesen könnte, als vielmehr eine weit gespannte Übersicht über die mittelalterlichen Handschriften, die aus dem Friaul stammen oder auf andere Weise mit ihm in Verbindung gestanden haben; nur für einen geringen Teil wird ein direkter Bezug zu den früheren Landesherren sichtbar. Scalon als der die Anlage verantwortende Hg. hat sich durch verschiedene einschlägige Publikationen zum Thema ausgezeichnet, hier genüge die Erinnerung an die Gesamtschau auf die Buchkultur im Friaul während des späteren Mittelalters, die wie eine Vorbereitung auf das neue Buch wirkt: *Produzione e fruizione del libro nel basso Medioevo. Il caso Friuli* (1995). Der vorliegende Bd. ist in dreizehn Kapitel gegliedert, von denen sich drei mit je einem Codex beschäftigen. Die übrigen 97 einzeln vorgestellten Handschriften sind zu Gruppen zusammengefasst, zwei davon unter chronologischem Gesichtspunkt, während für die anderen acht thematische Kriterien die Zusammensetzung bestimmt haben. Scalon selbst beginnt mit den ältesten erhaltenen Zeugnissen. Das ist zuerst das Evangeliar vom Anfang des 6. Jh., das nun „Forogiuliese“ genannt wird. Dem Codex des Museo archeologico in Cividale del Friuli fehlt das Markus-Evangelium. Dieses soll nach der Legende ein Autograph des Evangelisten sein, jedenfalls wurde es zum Objekt der Begehrlichkeit zuerst für Kaiser Karl IV., der sich zwei Lagen schenken ließ und nach Prag mitnahm, dann im 15. Jh. für die Venezianer, die neuen Herren des Friaul, die den Rest in ihre Hauptstadt entführten. Die Hs. ist von größtem Interesse auch für jemanden, der sich auf Legenden nicht einlassen mag und dem der Text der Vulgata in den Standard-Ausgaben genügt, bietet sie doch rund 1500 Personennamen, die zum Zwecke des liturgischen Gedenken im 9.–10. Jh. auf unbeschriebenen gebliebenen Flächen eingetragen worden sind. Auch das andere alte Evangeliar Friauler Provenienz stellt Scalon vor, zusammen mit Norberto Valli: den in Berlin befindlichen Codex Rehdigeranus aus dem 8. Jh. Ebenfalls separate Behandlung genießt das Psalterium der heiligen Elisabeth in Cividale, damit beschäftigt sich Fabrizio Crivello. Bei den beiden chronologisch definierten Kapiteln, *Libri dell'età di Carlo Magno* und *I libri degli Ottoni*, das erste von Laura Pani, das zweite von Crivello, gibt es Diskrepanzen zwischen den Titeln und dem Inhalt, denn in dem einen werden Handschriften bis zum 10. Jh. besprochen, im anderen stammt sogar die Mehrheit aus dem 11. In den folgenden Kapiteln mit dem überwiegenden Teil der vorgestellten Bücher sind die jeweiligen Gruppen nach thematischen Kriterien zusammengestellt worden. Zehn Bibeln – von gigantischem Format bis zur Taschenausgabe – behandelt Massimiliano Bassetti, zehn Chorbücher Federica Toniolo, zehn andere liturgische Handschriften mit Noten Giacomo Baroffio. Es folgen Bücher für den Gebrauch im

Schulunterricht (erneut Pani), dann solche mit Texten über Naturwissenschaft und Technik (Mario D'Angelo). Den Literaturwerken im Volgare (Roberto Benedetti) stehen die lateinischen Texte der Humanisten gegenüber. Das Material in diesem Kapitel, beschrieben von Matteo Venier, zeichnet sich durch große Homogenität aus. Die Mehrzahl der darin vorgestellten Codices gehörte einst zur Bibliothek eines einzigen Mannes: Guarnerio d'Artegna, der seinen Aufstieg an der päpstlichen Kurie im Schatten des Patriarchen und späteren Kardinals Antonio Panciera gemacht hatte; viele Bände aus seinem Bestand befinden sich heute in der Biblioteca civica zu San Daniele del Friuli; zusätzlich beschrieben werden einige Codices, für die sich die Entstehung im Umfeld Guarnerios nachweisen oder wahrscheinlich machen lässt. Das Schlusskapitel, dessen Einführungstext von Antonio Manfredi stammt, präsentiert Codices aus dem Besitz von vier Patriarchen des 15. Jh. Der Inhalt ist durchaus heterogen, von den *Sententiae* des Petrus Lombardus über eine Dokumentensammlung Pancieras und Augustins *De civitate Dei*, angefertigt für den Patriarchen Ludovico Trevisan, einen langjährigen päpstlichen Kämmerer, bis zu einem griechischen Text von Johannes Chrysostomos und einer hebräischen Bibel. Der Titel ist gewagt: *I libri dei principi*, denn nach der Eroberung durch Venedig 1419–1420 waren die Patriarchen *de facto* nicht mehr die Landesfürsten des Friaul. Bezeichnenderweise sind es Venezianer Adelige, die zuletzt als Bücherbesitzer Erwähnung finden, nach Trevisan noch Marco Barbo und Domenico Grimani. Insgesamt ist das Buch beeindruckend nicht nur durch die opulente äußere Gestaltung, sondern weit mehr noch durch die Sorgfalt, mit der in den einzelnen Kapiteln neben der einführenden Darlegung zum speziellen Thema die Beschreibungen der behandelten Einzelstücke verfasst worden sind. Das an den Schluss gestellte Verzeichnis der zitierten Handschriften vermittelt einen Eindruck, mit welcher Intensität man bei der kodikologischen Bearbeitung vorgegangen ist.

Dieter Girgensohn

I centri minori della Toscana nel Medioevo. Atti del convegno internazionale di studi (Figline Valdarno, 23–24 ottobre 2009), a cura di Giuliano Pinto e Paolo Pirillo, Firenze (Olschki) 2013 (Biblioteca Storica Toscana. Serie I, 69), X, 313 S., Abb., ISBN 978-88-222-6271-4, € 34.

Die im Jahre 2009 veranstaltete Tagung hat sich zum Ziel gesetzt, die kleineren – von der Forschung bei der Behandlung des Landes gewöhnlich vernachlässigten – Zentren der Toskana zu untersuchen, die mit ihren 1000 oder mehr Einwohnern vor den ländlichen Gemeinden, den sog. *comuni rurali*, rangieren, aber an Bevölkerungszahl und Bedeutung den großen Kommunen wie Florenz, Pisa, Siena u. a. nachstehen, zu deren Territorien sie gehören. Als chronologischen Rahmen hat man sich die Zeit zwischen der Wende vom 13. zum 14. Jh. und dem Florentiner Kataster (1427) vorgenommen, der von einzelnen Autoren, quellenbedingt, unter- bzw. überschritten wurde. Innerhalb dieses Rahmens fragte man nach der Bevölkerungs-

zahl der betreffenden Zentren, weiter nach der urbanistischen und institutionellen Entwicklung, nach dem Grad der Autonomie bzw. Abhängigkeit von der herrschenden Kommune sowie nach den wirtschaftlichen Aktivitäten – mit anderen Worten nach Merkmalen, die den Siedlungen einen beinahe städtischen Rang verliehen. Die unterschiedliche Überlieferung der untersuchten Räume führte naturgemäß zu unterschiedlich differenzierten Antworten. Insgesamt läßt sich aber feststellen, daß die behandelten Zentren, deren Geschichte vielfach ab dem 10. Jh. dargestellt wird, größtenteils befestigt waren, daß ihre wirtschaftlichen Aktivitäten je nach ihrer Größe von der Land- und Viehwirtschaft, vom Safran- und Färberröteanbau bis zur Wollindustrie, Lederverarbeitung, Glasfabrikation und anderem mehr reichten und daß, je größer die Siedlungen waren, desto stärker ihre kommunale Entwicklung jener der großen Kommunen ähnelte, von denen sie abhingen. Im Mittelpunkt der Beiträge steht die Schätzung der Bevölkerungszahl der Siedlungen, bei der sich die Autoren auf Schwurlisten, Herdsteuer und verschiedene *Estimi* stützen, die, vom Florentiner Kataster abgesehen, nur die Familienoberhäupter nennen und darum hochgerechnet werden müssen. Stehen solche Listen nicht zur Verfügung, wird für vorsichtige Schätzungen die Ausdehnung der Siedlungsfläche herangezogen. – Im einzelnen handelt es sich um folgende Beiträge: Giuliano Pinto, Paolo Pirillo, *Introduzione* (S. VII–IX). – Paolo Pirillo, *I centri abitati del contado fiorentino: dalle piazze di mercato alle terre murate* (S. 1–22). – Francesco Salvestrini, *Centri minori della Valdelsa e del medio Valdarno inferiore. Demografia, economia, società e vita religiosa (seconda metà del XIII–prima metà del XIV secolo)* (S. 23–55), schätzt die Bevölkerung von Empoli, Fucecchio, Poggibonsi, Certaldo, Castelfiorentino, Montaione, Gambassi – größtenteils Siedlungen mit antiken Wurzeln – auf 1400–4000 Einwohner (Tabelle S. 55). – Andrea Barlucchi, *I centri minori delle conche appenniniche (Casentino e Alta Valtiberina)* (S. 57–95), stellt eingehend die Geschichte von Poppi, Bibbiena, Anghiari und San Sepolcro dar. Besonders eindrucksvoll erscheint die Entwicklung der letzten Siedlung, die vor der Pest um die 5000 Einwohner gehabt haben dürfte und im großen Kataster von 1427 hinter Florenz, Pisa und Pistoia an vierter Stelle stand. – Gabriele Taddei, *I Centri Minori della Val di Chiana* (S. 97–125), schildert, unter Einbeziehung auch kleinerer Siedlungen, die demographische, politische und wirtschaftliche Entwicklung von Montepulciano, Castelfiorentino, Monte San Savino und deren z. T. ständig erweiterte Mauerringe (Tabellen S. 118–127). – Céline Perol, *Cortona, città o centro minore?* (S. 127–135), behandelt die nach dem Kataster von 1427 sechst- bzw. siebtgrößte Siedlung des Florentiner Territoriums. – Roberto Farinelli, Maria Ginatempo, *I centri minori della Toscana senese e grossetana* (S. 137–197), mustern eingehend, unter Zusammenstellung von acht Tabellen bzw. Graphiken, die Bevölkerungszahl von um die 50 Siedlungen des Sieneser Territoriums, Grosseto und Massa Marittima nicht einbegriffen, und zählen dabei etwa 18 mit einer Bevölkerung zwischen 1000 und 2200 Einwohnern. – Alfio Cortonesi, *Montalcino, secoli XIII–XV. Qualche considerazione* (S. 199–216). – Giampaolo Francesconi, *Un contado miniaturizzato e una valle-sistema: il Pistoiese e la Valdinievole* (S. 217–239), behan-

delt acht Zentren mit über 1000 Einwohnern. – Andrea Gignoli, I „centri minori“ del contado pisano (S. 241–271), zeigt, daß von den untersuchten Siedlungen im Jahre 1428 gerade 15 mehr als 200 und davon wiederum nur drei zwischen 500 und 570 Einwohnern zählten (Tabelle S. 248). – Mario Nobili, I borghi di Pontremoli e di Sarzana nel Medioevo. Note e considerazioni storiografiche (S. 273–293), bringt am Ende der Tagung eine eindrucksvolle Reflexion über die Historiographie der beiden Orte, gefolgt von Giorgio Chittolini, Qualche parola di conclusione (S. 295–311).

Thomas Szabó

John Henderson, Das Spital im Florenz der Renaissance. Heilung für den Leib und für die Seele. Übersetzt von Gerhard Aumüller, Stuttgart (Steiner) 2014, 477 S., Abb., ISBN 978-3-515-09943-1, € 58.

Der britische Historiker John Henderson ist zweifellos einer der besten Kenner des Gesundheitswesens in Florenz und in der Toskana in Spätmittelalter und Renaissance. Es ist deshalb verdienstvoll, sein Überblickswerk „The Renaissance Hospital. Healing the Body and Healing the Soul“ aus dem Jahr 2006 in deutscher Übersetzung und in graphisch ansprechender Form einem breiteren Publikum anzubieten. Der Leitfaden der Darstellung ist die Entwicklung des mittelalterlichen Hospitals von einer Durchgangsstation für Bedürftige und Reisende hin zu einer Anstalt zur Pflege und Heilung von Kranken, die sich durch Spezialisierung und „Medikalisierung“ auszeichnet. Die reichen toskanischen Quellen erlauben vertiefte Einblicke und privilegieren einmal mehr den Forschungsstandort Florenz. Es ist aber nicht die Masse der Hospitäler in der mittelalterlichen italienischen Handelsmetropole – Henderson listet für die Zeit zwischen 1000 und 1550 68 Gründungen jeglicher Couleur auf! – an sich, die Florenz auszeichnet; vielmehr wurden nur einige herausragende Institutionen unter ihnen zu Trägern von Innovationen. Unter diesen letzteren Häusern haben vor allem das *Ospedale di S. Maria Nuova* und das *Ospedale degli Innocenti* schon das Lob der Zeitgenossen – darunter Dante und Martin Luther! – erfahren. Folgt man dem Autor in die detailreiche Darstellung der Evolution der Krankenpflege in Florenz, so will der Begriff des „Renaissance-Hospitals“ (S. 29 f., 37, 123 f.) für den Untersuchungszeitraum allerdings nicht ganz überzeugen. Gewiß gab es bemerkenswerte Neuerungen auf dem sanitären Sektor, die sich auch mit dem neuen Zugang zu antiken Texten und einem neuen ästhetischen Raumverständnis verbinden lassen. Die Rationalisierung des Gesundheitswesens setzte sich aber erst ganz allmählich durch und kam erst im späten 16. Jh. zum Durchbruch. Die wunderbaren Neubauten im Stile der Renaissance dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Strukturen und die Mentalitäten hinter den Fassaden oft noch den alten Geist ausstrahlten. Hygiene und eine adäquate Versorgung mit geschultem Personal und Ärzten waren noch lange Wunschdenken. Traditionell war auch die Sorge um das spirituelle Wohlergehen der Hospitalsinsassen, die sich in frommen Stiftungen und der Errichtung

von prächtigen Hospitalskirchen widerspiegelt, die auch der Memoria der Gründer dienten. Diverse Stifter und die die Hospitäler unterhaltenden Bruderschaften investierten viel Geld in religiöse Kunstwerke – Fresken, Altarbilder usw. –, die ebenfalls die Seelen erheben sollten. Leider wird die Lektüre mitunter von ungeschickten Übersetzungen gestört. So wird aus einem Besuch des „Jubilee in Rome“, des ersten Heiligen Jahres 1300, schlicht die Teilnahme „an einem Jubiläum“ (S. 48). Statt vom „Malteserorden“ (S. 60) sollte man von den Johannitern („Hospitaliers“) sprechen. „Mitglied regulierter oder weltlicher Orden“ (S. 69) will heißen „Angehöriger des Ordens- oder Weltklerus“ („member of the regular or secular clergy“). Auf S. 345 ist dem Übersetzer ein Wortspiel des Autors entgangen, das auf einen – geistlichen – Beichtvater abhebt. Entsprechend zu korrigieren ist also „Nachdem sie einem Arzt für die Seele gebeichtet hatten“ („Once they had been confessed by a doctor of the soul“). Schon in der Vorlage verfänglich ist die Interpretation eines Erlöser-Abzeichens auf einem Pilgerhut. Einen Pilger erkannte man im 15. Jh. üblicherweise noch nicht am angehefteten „Bild Christi auf dem Turiner Schweißstuch“ („the image of Christ from Turin“) (S. 48), sondern vielmehr an dem des in Rom hochverehrten sog. Schweißstuches der Veronika (s. Abb. 1.2). Schief schon im Original wird der Kardinal von Ostia Ugolino als „Kardinal Ugolino Ostiense“ (S. 73) vorgestellt. Auf S. 318 wird das einem eigenen Hospitalsverband angehörende Hospiz von Altopascio unkorrekt den Johannitern zugeschlagen („Altopascio was run by the Order of the Hospitaliers of St John“).

Andreas Rehberg

Brian Jeffrey Maxson, *The humanist world of Renaissance Florence*, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, X, 298 S., ISBN 978-1-107-04391-6, £ 60.

Über den Humanismus in Florenz ist viel geschrieben worden. Das vorliegende, im Titel unüberhörbar auf Lauro Martines' „The Social World of the Florentine Humanists“ anspielende Buch will das viel beachtete Feld durch eine neue Lesart nochmals umpflügen. Sein methodischer Ansatz fußt auf sozial-, netzwerk- und ritualgeschichtlicher Forschung. Maxson sieht Humanismus nicht lediglich als elitär-abgekapseltes Wirken neulateinischer Autoren an, dem nur durch philologische Analyse ihrer berühmtesten Texte auf die Spur zu kommen sei. Sein Bestreben ist es, den seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. manifesten gesellschaftlichen Erfolg solcher Autoren besser zu erklären. Zu diesem Zweck will er den Blick nicht nur auf „professionals“, sondern auf sämtliche Dilettanten, Interessierte und Patrone richten, die außerhalb der Studierstube das getragen haben, was Maxson als „humanistische Bewegung“ bezeichnet. Dabei führt er die Unterscheidung von „social humanists“ und „literary humanists“ ein: Letztere seien, überspitzt formuliert, die Latein-Cracks, erstere hingegen müssten nicht einmal des Lateinischen mächtig sein, um dazuzugehören, wenn sie nur Humanisten gefördert haben oder mit ihren Texten irgendwie in Kontakt gekommen sind. Zwar will der Autor diese jeweils als Endpunkte einer Skala verstanden

wissen, auf der es dazwischen viele Schattierungen gibt, dennoch wird eine philologische Humanismusforschung in der Tradition von Kristeller mit der begrifflichen Überspitzung nicht zu Unrecht ihre Probleme haben. Die eigentliche Fragestellung des Bandes – jene nach dem „Publikum“ des Humanismus, seiner gesellschaftlichen Relevanz und den darin zu suchenden Gründen für seine Ausbreitung – ist indes legitim und die Teilergebnisse sind aufschlussreich. Die m. E. wichtigsten Beobachtungen trifft Maxson zu sich wandelnden Anforderungen von Ritualen und Oratorik in diplomatischer Praxis, die humanistische Gelehrsamkeit bei feierlichen Ansprachen (wo das *genus demonstrativum* gefragt war) immer unentbehrlicher werden ließ, wie etwa bei Obödienzreden, was der Vf. anhand von Marcel Mauss' Theorien zu kulturellen Geschenken analysiert. Es war dies das Feld, auf dem Humanisten reüssierten, doch Maxson betont, dass insbesondere in der ersten Hälfte des 15. Jh. ihr Brot noch ein hartes sein konnte und es im Unterschied zu den Brunis und Bracciolinis, die durch ihre humanistischen Fähigkeiten (nur durch sie?) sozial aufstiegen, viele nicht schafften. Bei wichtigen (externen) diplomatischen Missionen wurden nicht Schönsprecher gebraucht, sondern Abkömmlinge der edelsten Geschlechter, denen die meisten Humanisten bekanntlich nicht angehörten (was nicht ausschloss, dass sie sich als Ghostwriter für sie betätigten). Maxson weist indes für die florentinische Diplomatie überzeugend nach, dass sich die humanistischen Elemente bis zur Mitte des Jahrhunderts merklich vermehren, sowohl in stilistischer Hinsicht als auch was die statistisch anwachsende Präsenz von Humanisten auf diplomatischen Missionen angeht. Der Autor spricht von einem entscheidenden Wandel in der Zeit zwischen 1420–1450, der zu einer „sheer ubiquity of humanism“ geführt habe (S. 164). Sein letzter argumentativer Schritt beschreibt folgerichtig, dass dieser Wandel es den Humanisten verstärkt ermöglichte, Karriere in einem kulturellen Kontext zu machen, in dem eine nunmehr große Nachfrage nach ihrer Gelehrsamkeit bestand. Wie bei einem solch großen Thema erwartbar, ist an den Aussagen nicht alles neu oder unangreifbar. Am überzeugendsten ist die Arbeit dort, wo sie durch *close reading* von Archivmaterial vieles vertieft und präzisiert. Wünschenswert wäre sicher gewesen, dass der Vf. seine immer wieder erwähnte prosopographische Database auch explizit zugänglich gemacht hätte. Das Buch ist ein lesens- und bedenkenswertes.

Tobias Daniels

Le carte dell'abbazia vallombrosana di S. Cassiano a Montescalari (1031–1100), a cura di Giulia Camerani Marri. Note alla riedizione, cartografia e indici a cura di Igor Santos Salazar, Figline e Incisa Valdarno (Edizioni Feeria) 2014 (MT memoria del territorio 2) 163 pp., ISBN 978-88-6430-093-1, € 15.

Questo agile libro è scaturito dalla considerazione che l'edizione delle pergamene di Montescalari, uscita nei primi anni Sessanta in più tomi della rivista „Archivio Storico Italiano“ per opera di Giulia Camerani Marri, era di arduo e complesso repe-

rimento; inoltre, nel rieditare le pergamene, l'attuale curatore ha apportato piccole ma significative migliorie: ha potuto, infatti, ampliare i registi, grazie a nuove conoscenze acquisite, correggere i sia pur pochi errori di trascrizione individuati nella vecchia edizione e, ancora, aggiungere due carte a suo tempo tralasciate dalla studiosa, entrambe rilasciate a Firenze, una nel settembre 1076 e l'altra nell'ottobre 1081. Ancora, Santos Salazar integra l'agile volume con due mappe, utili a collocare i luoghi in cui i documenti venivano redatti: una prima è relativa al periodo 1040–1080 mentre una seconda copre l'arco cronologico tra il 1081 e il 1100. Esse hanno il pregio di mostrare immediatamente, a un semplice sguardo, che, mentre nel primo periodo sono solo otto i luoghi di stesura dei documenti, nel secondo periodo si passa a ben trentacinque luoghi: ciò è senz'altro indizio di cambiamenti più generali, sia della quantità delle transazioni in cui Montescalari era coinvolta, sia delle prassi gestionali e dell'uso della scrittura da parte del monastero, nella fase successiva alla morte di Giovanni Gualberto (1073). Ancora, il volume è arricchito dagli indici dei nomi, delle cose notevoli e dei toponimi. Si tratta, dunque, di un piccolo ma prezioso contributo per lo studio del monachesimo toscano, in quella dimensione attenta al dato territoriale che, negli ultimi anni, è divenuta senz'altro bisognosa di nuovi slanci. Ci si potrebbe, semmai, chiedere se in tempi di sempre maggiore diffusione del digitale può avere senso un'operazione editoriale su carta, come quella che si presenta. In questo caso, pare si possa dire senz'altro di sì, e per molteplici motivi. Intanto, i supporti digitali sono degli ottimi strumenti di lavoro ma diversi da quelli cartacei: essi consentono degli approcci non possibili tramite la carta, tanto che sarebbe utile, semmai, poter provvedere sempre a una doppia edizione, cartacea e digitale, quest'ultima, magari, on-line. D'altro canto, per analizzare in modo approfondito i singoli documenti e anche già per predisporre uno studio accurato della documentazione che è alla base di ogni seria indagine, il supporto cartaceo rimane preferibile. Bene hanno fatto, dunque, Paolo Pirillo a proporre questa iniziativa e Giuliano Pinto ad autorizzarla, in quanto direttore dell'„Archivio Storico Italiano“. La rivista, inoltre, rientra per un'altra ragione nell'operazione incentrata su Montescalari: infatti, contemporaneamente all'uscita dell'edizione delle pergamene, Santos Salazar ha anche pubblicato sulla gloriosa rivista fiorentina uno studio interpretativo sulla fase iniziale dell'abbazia (Nascita e sviluppo di una Badia. San Casciano a Montescalari nel Valdarno superiore fiorentino [1040–1130], in: *Archivio Storico Italiano* 172 [2014], pp. 403–433). Questa edizione è dunque parte di un piccolo ma esemplare progetto di ricerca territoriale ed è per questo apprezzabile la scelta del Comune di Figline e Incisa Valdarno di sostenere la pubblicazione di un volume, oltretutto, curato anche sul piano editoriale e che di certo contribuirà – ed è un ulteriore argomento a favore dell'edizione cartacea – a dare evidenza al patrimonio storico anche nella dimensione locale.

Mario Marrocchi

Statuto del comune di Cortona (1325–1380), a cura di Simone Allegria e Valeria Capelli, Firenze (Olschki) 2014 (Deputazione di storia patria per la Toscana, Documenti di storia italiana, serie II–volume XVIII), XIII, 564 pp., ISBN 978 88 222 6319 3, € 55.

Il volume presenta l'edizione della prima raccolta statutaria superstite del comune di Cortona: il codice segnato „Statuti delle comunità autonome e soggette, 279“ e conservato presso l'Archivio di Stato di Firenze. La confezione del codice viene fatta risalire dagli editori al 1325, anno cruciale per la storia cortonese: fino a quel momento semplice *terra* del contado aretino, Cortona veniva elevata a sede vescovile, passando al rango di *civitas*. Sempre nel 1325 si imponeva nel centro chianino la signoria di Ranieri Casali. In questa stagione di ridefinizione dell'identità politico-culturale si colloca probabilmente la redazione della maggior parte del codice, sul quale si intervenne comunque con significative *additiones* fino al 1380. Il codice è il probabile antigrafo dello statuto del 1411, steso dopo la definitiva sottomissione a Firenze. I tre saggi introduttivi si dimostrano un'ottima guida per comprendere il contesto di redazione dello statuto. Lorenzo Tanzini („Lo statuto: aspetti politici e istituzionali“) è riuscito a mettere in evidenza i mutamenti istituzionali di tipo ‚signorile‘ promossi attraverso la scrittura del codice. Il confronto con il regime precedente è stato possibile grazie alla fortunata sopravvivenza di un registro di delibere comunali (*reformationes*) degli anni 1322–1323, subito prima della presa del potere di Ranieri Casali. Lo studio del registro ha permesso di comprendere le cause dell'evoluzione in senso signorile delle istituzioni locali. Tra queste vanno annoverate le difficoltà di bilancio connesse con lo sforzo militare. La presa del potere da parte del Casali permetteva di ‚privatizzare‘ la difesa della città, delegandola al signore. Se si eccettuano le ristrettezze del bilancio comunale, Cortona appariva un centro piuttosto florido all'inizio del secolo XIV. Una valutazione molto dettagliata dell'economia cortonese è compiuta da Andrea Barlucchi („L'economia cortonese alla luce dello statuto“). Pur se Cortona non si caratterizzava per manifatture famose oltre l'ambito locale, nel quadro regionale essa rivestiva un ruolo significativo soprattutto nelle produzioni agricole. Tra queste vanno ricordate vino e sostanze tintorie (robbia e guado), indirizzate queste ultime verso la grande manifattura fiorentina. Alla definizione dell'identità civica è dedicato il saggio di Pierluigi Licciardello („Il culto dei santi e la vita religiosa“). Vista la composita definizione del santorale cortonese, in questa sede ci soffermiamo solo sul culto di due santi strettamente connessi con i mutamenti istituzionali dei primi del Trecento. In particolare è legata all'aspirazione al rango di sede vescovile l'invenzione della tradizione di un Vincenzo vescovo di Cortona, la cui prima testimonianza si rinviene nell'immagine del santo sulle monete di conio locale alla fine del Duecento. Ancora connessa con un rafforzamento dell'identità urbana è la promozione del recente culto di Margherita da Cortona. Il patrocinio delle istituzioni comunali su questo culto è testimoniato da numerose rubriche dello statuto. La processione per la festa della santa (il 22 febbraio) era anche „un rituale di autorappresentazione

delle istituzioni“ e una manifestazione di „unità civica, perché le varie componenti della città vi si trovano, eccezionalmente, riunite“ (p. 73). Il volume si pone al crocevia di lunghe e vivaci tradizioni di studio: le indagini sugli statuti toscani, sulla loro tradizione manoscritta e sulle vicende politico istituzionali a cavallo tra Due e Trecento (Capelli, Tanzini), quelle sull'integrazione economica tra i centri della Toscana basso-medievale (Barlucchi), quelle sul ruolo della produzione scritta nella definizione dell'identità urbana (Allegrìa, Licciardello). Ne risulta un prodotto che trascende spesso la dimensione locale e si propone come *case study* per un'impresa culturale molto più vasta.

Enrico Faini

„Piazza Navona, ou la Place Navone, la plus belle & la plus grande“. Du stade de Domitien à la place moderne, histoire d'une évolution urbaine, hg. von Jean-François Bernard, Roma (École française de Rome) 2014 (Collection de l'École française de Rome 493), XI, 877 S., 7 Tab., ISBN 978-2-7283-0982-5, € 55.

„Traverser la place Navone, c'est parcourir l'histoire de Rome.“ Mit diesem prägnanten Satz beginnt der Hg. die Einleitung (S. 1) zu einem umfangreichen Sammelbd., der dem Ort des antiken Domitian-Stadions gewidmet ist, dem Zentrum und größten Platz des mittelalterlichen und neuzeitlichen Rom. Ausgehend von einem Bau für Sportveranstaltungen der römischen Kaiserzeit übernahm das Areal verschiedene Funktionen im Lauf der Geschichte: Marktplatz, Anziehungspunkt für Händler und Handwerker, Schauplatz öffentlicher Feste und Ort der Inszenierung von Papstfamilien (Braschi, vor allem Pamphili) und der römischen Aristokratie, Mittelpunkt des Netzwerks „nationaler“ Stiftungen und kirchlicher Einrichtungen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, Geburtsort der neuzeitlichen römischen Satire, moderne touristische Flaniermeile. Der Entschluß des damaligen Direktors der École française de Rome, Michel Gras, zur Restaurierung der 1966 erworbenen Dépendance an der Piazza Navona führte zu großangelegten archäologischen Grabungen unter Leitung des Hg., der zur Zeit des Projekts als Architekt der École française de Rome fungierte. Das Unternehmen wurde schließlich ausgedehnt auf alle die Piazza Navona (*Stadium Domitiani*) umgebenden Gebäude (in Anlehnung an die Erschließung des Areals um die *Crypta Balbi*) und zu einem Projekt unter Beteiligung mehrerer Disziplinen (Archäologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Architektur, Musikgeschichte) erweitert, dessen Ergebnisse hier veröffentlicht werden. Die Fülle der Beiträge und Ergebnisse läßt an dieser Stelle nur eine summarische Vorstellung der Texte zu. – Teil I (Architektur und Urbanistik) mit vier Unterkapiteln nimmt den größten Raum des Bandes ein. A enthält Beiträge zur städtebaulichen Entwicklung des *Campus Martius* zwischen der republikanischen Zeit und der Epoche der Flavii (Aldo Borlenghi; Maria Letizia Caldelli; Fedora Filippi; Marialetizia Buonfiglio, Paola Ciancio Rossetto, Susanna Le Pera, Marina Marcelli, Gianluca Schingo, deren archäologische Studien auch Mittelalter und Frühe Neuzeit mit einschließen; Pierre Gros;

Benjamin Fontaine), B zur Architektur, Morphologie und Funktionsweise der beiden wichtigsten Gebäude der Zone, Stadion und Odeon des Domitian (Djamila Fellague; Jean-François Bernard, Paola Ciancio Rossetto; Évelyne Bukowiecki; Marialetizia Buonfiglio; Lucio Benedetti; Antonio Monterosso). Teil I C vereinigt Einzelstudien zur Wiederverwendung der antiken Gebäude und die urbanistische Entwicklung des Bereichs um den *Campus Agonis* von der Spätantike bis ins 15. Jh., wo durch die Verlegung des Markts vom Kapitol in den Innenbereich des ehemaligen Stadions (1477) der gesamte Bereich eine radikale Perspektivenveränderung erfuhr. 1485 erfolgte die erste Pflasterung des Platzes. Die Texte betreffen die Veränderungen des Stadions in der Spätantike (Caroline Michel d’Annoville, Alessandro Ferri), zum Agneskult (Claire Sotinel), das Fortleben antiker Theaterbauten in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen urbanen Kontexten (Pierre Pinon), die Gebäudenutzung als Begräbnisstätte, Werkstätten, Privathäuser (Alessandra Molinari), die Eigentumsverhältnisse während des demographischen Aufschwungs im 15. Jh. (Susanna Passigli) und die Transformationsprozesse des *abitato* (Daniela Esposito; Barbara Buonomo). Die Beiträge von Teil I D beleuchten die urbanistische Entwicklung des Quartiers vom Ausgang des Mittelalters bis zum Risorgimento (Bernard Gauthiez), die gekennzeichnet war durch den Aufstieg der Piazza Navona in den Rang des zentralen Ortes des päpstlichen Rom, das Mäzenatentum und die Selbstinszenierung bestimmter Adelsfamilien, v. a. der Pamphili, bei gleichzeitigem Rückzug mittlerer und unterer Schichten, sowie dem Engagement bedeutender Barockkünstler (Borromini, Bernini), die Errichtung des Palazzo Pamphili (Stephanie C. Leone) und des Vier-Flüße-Brunnens (Maria Grazia D’Amelio, Tod Allan Marder) sowie die weitere Entwicklung nach 1870, die v. a. das nördliche Halbrund des Stadions/Platzes betraf und zur Anlage des Corso del Rinascimento im Osten führte (Caroline Thernier).

– Teil II umfaßt Beiträge zu wirtschaftlichen und sozialen Aspekten im Mittelalter (A) und in Früher Neuzeit und Zeitgeschichte (B), u. a. unter Auswertung kartographischen Materials (Kati Lelo), zur mittelalterlichen Nutzung und *insediamento* des antiken Stadions (Marco Venditelli), zum wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen (*sodalitas Parionis, studium urbis*) Wandel im 15. Jh. (Anna Esposito), zu Straßensystem, Handel und Märkten (Anna Modigliani), zu Bautätigkeit und infrastrukturellen Maßnahmen um 1500 (Orietta Verdi), zu den baulichen Veränderungen und dem wirtschaftlichen Ertrag des spanischen Immobilienbesitzes im 16. und 17. Jh. (Manuel Vaquero Piñeiro), zur Organisation des Marktes in der Frühen Neuzeit (Serena Di Nepi), zu den Bewohnern des Areals, ihren Berufen, den Familienstrukturen und Wohnverhalten um 1800 (Jean-Pierre Bardet, Jean-François Chauvard, Jacques Renard) und zum religiösen Alltagsleben (Domenico Rocciolo).

– Teil C vereinigt schließlich zehn Beiträge zur Piazza Navona als Repräsentationsraum und Ort von öffentlichen Festen und Zeremonien, u. a. zur Funktion der spanischen Nationalstiftung von S. Giacomo als Hospiz und Schauplatz monarchischer Inszenierung und diplomatischer Aktivitäten (Diana Carrió-Invernizzi; Jorge García Sánchez), zur Festkultur (Rosa Margarita Cacheda Barreiro; Martine Boiteux), zu Kirchenmu-

sik und Liturgie an S. Giacomo (Giuseppe Fiorentino), zu Figur des Pasquino und römischer Satire (Caterina Giannottu), der Wahrnehmung der Piazza durch französische Reisende vom 17. bis 19. Jh. (Gilles Bertrand), ihre Darstellung durch Künstler vom 16. bis 18. Jh. (Claire Challéat) und im Film (Valeria Camporesi). Der Teil endet mit einer aktuellen anthropologischen Standortbestimmung (Daniel Fabre, Anna Iuso). – Im Anhang beschreibt Martine Dewailly mit Mitarbeitern die archäologische Kampagne unter Piazza Navona 62. Allen Unterkapiteln geht eine knappe Einführung voraus. Der Bd. schließt mit einem nützlichen Ortsindex und Zusammenfassungen der Beiträge in der Sprache, in der sie abgefaßt wurden (französisch, italienisch, spanisch). Ein Index der Eigennamen wurde hingegen nicht erstellt, was sehr zu bedauern ist bei dieser epochenübergreifenden Publikation und den vielfältigen Informationen zu den Besitzverhältnissen und den verschiedenen Akteuren aus den Bereichen Adel, Klerus, Handwerk und Kunst. Die Publikation leistet einen wichtigen Beitrag zur Erschließung der für die Stadtentwicklung Roms so bedeutenden Zone des *Campo Marzio* und wird für lange Zeit das Referenzwerk zur Piazza Navona darstellen, wo sich wie an keinem anderen Ort der *Urbs* im Lauf der Jahrhunderte profane und geistliche, lokale und fremde, wirtschaftliche und kulturelle, aristokratische und volkstümliche, kuriale und kommunale Elemente eng verschränkten.

Alexander Koller

Mirabilia Urbis Romae – Die Wunderwerke der Stadt Rom. Einleitung, Übersetzung und Kommentar von Gerlinde Huber-Rebenich, Martin Wallraff, Katharina Heyden, Thomas Krönung, Freiburg-Basel-Wien (Herder) 2014, 176 S., Abb., ISBN 978-3-451-30931-1, € 26.

Der berühmteste Rom-Traktat des Mittelalters, die bald nach 1140 verfassten *Mirabilia Urbis Romae*, kommen mit dieser Neuausgabe in einem anschaulich illustrierten Bändchen auf den Markt. Neben der von Valentini und Zucchetti schon 1946 im dritten Teil des *Codice topografico della città di Roma* vorgelegten lateinischen Fassung stellen die Hg. erstmals eine deutsche Übersetzung des Textes bereit. Die fehlerfreie und flüssig zu lesende Übertragung macht das eigentliche Verdienst der neuen Publikation aus. Was die Kommentierung des anonymen Autors angeht, so erhebt das Herausgaberteam keinen Anspruch, „den Forschungsstand zu bereichern oder auch nur umfassend wiederzugeben.“ In der Tat hätte man sich mithin ein etwas genaueres Referat der einschlägigen Literatur gewünscht – so bei der vatikanischen Terebinthe, bei der Endkaiserprophetie, die sich mit den Dioskuren des Quirinalis verknüpft und keineswegs nur Christus meinen kann, oder auch bei der Legende der *Salvatio Romae*, die ihren wahren Kern ja in den Statuen der Provinzen auf den römischen Kaiserforen besitzt. Zu betonen bleibt überdies, dass sich der so lange Zeit am Trajansforum vermutete Tempel dieses Kaisers im Lichte neuerer Grabungen als inexistent erwiesen hat. In ihrer Einleitung gehen die Herausgeber dem Entstehen der

Schrift nach. Der Umstand, dass sie nicht noch einmal auf die handschriftliche Überlieferung zumindest der ältesten Redaktion zurückgreifen, führt zu missverständlichen Formulierungen wie der, die Abhandlung sei „in einem Ordo zum päpstlichen Zeremoniell“ (S. 9) und als „Teil eines kurialen Verwaltungshandbuchs“ (S. 25) auf uns gekommen. Tatsächlich erscheinen die *Mirabilia* in einem Manuskript zusammen mit diesem Ordo. Da dieser, gemeint ist der annähernd gleichzeitige *Liber politicus* eines gewissen Benedikt von St. Peter, sich ganz im Sinne der *Mirabilia* bemüht, die päpstlichen Prozessionen anhand der antiken Topographie durch die Stadt zu begleiten, hat ein Teil der Forschung in eben jenem Benedikt auch den Verfasser der *Mirabilia* erkennen wollen. Gegen Miedema insistieren die Hg. auf dem „republikanischen“ Geschichtsbild der Abhandlung, was auch sie berechtigterweise dazu veranlasst, die Entstehung des Textes im Vor- und Umfeld des 1143 wiederbegründeten römischen Senats zu verorten (dazu eingehend: Röm. Jb. für Kunstgeschichte 22 [1985], S. 26–28). Von diesen Kreisen als dem „römischen Bürgertum“ zu sprechen (S. 20), trifft den Sachverhalt indes nicht; eher sollte man an eine baronale Prägung des neugeschaffenen Gremiums denken. Dass der Traktat drei unterschiedliche Traditionen zusammenführt, scheint offensichtlich: Den spätantik geprägten Denkmälerlisten (Kap. 1–10) folgt eine Sammlung aitiologischer Erzählungen (Kap. 11–18), bevor ein allgemeiner topographischer Teil den Text beschließt. Dessen historische Bedeutung wird hier eher unter- als überschätzt: Nicht der Wunsch, „Kontinuitäten zwischen dem heidnischen und christlichen Rom aufzuzeigen“, wie man ihn tatsächlich „in der Rom-Literatur seit der Antike“ nachweisen kann (S. 34), stellt seine besondere Eigenart dar, sondern der Drang, das heidnisch-antike Rom allenthalben unter, hinter und neben den christlichen Bauten aufzuspüren. Die gerade für den dritten Teil typische Gegenüberstellung von *ubi est / ubi nunc...* und *fuit...* macht den charakteristischen Zugriff noch der topographischen Studien des 15. und 16. Jh. aus. (Albertis *Descriptio* gehört nicht in diese Tradition!) Solcher Einwände ungeachtet hat das Büchlein seine selbstgesetzte Aufgabe, einen „ersten Zugang“ der *Mirabilia* zu erschließen, sicherlich erfüllt und ist gerade im Hinblick auf die stets geringer werdenden Lateinkenntnisse unserer Studierenden durchaus willkommen.

Ingo Herklotz

Alexis Gauvain, Una storia dalla Roma del Quattrocento. Quaderni di Ansuino di Anticoli, parroco in Roma e beneficiato vaticano (1468–1502), Città del Vaticano (Edizioni Capitolo Vaticano) 2014 (Archivum Sancti Petri. Quaderni d'archivio 10), IX, 334 S., Abb., ISBN 978-88-6339-038-4, € 29.

Der als Archivar des Kapitels von St. Peter tätige Alexis Gauvain untersucht in diesem Band die private Rechnungsführung des römischen Geistlichen Ansuino aus den Jahren 1468 bis 1502, die sich durch einen Glücksfall der Überlieferung an seinem Arbeitsplatz erhalten hat. Der Kleriker stammte aus Anticoli Corrado im Hinterland Roms und war der Pfarrer der kleinen, im 16. Jh. abgerissenen Kirche San Cosma della

Pigna sowie Benefiziar an St. Peter in Rom gewesen. Ansuinos größtes Interesse galt den Immobilien, dem Weinanbau und kleineren Kreditgeschäften. Seine religiösen und kulturellen Vorlieben kann man an der Gründung verschiedener Kapellen (eine wird sogar in seinem Heimatort errichtet und ausgemalt) und den Titeln seiner von ihm erworbenen Bücher – es handelte sich zumeist um (billigere) gedruckte Werke zu Kanonistik und zu antiken Autoren – ablesen. Da in Rom erstmals 1466/67 Bücher gedruckt und verkauft wurden, kann man Ansuino durchaus als einen Pionier auf diesem neuen Markt betrachten (S. 151–168). Ansuinos Notizen enthalten eine Reihe von Details, die aufhorchen lassen. So lernt man durch sie die Namen von Studenten in Rom aus dem Raum Tivoli und von prominenten deutschen Berufsschreibern (allen voran des Flamen Odo de Beka) kennen, die sich bei ihm – also in der Nähe des *Studium Urbis* – eingemietet hatten. Sie hinterlegten bei Ansuino Bücher und Vorlesungsmitschriften, die dann auch die Miete ersetzen konnten (S. 59, 163–168). Wir erfahren etwas zur Qualität des „vino romano“ (S. 95) und über den Einsatz von Essig im Buchdruck, der dem Geistlichen sogar als Gegenleistung einige Druckwerke seines deutschen Mieters, des Frühdruckers Georg Lauer, einbrachte (S. 99, 152–155). Die Tatsache, dass die Fussbekleidung (*calzari*) seiner Lehrjungen (*garzoni*) mit den Wappen des römischen Baronalgeschlechts der Colonna geschmückt waren, lässt sich als Zeichen für ihre Abhängigkeit von diesen Herren interpretieren (S. 183). In der Tat gehörte Anticoli, der Geburtsort Ansuinos, zum Herrschaftsgebiet der Colonna. Und so verwundert es nicht, dass man ihr Wappen auf einem Banner in einem Fresko in der Kapelle der Heiligen Cosmas und Damian in der Kirche S. Pietro in Anticoli Corrado finden kann. Damit gab sich Ansuino gegenüber seinen Mitbürgern als „associato ai Colonna, signori del paese“ zu erkennen (117, 140, Abb. 17a; vgl. zu seinen Colonna-Kontakten auch S. 190). Den Kunsthistoriker wird es freuen, dass der Autor den Maler Johannes Magnus mit dem anderweitig bekannten Giovanni Grande identifizieren kann (S. 127). Dank ihrer Detailfülle geben die vorgestellten Rechnungsnotizen einen lebhaften Einblick in die wirtschaftlichen und sozialen Aktivitäten eines einfachen, aber kulturell aufgeschlossenen Klerikers aus der Mittelschicht, für die es in Rom in jener Zeit kaum Parallelen gibt. Der Autor fügt seinem Band einen Anhang mit zusätzlichen Dokumenten zum Wirken seines Protagonisten bei. Bleibt zu wünschen, dass er auch bald eine Volledition der Rechnungsnotizen Ansuinos herausbringen wird.

Andreas Rehberg

Antonio Menniti Ippolito, *Il Cimitero acattolico di Roma. La presenza protestante nella città del papa*, Roma (Viella) 2014 (La storia. Temi 36), 225 S., ISBN 88-8334-213-4, € 25.

Es scheint erstaunlich zu sein, dass ein historisches Einzelthema von begrenztem Belang für die an Themenstellungen für die historischen Wissenschaften so reichen Stadt immer wieder Anlass gibt, dass sich hochkarätige Wissenschaftler mit aus-

gefeilter Methodik und brillanter Quellenkenntnis dem *Cimitero Acattolico* in Rom zuwenden. Bedenkt man aber, wie viel Herzblut des Autors vor vielen Jahren in die Erforschung der Ursprünge des Friedhofs eingeflossen ist, wird die Motivation erkennbar, die damals durch den Mangel an der Forschung zur Verfügung stehenden oder mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen erreichbaren Quellen bedingten Lücken zu schließen und falsche Annahmen zu korrigieren. Das Hauptaugenmerk richtet der Autor auf die Ursprünge des monumentalen Friedhofs, d. h. die ersten nicht katholischen Bestattungen der frühen Neuzeit auf dem *Campo Testaccio* in unmittelbarer Umgebung der Cestius Pyramide. Da stellt sich zunächst die Frage, ob dieser Bereich schon als Begräbnisort genutzt wurde, insbesondere im Zusammenhang mit der Restaurierung der Pyramide unter Alexander VII.; ein Zusammenhang, der von Richard Krautheimer vermutet wurde. Menniti Ippolito legt überzeugend dar, dass die Bestattungen der verstorbenen Katholiken und Juden der Pest von 1656–1657 in diesem Randgebiet der Stadt nicht innerhalb der aurelianischen Stadtmauern, sondern außerhalb bei S. Paul stattgefunden haben müssen, somit der Bereich des späteren Friedhofs davon nicht betroffen war. Neue Studien von Edward Corp haben das Bild der ersten protestantischen Begräbnisse vor der Pyramide vervollständigt. Studien in den National Archives in London haben sehr deutlich den bereits in früheren Studien betonten Zusammenhang zwischen dem Exilhof Jakobs III. Stuart und den ersten protestantischen Begräbnissen untermauert. Die daraus abgeleitete und in früheren Publikationen (Steuart [1925]) und erneut von Edward Corp 2012 zum Friedhof geäußerte These, dies sei durch ein von den auf Innozenz XIII. folgenden Päpsten stets erneuertes Privileg möglich geworden, weist Menniti Ippolito zurück. Mit profunder Kenntnis der kurialen Quellen ausgestattet entwirft der Autor ein Panorama, in dem im Herzen des Kirchenstaates eben gerade durch die Nichterteilung von Rechtstiteln Problemlösungen gefunden wurden, die heute noch überraschen und die Sicht auf das päpstliche Rom bereichern. Schlüsselfigur war der Kardinal Gualtieri, der dem Exilhof Jakobs III. in Rom sehr nahe stand. Dort starb der Arzt William Arthur, der in den schottischen Kriegen mitgewirkt hatte und eine herausragende Stellung in Hof und Gesellschaft einnahm. Gualtieri hatte die Machtstellung, diesem Mann ein würdiges Begräbnis in Rom zu verschaffen, auch wenn Arthur nicht katholischen Glaubens war. In herausragenden Ausnahmefällen waren solche würdevollen, ja prunkhaften Bestattungen durchaus möglich, wie Menniti Ippolito schon an einem Dokument von 1671 zeigen kann, und wurden nun mit der Amtsgewalt des Kardinals verfügt, wobei der Thronanwärter als der eigentliche Adressat der Geste zu gelten hat. Das Begräbnis war damit keineswegs ein Rechtstitel, sondern Ausdruck eines Ermessensprivilegs der römischen Kurie. Der Autor kommt zu dem Ergebnis, dass der Beginn der Bestattungen auf dem Feld vor der Pyramide spontan in dem bezeichneten Sinne gewesen sei, erleichtert durch die indirekte Konzession des Sant'Uffizio aus dem Jahre 1671. Dabei sei auch nicht auszuschließen, dass Nichtkatholiken bereits vor 1716, ja sogar vor 1671 an dieser Stelle beigesetzt wurden, wofür allerdings die Belege fehlen. In plastischer Weise stellt der

Autor die Begräbniszeremonien vor, wie sie aus Berichten und Abbildungen abzuleiten sind und ordnet diese in den Zusammenhang der römischen Bestattungsgewohnheiten ein. Ein verdienstvolles Buch voller Spezialkenntnisse, gut und dicht geschrieben und daher eine inspirierende und jederzeit lehrreiche Lektüre. Nicht alles ist neu, aber für das Verstehen des Kontextes doch wichtig und daher für eine Buchveröffentlichung notwendig. Das mit Quellenverzeichnis, Bibliographie und Namensindex ausgestattete Buch ergänzt eindrucksvoll die bisher erschienenen Arbeiten zur Geschichte des *Cimitero Acattolico*, deren neuere Titel in die umfangreiche Bibliographie aufgenommen wurden. Es ist aber auch ein Beitrag zur Geschichte des päpstlichen Rom, in dem seit dem Beginn des 18. Jh. der Protestantismus zunehmend bedeutende Spuren hinterlassen hat.

Wolfgang G. Krogel

Gli abitanti del ghetto di Roma. La *Descriptio Hebreorum* del 1733, a cura di Angela Groppi, Roma (Viella) 2014 (I libri di Viella 187), 292 S., ISBN 978-88-6728-349-1, € 27.

Der Band ediert und erschließt eine kürzlich im *Archivio di Stato di Roma* entdeckte fundamentale sozialhistorische Quelle zum römischen Ghetto in der Frühen Neuzeit. Die *Descriptio Hebreorum* enthält die Ergebnisse eines von der *Camera Apostolica* veranlaßten, zwischen dem 27. Juli und dem 17. August 1733 im Ghetto durchgeführten Zensus. Vorwiegend zu fiskalischen Zwecken wurde darin die gesamte jüdische Bevölkerung namentlich sowie geordnet nach Familien und Häusern erfasst – 4059 Personen in 892 Familien, 2,6 % der gesamten stadtrömischen Bevölkerung jener Jahre. Damit liegen nun zum ersten Mal nicht nur zuverlässige Zahlen zum Bevölkerungsbestand im Ghetto in der Periode zwischen der Errichtung des neuzeitlichen Ghettos 1555 und der nächstfolgenden überlieferten Zählung von 1796 vor, sondern darüber hinaus auch aufschlußreiche Daten zur Zusammensetzung und Altersstruktur der Familien, zu deren Verteilung über die einzelnen Segmente des Ghettos und zur Bewohnerdichte in den Häusern; auch kulturhistorisch – etwa durch die hier überlieferten Personennamen – sind diese Daten von hohem Interesse. Der Band ediert im hinteren Teil (S. 189–274) die vollständige *Descriptio*. Die vorgeschalteten wissenschaftlichen Beiträge interpretieren die Quelle und verorten ihre Bedeutung für die Geschichte des römischen Ghettos in der Frühen Neuzeit. Den Kern bilden hier die beiden umfangreicheren Studien von Michaël Gasperoni, der die *Descriptio* einer ersten demographisch-statistischen Auswertung unterzieht und die Daten in Beziehung zu den Ergebnissen späterer Zählungen im Ghetto setzt, und von Giancarlo Spizzichino, der die Situation der römischen jüdischen Gemeinde speziell in dem Jahrzehnt zwischen 1731 und 1741 umreißt. Die Hg., Angela Groppi, befaßt sich mit der Geschichte der Bevölkerungsdokumentationen im Ghetto, während Kenneth Stow (dessen Beitrag zusätzlich auch in englischer Sprache aufgenommen wurde) eine allgemeine Einführung gibt. Das Spektrum wird abgerundet durch die kurze Abhandlung von Raffaele Pittella über die kartographische und

ikonographische Darstellung des Ghettos in Romkarten und -ansichten des späteren 17. und 18. Jh. Nicht nur diesem Beitrag korrespondiert ein sehr instruktiver Tafelteil, der anhand älterer Stadtpläne einen visuellen Eindruck von der Lage des Ghettos vermittelt und durch farbliche Hervorhebungen zeigt, an welchen Tagen der Zensus in welchen Teilen des Ghettos durchgeführt wurde. Zusätzlich illustrieren historische Planaufrisse eines der direkt am Tiber gelegenen Häuser die prekäre Wohnsituation im ärmsten und durch die Flußnähe ungesunden Segment des Ghettos. Der inhaltlich wie handwerklich (Familienregister zur *Descriptio!*) vorzüglich gearbeitete Band stellt die bisherigen Kenntnisse über die Lebensverhältnisse im römischen Ghetto im ersten Drittel des 18. Jh. auf ein sehr viel stabileres Fundament als bisher, weist aber auch darüber hinaus, lassen sich die detaillierten Angaben der *Descriptio* doch diachron zu anderen Epochen in der Geschichte der Juden Roms und anderer jüdischer Gemeinschaften Italiens vielfach in Beziehung setzen.

Thomas Brechenmacher

Salvatore Marino, Ospedali e città nel regno di Napoli. Le Annunziate: istituzioni, archivi e fonti (secc. XIV–XIX), Firenze (Olschki) 2014 (Biblioteca dell'Archivio storico italiano 35), XVI, 152 S., ISBN 978-88-222-6306, € 23.

Das vorliegende Buch geht auf eine an der Universität Siena im Rahmen des Forschungsprojektes „Institutionen und Archive“ entstandene Doktorarbeit zurück. Obwohl gerade die Ritterorden in Süditalien zuletzt das rege Interesse der Forschung gefunden haben, fehlten bisher grundlegende Forschungen zu den städtischen Hospitälern, die sich vor allem der Armen- und Krankenfürsorge widmeten. Thema der Arbeit sind die Hospitäler der *Annunziata*, die sich in der ersten Hälfte des 14. Jh. nach der Gründung des ersten Hospitals in Neapel relativ rasch im Norden Kampaniens verbreiten konnten, während die Hospitäler in Apulien, der Basilicata oder Kalabrien kaum Fuß fassen konnten. Im ersten, institutionengeschichtlichen Teil des Buches gelingt es dem Autor überzeugend, die traditionelle These der Gründung des „Mutterhospitals“ in Neapel in den zwanziger Jahren des 14. Jh. zu widerlegen, da die Hospitäler in Neapel, Aversa und Capua bereits um 1318 in den Quellen nachweisbar sind. Generell zeichneten sich die Hospitäler der *Annunziata* durch eine weitgehende Kontrolle durch die städtische Bürgerschaft und eine enge Verbindung zum regierenden Herrscherhaus (vor allem unter den Königen aus dem angiovinischen Seitenzweig „Anjou-Durazzo“) aus. Ein besonderes Merkmal der „Annunziate“ war der Verzicht auf eine hierarchische Struktur, da die einzelnen Hospitäler weitgehend unabhängig von einander agierten, wenn auch dem Mutterhaus in Neapel ein Ehrenvorrang gebührte. Der zweite Teil des Buches widmet sich der archivalischen Überlieferung für die einzelnen Hospitäler im Regno. Obwohl die Archivbestände einiger Hospitäler im Zuge der Säkularisation zu Beginn des 19. Jh. in den Fond „Pergamene dei monasteri soppressi“ des Staatsarchivs Neapel eingingen und somit 1943 unwiderruflich

zerstört wurden, haben sich andererseits einige Archive – so vor allem für das Mutterhospital in Neapel, aber auch die *Annunziata* in Aversa und Sulmona – weitgehend intakt erhalten, was in Zukunft auch detaillierte lokalgeschichtliche Forschungen anregen sollte. Im dritten Teil der Arbeit ediert M. zehn Königsurkunden aus dem Archiv der *Annunziata* in Neapel aus den Jahren 1383 bis 1473. Leider steht der Editor offensichtlich mit dem Beistrich auf Kriegsfuß, da häufig auf ganzen Seiten kein einziges Komma gesetzt wurde, was die Benutzung des Urkundenanhangs sicherlich nicht erleichtert. Insgesamt handelt es sich trotz einiger Mängel – im institutionengeschichtlichen Teil beschränkt sich der Autor z. B. de facto häufig auf Regesten der Schenkungen der Könige, die notdürftig durch einen Text verbunden wurden – um eine zuverlässige Einführung in ein Thema, das von der Forschung allzu lange vernachlässigt wurde.

Andreas Kiesewetter

New approaches to Naples c. 1500-c. 1800. The power of Place, ed. by Melissa Calaresu and Helen Hills, London (Ashgate) 2013, 260 pp., ISBN 978-1-4094-2943-2, GBP 70.

Il principale obiettivo di questo volume è quello di riscattare l'immagine di Napoli attraverso l'impiego di nuovi approcci metodologici e lo studio di aspetti inediti che contribuiscano a collocare la realtà partenopea in una categoria equidistante tanto dall'esotismo quanto dalla marginalizzazione. Il volume è diviso in tre parti: I. Disaster and decline; II. Topographies; III. Exceptionality. Nella prima parte si punta a porre in evidenza le dinamiche di materialità e spiritualità che hanno contribuito alla creazione dei luoghi intesi come elementi mutevoli e vitali, superando l'idea dei luoghi e delle persone come contenitori passivi rispetto ai cambiamenti. John A. Marino nel suo saggio indaga il rapporto tra i miti della modernità e il proprio mito cittadino di Napoli, sottolineando il ruolo di luoghi cruciali come San Domenico Maggiore, *pantheon* di quattro generazioni di sovrani aragonesi che assume, pertanto, un pesante valore simbolico tanto sul piano politico che su quello religioso; Helen Hills si concentra, invece, sulla connessione inscindibile tra materialità e spiritualità nella creazione dei luoghi indagando, in particolare, sulla Cappella del Tesoro di San Gennaro e giungendo alla conclusione, per certi aspetti paradossale, per cui, sebbene la Cappella sia stata costruita per contenere le reliquie del santo, purtuttavia esse sono di per se stesse incontenibili. Rose Marie San Juan esplora le rappresentazioni della peste del 1656 e gli effetti prodotti sui luoghi cittadini e sull'immagine della città che diventa, necessariamente, un'immagine di morte. L'A. oppone a Napoli il caso romano dove la separazione tra i sani e i contaminati appare più concreta ed evidente contribuendo all'identificazione di Roma come una città moderna, fortemente organizzata e in grado di proteggere i suoi abitanti dal contagio. Nella seconda parte il tema centrale è rappresentato dall'individuazione di una pluralità di fattori (religioso, politico, sociale) coinvolti nel processo di ridefinizione dei confini della topografia della città

di Napoli connessi, anche, alla forgia di una identità di corte internazionale in seno alla nuova dinastia dei Borbone. Harald Hendrix studia la topografia attraverso i testi letterari (italiani e non) che costituiscono fonti eccellenti di stereotipi sia quando l'intento è letterario e simbolico, sia quando si tratta di documentari. In entrambi i casi emerge una chiara volontà di autorappresentazione cittadina che è supplementare alla costruzione stessa dell'identità urbana. Un discorso per certi aspetti analogo (nei termini dell'identità) è quello formulato da Dinko Fabris a proposito delle meravigliose collezioni di strumenti musicali in possesso dell'*élite* napoletana che hanno, per lo più, preso la via degli Stati Uniti alla fine della Seconda Guerra Mondiale, così come era accaduto alle biblioteche private dell'aristocrazia partenopea a partire dal 1870. Helena Hammond concentra, invece, il suo contributo sulla forgia di una nuova identità di corte, dal carattere marcatamente internazionale, del regime napoletano di Carlo di Borbone, a partire dal suo arrivo a Napoli nel 1734. Secondo l'A. uno degli strumenti più efficaci a tal fine fu la creazione di riserve di caccia atte a proiettare l'esistente realtà latifondista meridionale in una prospettiva rinnovata, accentrata e in cui, soprattutto, i privilegi dell'aristocrazia locale siano sempre sacrificabili dinanzi alle esigenze del monarca e della sua corte. La terza parte si occupa di tematiche connesse all'introyettazione e alla conseguente autorappresentazione di alcuni stereotipi, nonché del ruolo attivo dei cittadini tanto nella costruzione quanto nel consumo dei *cliché* che continuano a dominare le rappresentazioni della parte meridionale della penisola italiana. Paola Bertucci affronta la funzione delle architetture citando il caso delle Biblioteca e della Accademia Spinella come esempi emblematici tanto della visione culturale del principe di Tarsia, così come delle sue ambizioni politiche. L'A. sottolinea come la costruzione di Palazzo Tarsia rispondesse a nient'altro che alla precisa intenzione di celebrare il principe e di collocarlo in una posizione chiara nella società napoletana: rinnovata e fedele al nuovo sovrano. Il palazzo divenne anche luogo di ritorno alla „Repubblica delle Lettere“ e teatro delle più ardite sperimentazioni artistiche e scientifiche, nonché meta ambita del *Grand Tour* dove i visitatori s'imbattevano nella sensibilità in campo artistico e scientifico della nuova dinastia regnante. Melissa Calaresu intende approfondire alcuni aspetti della vita cittadina e commerciale muovendosi tra le vie napoletane e studiando le merci che vi si trovavano esposte e in vendita. In particolare l'A. si interessa a ciò che accade nel XVIII secolo quando, entrata Napoli nel circuito del *Grand Tour*, sono gli stessi napoletani a procedere all'esoticizzazione del prodotto napoletano, dando vita ad una produzione artistica finalizzata a soddisfare le richieste dei visitatori stranieri (l'esempio fatto dall'A. è quello emblematico dei personaggi del presepe). Chiude il volume una riflessione di Anna Maria Rao circa le „missed opportunities“ nella storia di Napoli. Attraverso un *excursus* che parte dalle vicende masanelliane del Seicento, passa per la rinomata cultura accademica dell'Illuminismo, per la Repubblica del 1799 e per le insurrezioni antirepubblicane del XIX secolo, l'A. giunge fino al XX secolo e individua alcune questioni cruciali: Napoli è intesa nei termini di un enorme emporio tra l'Europa e l'Africa, ma anche come oggetto di un rinnovato esoticismo

figlio della subordinazione coloniale in grado di dare vita a una realtà in cui l'inferiorità economico-politica e la superiorità culturale costituiscono ancora un quadro di assai difficile interpretazione.

Rafaella Pilo

Diego Carnevale, *L'affare dei morti. Mercato funerario, politica e gestione della sepoltura a Napoli (secoli XVII–XIX)*, Roma (École française de Rome) 2014 (Collection de l'École française de Rome 496), 551 S., ISBN 978-2728310616, € 39.

In der vorliegenden Publikation zum Beerdigungswesen Neapels (17. bis 19. Jh.) wählt Diego Carnevale einen für Italien bisher vernachlässigten, gleichwohl fruchtbringenden Untersuchungsansatz: den der institutionellen Ebenen mit einer besonderen Berücksichtigung der „Ökonomie des Todes“. Hierunter fasst er die Organisation und Vergütung von Leistungen rund um Grablegung und Trauer als wichtige Bausteine im Haushalt besonders größerer neapolitanischer Kirchgemeinden. Der Fokus auf Neapel erweist sich dabei als glückliche Wahl, erlaubt die Quellenlage doch eine aussagekräftige Rekonstruktion der Verhältnisse in der nach Istanbul zweitgrößten Stadt des Mittelmeerraums dieser Zeit. Sieben gut strukturierte Hauptkapitel ordnen das Material, dem auch verschiedene Tabellen, Grafiken und Stadtpläne sowie ein umfangreicher Fußnotenapparat beigegeben sind. Überdies bezieht Carnevale in seine Darstellung durchgängig und gewinnbringend den Vergleich mit anderen europäischen Städten – etwa Paris oder London – ein. Nach einem Abstecken des Forschungsfeldes führt der Autor den Leser in den Alltag des in der frühen Moderne kirchlich getragenen Bestattungswesens in der Hauptstadt des Königreichs Neapel ein und erarbeitet die Zusammensetzung und Gliederung ihrer mit dem Thema Sterben und Tod betrauten Administration. Verschiedene innerstädtische Kirchgemeinden, Bruderschaften, Krankenhäuser und Orden teilten sich diesen Aufgabenbereich. In Neapel existierten keine eigentlichen Friedhöfe, bestattet wurde vielmehr vorrangig in der *terra santa*, Grabräumen unter den Kirchen. Waren sie voll, wurden die Überreste aus der Stadt gebracht. Knochenkrypten dienten dem *memento mori*, das im Zuge der Rekatholisierung nach dem Tridentinum eine Aufwertung erfuhr. Verschiedene Herrschaftswechsel in rascher Abfolge begünstigten tiefgreifende Änderungen auch im Bereich der Bestattungstarife. Eine Reform von 1711 und eine zweite 1738 etwa führten zu einer drastischen Reduktion der Preise, was fortgesetzte juristische Debatten um die Finanzierung speziell der kostenlosen Beerdigung der Armen nach sich zog. Zeitgenössische Gutachten und Abhandlungen zum Thema Tarif und Bestattungsrecht werden im Buch aufgefächert. Weiter geht Carnevale vor dem Hintergrund seiner Fragestellung auf die soziale Hierarchie im Todesfall ein: Die Aristokratie etwa achtete dem allgemein geltenden Gebot der Demutsbekundung angesichts des Todes zum Trotz durch Einbalsamierung des Leichnams oder eigene, nicht wie sonst üblich beim Leichenträger gemietete Leichenwagen auf soziale Distinktion. Auch ein „Luxus“ des Volkes wird aus der Vielzahl der weit über das Minimum hinausgehenden Trauer-

feiern in den Kirchen – „Esequie pompose“ (S. 156) – ersichtlich. Die im 18. Jh. aufkommenden, auf vorgeblich pathogene „Miasmen“ rekurrierenden Krankheitslehren und die folgende Hygienebewegung forderten dann gerade in Neapel mit seiner *terra santa*-Praxis nachdrücklich die Verlegung der angesichts wachsender Bevölkerungszahlen überlasteten innerstädtischen Bestattungsgründe in Gebiete *fuori le mura*. Angestoßen von der Wissenschaft kam dies einem Bruch mit lang gewachsenen Traditionen gleich, wurde aber aufgrund verschiedener Epidemien früh systematisch angegangen. Ein Paradigmenwechsel zeichnete sich ab; die geplante Erschließung eines großen außerstädtischen Friedhofes erfolgte schrittweise in den 1830er Jahren. Zugleich festigte sich bis in das 19. Jh. hinein ein Nebeneinander von alten Bräuchen und neuen Bestattungsrichtlinien, von kirchlicher und staatlicher Zuständigkeit. Gelegentliche Redundanzen und Kürzungspotenziale (etwa S. 325–334) schmälern die Bedeutung der hier angezeigten Arbeit nicht: Sie stellt einen wichtigen Beitrag zum Forschungsfeld der Geschichte des Todes in der Neuzeit dar und wird mit ihrem Fokus auf Wirtschaft und Recht den Diskurs bereichern.

Carolin Kosuch

Massimiliano Ambruso, Castel del Monte. Manuale storico di sopravvivenza, presentazione di Franco Cardini, Bari (CaratteriMobili) 2014 (Questioni di Storia 8), 275 S., ISBN 978-88-96989-52-4, € 20.

Um kaum ein anderes historisches Bauwerk ranken sich so viele Mythen und Legenden wie um das friderizianische Castel del Monte in Apulien. Angeregt sicherlich auch durch seine faszinierenden acht Ecken sind ihm unzählige Funktionen über die Jahrhunderte hinweg angedichtet und zugeschrieben worden: um ein Jagdschloss, eine Trutzburg, den Liebblingssitz des Kaisers, einen Tempel, eine Sternwarte, ein Hamam, ein Thermalzentrum – um nur die glaubwürdigsten und abwegigsten Theorien zu nennen – soll es sich gehandelt haben. Der Autor der vorliegenden Publikation, Massimiliano Ambruso, hat es sich daher zum Ziel gesetzt, in einer Art „Handbuch“ dem staufischen Gebäude auf den Grund zu gehen und anhand der existierenden Quellen mit den verwirrenden Zuschreibungen ein für alle Mal aufzuräumen. Ausgehend vom ältesten Beleg zu Castel del Monte, einem Brief Friedrichs II. an Riccardo de Montefusco, Justitiar der Capitanata, vom 29. Januar 1240, in dem der Kaiser einige klare Anweisungen für den Bau eines *castrum* bei Santa Maria del Monte trifft, analysiert Ambruso Kapitel für Kapitel die existierenden Theorien rund um die achteckige Burg. Quellennah, belesen und stilsicher gelingt es ihm dabei, dem Leser die „wahre“ Geschichte von Castel del Monte überzeugend vor Augen zu führen. Dabei versucht Ambruso den kastellartigen Charakter des achteckigen Gebäudes zu retten und schreibt der Burg einen wichtigen herrschaftssymbolischen, propagandistischen und residenziellen Platz im kaiserlichen Burgennetz zu. Ein Personen- und Ortsregister ergänzt den kurzweiligen Band, der von Franco Cardini eingeleitet und mit einem Anhang zum Codice Voynich von Anna Castriota beschlossen wird und lediglich

einige Flüchtigkeitsfehler beim Zitieren der deutschsprachigen Forschungsliteratur aufweist. In Zukunft sollte ihm bei allen stauferinteressierten Apulien-Liebhabern ein fester Platz im Handgepäck gehören.

Julia Becker

Paul Oldfield, *Sanctity and Pilgrimage in Medieval Southern Italy, 1000–1200*, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XVI, 310 S., ISBN 978-1107000285, £ 65.

Das zu besprechende Buch ist bereits die zweite Synthese des Vf. zur hochmittelalterlichen Geschichte Süditaliens. Nachdem Oldfield mit seiner 2009 erschienenen Dissertation die bislang einzige Gesamtdarstellung zur Geschichte der Städte auf dem süditalienischen Festland vom 11. bis ins frühe 13. Jh. vorgelegt hat, nimmt er sich in seinem neuen Buch der Themen Heiligkeit und Pilgerwesen an. Die Qualitäten sind die gleichen wie in der ersten Arbeit: Abermals erwartet den Leser eine Studie auf breiter Quellenbasis und souveräner Kenntnis der Forschung. Das Buch gliedert sich in die beiden Teile „Sanctity“ (S. 19–178) und „Pilgrimage“ (S. 179–273). Den ersten Teil leitet Oldfield mit einem konzisen Überblick zu Heiligen und ihren Kulturen in Süditalien vor dem Jahr 1000 ein (S. 21–50). Wichtige Rahmenbedingungen zum Verständnis der frühmittelalterlichen Heiligenkulte seien die politische Zersplitterung und die Transkulturalität Süditaliens gewesen. Änderungen im Untersuchungszeitraum führt der Vf. vor allem auf zwei Faktoren zurück: die Ankunft der Normannen, die im Zuge ihrer Herrschaftsstabilisierung zu eifrigen Förderern von Heiligenkulturen wurden, und den zeitgleich zunehmenden Einfluss des Papsttums auf die Region. Die deutliche Konjunktur von Bischofsheiligen im 11. und frühen 12. Jh. auf dem gesamten süditalienischen Festland erklärt Oldfield schlüssig aus der Neuordnung sowie Verfestigung der süditalienischen Bistumsorganisation (z. B. wurde die fehlende Tradition neu geschaffener Bistümer regelmäßig dadurch kompensiert, dass bald nach dem Tod des ersten Bischofs dessen Verehrung als Heiliger einsetzte). Die zweite große Gruppe ‚neuer‘ Heiliger bestand aus griechischen Eremiten sowie einer ganzen Reihe ‚lateinischer‘ Heiliger, für die das griechische Eremitentum lange Zeit Vorbild vor. All denen, die an der Geschichte der normannischen Könige interessiert sind, seien die S. 173–178 empfohlen, auf denen Oldfield die hagiographischen Berichte zur Beziehung einzelner Herrscher mit süditalienischen Heiligen diskutiert. Der zweite Teil der Arbeit beginnt mit einer Einordnung Süditaliens in die internationale Karte des Pilgerwesens (S. 181–208). Dabei attestiert Oldfield vor allem dem Michaelsheiligtum auf dem Gargano und den in Bari verehrten Reliquien des Heiligen Nikolaus von Myra überregionale Bedeutung. Für die meisten Pilger sei Süditalien hingegen nur eine Etappe auf dem Weg zu bedeutenderen Zielen (Rom und Jerusalem) gewesen. Es folgen Ausführungen zur Infrastruktur, zum Pilgerschutz durch das Königtum, den mit der Pilgerschaft verbundenen Gefahren und zur Wahrnehmung Süditaliens durch Reisende im 11. und 12. Jh. Abschließend (S. 226–273) untersucht der Vf. die Einzugsradialen süditalienischer Pilgerstätten sowie die Ziele, die Pilger aus Süditalien

außerhalb der Region ansteuerten (vor allem Santiago de Compostela und das Heilige Land; eine auffallend geringe Rolle habe Rom gespielt). Kritik gibt es bei alledem nur im Kleinen. Fraglich scheint mir z. B., ob Rom tatsächlich so unwichtig für süditalienische Pilger war, wie von Oldfield bescheinigt. In der von ihm nicht herangezogenen Sammlung an Mirakeln, die sich am Grab Papst Leos IX. in St. Peter zugetragen haben sollen (BHL 4821), werden jedenfalls Pilger aus Apulien, Gaeta und mehrfach der *Terra Sancti Benedicti* genannt. Auch dürfte sich die in der Studie betonte Verbindung zwischen dem Papsttum und der süditalienischen Kirche in vermehrten Rombesuchen durch Süditaliener niedergeschlagen haben – dass diese die Kurie aufgesucht, die Pilgerstätten jedoch ausgespart haben, ist wenig wahrscheinlich.

Markus Krumm

Sandro Carocci, *Signorie di Mezzogiorno. Società rurali, poteri aristocratici e monarchia (XII–XIII secolo)*, Roma (Viella) 2014 (La storia. Saggi 6), 596 S., ISBN 978-88-6728-322-4, € 49.

Die *Signoria* als Forschungsobjekt der Mediävistik erfreut sich einer langen Tradition. In der deutschen Forschung streift dies die Betrachtungen der Grundherrschaft, wobei eine Gleichsetzung mit dem Begriff *Signoria* nicht erfolgen darf, da dieser vielgestaltiger ist (S. 57–62). Bisher wurde dem Phänomen der *Signoria* anhand von Untersuchungen im norditalienischen Raum nachgegangen, die südlichen Gebiete Italiens spielten dabei eine untergeordnete Rolle. Sandro Carocci verwies bereits 2004 in einem Aufsatz zur *signoria rurale* darauf, dass Süditalien unter diesem Blickwinkel eine besondere Bedeutung zukommt, was jedoch zunächst ein Forschungsdesiderat blieb. Mit der vorliegenden Studie möchte er diese Lücke schließen. Das Hauptanliegen des Autors ist es, eine systematische Analyse der *Signoria* in normannischer, staufischer und angiovinischer Zeit zu liefern. Dabei wird auf eine Vielzahl von Aspekten eingegangen, die eine solche Untersuchung erst ermöglichen. So liefert der Autor definitorische Überlegungen zur *Signoria* (S. 57–62, 454–459) und Feudalismus (S. 23 f., 127–131). Zunächst werden in einem einleitenden Kapitel die Grundvoraussetzungen für die Entstehung der *Signoria* um die erste Jahrtausendwende dargestellt (S. 45–57), darauf folgt die Analyse der normannischen Zeit, wobei der Fokus, neben der allgemeinen Darstellung der Eroberungen unter Robert Guiskard, auf dem Aufbau der Fürstentümer, das importierte Feudalsystem und die einhergehenden Veränderungen gelegt wird (S. 64–107). Eine Geschichte der jeweiligen Herrschaften wird nicht geboten, darauf fragt Carocci problemorientiert nach Veränderungen und übernommenen Strukturen. Im darauf folgenden Kapitel werden die entstandenen Grundstrukturen der Monarchie und des Feudalismus in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, wobei die Auswirkungen der Monarchie, Staatsordnung und der feudalen Verhältnisse auf die Formen der adligen Herrschaft untersucht werden (S. 109–151). Das Problem des Feudalismus und der Historiografie wird beispielhaft an der Regie-

rung Rogers II. (S. 127–131) und am *catalogus baronum* (S. 135–138) nachvollzogen. Im darauf folgenden Kapitel wird die Konditionierung der expliziten legislativen Maßnahmen und ihre Veränderungen in normannischer, staufischer und angiovinischer Zeit untersucht, wobei der königliche Einfluss auf die adlige Macht von besonderem Interesse ist (S. 159–219). Nachfolgend richtet sich das Augenmerk des Autors vermehrt auf Personengruppen, so werden die Organisation des süditalienischen Adels und deren untergeordnete Schichten untersucht (S. 227–263). Das Verhältnis und die Beziehungsgefüge des Klientelismus und der Unterwerfung werden anhand von Pontecorvo und Montecalvo genauer betrachtet (S. 265–271), wobei besonders die Personalstrukturen in den Mittelpunkt gerückt werden (S. 227–310). Danach widmet sich der Autor den Bauern und Dienern und somit dem Problem der Freiheit und Unfreiheit (S. 311–342). Innerhalb dieser Betrachtung setzt sich Carocci recht kritisch mit der bisherigen Literatur auseinander. Im neunten Kapitel wird das herrschaftliche Recht und deren Entwicklung unter den Staufern und Angiovinen thematisiert (S. 343–375). Danach betrachtet Carocci das wirtschaftliche Leben der herrschenden Schicht und der bäuerlichen Welt in der *Signoria* (S. 377–469), um daraus verstehen zu können, wie dieses gesteuert wurde und wie das System der Abgaben durch Adel, Kirche und Klöster sich im Laufe der Jahre anpasste und veränderte. Ferner wird sowohl rechtlichen als auch wirtschaftlichen Aspekten nachgegangen, wie zum Beispiel den agrarischen Strukturen, dem Phänomen der *Corvée* und Zwangsarbeit, dem Landgut (*demani*) und der Produktion in der *Signoria*. Im letzten Kapitel wird das soziale Umfeld, in dem herrschaftliche Macht ausgeübt wurde, umrissen (S. 471–513). Dabei interessiert den Autor vor allem, wie die herrschaftlichen Kräfte sich auf die Funktion der ländlichen Gesellschaft auswirkten und wie diese organisiert waren. Carocci kann mit diesem Werk eine umfassende Analyse der *Signoria* liefern und schafft es, sozioökonomische und anthropologische Aspekte der ländlichen Bevölkerung in Beziehung zu den herrschenden Klassen zu setzen, wobei gleichfalls die Dialektik zwischen Monarchie, Adel und Bauerngesellschaft eine große Beachtung findet. Als besonders lobenswert erscheint der Aspekt, dass der fast schon zur Gewohnheit gewordenen Idee der Rückständigkeit Süditaliens entgegengewirkt wird und die bisherige moderne Historiographie äußerst kritisch benutzt wurde. Der Autor schafft es zu zeigen, dass in der zu betrachtenden Zeit keinesfalls von einem Nordsüdgefälle gesprochen werden kann, denn im Mezzogiorno zeigte sich eine ungeahnte Komplexität, Dynamik und Fortschrittlichkeit, die der Region Norditalien in keiner Weise nachstand. Für die Erforschung der *Signoria*, Monarchie, Adelherrschaft und der ländlichen Gesellschaften in Süditalien wird diese Arbeit als maßgeblich gelten.

Pierre Köckert

Alle origini del dualismo italiano. Regno di Sicilia e Italia centro-settentrionale dagli Altavilla agli Angiò (1100–1350), a cura di Giuseppe Galasso, Atti del convegno internazionale di studi, Ariano Irpino, 12–14 settembre 2011, ventennale del Centro Europeo di Studi Normanni (1991–2011), Soveria Mannelli (Rubbettino) 2014 (Fonti e studi / Centro Europeo di Studi Normanni, n. s. 2), 311 S., Abb., ISBN 978-88-498-3839-8, € 15.

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 150-jährigen Jubiläum der italienischen Staatsgründung veranstaltete das *Centro Europeo di Studi Normanni* im September 2011 in Ariano Irpino einen Kongress, der das viel diskutierte Phänomen der *questione meridionale* aus mediävistischer Sicht wissenschaftlich diskutierte. Methodologisch ging es dabei um die Frage eines determinierenden Kausalnexus zwischen historischen (wirtschaftlichen, strukturellen, juristischen und gesellschaftlichen) Fakten und aktuellen Entwicklungen. Kausale Zusammenhänge scheinen auf den ersten Blick evident, die (vor allem politische) Instrumentalisierung der Vergangenheit erfordert allerdings eine profunde wissenschaftliche Differenzierung, wozu der mit italienischen und ausländischen Expertinnen und Experten besetzte Kongress einen wichtigen Beitrag liefert. Den wissenschaftlichen Ausgangspunkt bildet die Veröffentlichung von David Abulafia, *The two Italies: economic relations between the Norman kingdom of Sicily and the Northern communes*, Cambridge 1977. Der Autor selbst ordnet in seinem Beitrag „Il contesto mediterraneo e il primo disegno delle due Italie“ (S. 11–28) unter Berücksichtigung einschlägiger neuerer Forschungsergebnisse seine Grundthese von einem entstehenden wirtschaftlichen Dualismus zwischen norditalienischen Handelsstädten und dem Königreich Sizilien in einen weiteren geographischen Rahmen ein und betont die starke wirtschaftliche Interdependenz zwischen den norditalienischen Kommunen und dem süditalienischen Königreich. Die Abhängigkeit der Städte Genua, Florenz oder Venedig von umfangreichen Getreidelieferungen brachte den jeweiligen Machthabern in Süditalien zwar beträchtliche Geldsummen ein, führte aber zu agrarischer Monokultur und letztendlich zur Verhinderung von Innovationen in anderen Wirtschaftssektoren. Ausgehend von dieser These untersuchen die folgenden vier Aufsätze (Claudio Azzara, *I precedenti prenormanni*, S. 29–35, Errico Cuozzo, *I Normanni*, S. 37–48, Hubert Houben, *Gli Svevi e l’Italia*, S. 49–58, und Francesco Paolo Tocco, *Gli Angiò*, S. 59–76) den Zeitraum von ca. 700 bis 1350. Dabei werden einige Faktoren deutlich, die langfristig die weitere Entwicklung bestimmen sollten, wie z. B. Ansätze eines einheitlichen (?) „karolingischen“ Herrschafts- und Wirtschaftsraums gegenüber der politischen und wirtschaftlichen Zersplitterung Süditaliens, die Einführung eines ausgeprägten Feudalismus, der vorhandene städtische Entwicklungspotentiale hemmte, oder der seit staufischer und anjovinischer Zeit wachsende Finanzbedarf, der zu verstärktem Steuerdruck und zur finanziell lukrativen Monokultur des Getreideanbaus und –exports führte. Diesen Faktoren stehen allerdings die Entwicklung Süditaliens zu einem wichtigen Akteur auf der politischen Bühne und eine trotz – oder vielleicht gerade wegen – der genannten Phänomene bedeutende Wirtschaftskraft zwischen dem 12. und dem 14. Jh. entgegen. Die Beiträge

von Ermanno Orlando, *Venezia e il Regno (1100–1350)*, S. 77–110, und Claudio Lo Jacono, *L’Imamato fatimide tra XI e XII secolo*, S. 111–122, zeigen die wirtschaftliche Interessenlage im Mittelmeerraum auf. Gerade am politisch-wirtschaftlichen Beziehungsgeflecht zwischen Venedig und dem Königreich Sizilien werden die Interdependenz, aber auch die wachsenden strukturellen Probleme der Wirtschaft Süditaliens deutlich: Sie geriet in immer stärkere Abhängigkeit vom norditalienischen Markt, während Venedig aufgrund seiner Wirtschaftsverbindungen im gesamten östlichen Mittelmeerraum flexibel agieren konnte. Der zweite Teil des Kongresses behandelt thematisch die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen, die die Entstehung eines Dualismus beeinflussten. Die im 11. und 12. Jh. durchaus bestehenden Ansätze von merkantilen und urbanen Strukturen (Amalfi, Neapel, Salerno, apulische Küstenstädte) wurden durch Feudalisierung und staatlichen Monopolismus verdrängt, zahlreiche lokale Handelsfamilien zogen agrarischen Grundbesitz und lukrative Staatsämter dem risikoreichen Handelsgeschäft vor, die z. B. in Sizilien ursprünglich ausgeprägte Diversifikation agrarischer Produkte wurde zunehmend aufgegeben, die handwerkliche Produktion stagnierte oder verschwand vollends (Jean-Marie Martin, *Mercanti e classi mercantili: un problema generale*, S. 123–135; Rosanna Alaggio, *Il processo di feudalizzazione della società del Mezzogiorno. I contesti urbani della Puglia*, S. 137–176; Henri Bresc, *Sicilia del tardo Medioevo: parallelismi e divergenze*, S. 177–190). Die Infrastruktur der Handelswege, die trotz beträchtlicher geographischer Schwierigkeiten auf ein dichtes Netz römischer Straßen zurückgreifen konnte, war einem sukzessiven Niedergang ausgesetzt. Infrastrukturmaßnahmen der jeweiligen Herrscher beschränkten sich – wenn überhaupt – auf militärische Belange und Sicherheitsaspekte (Pietro Dalena, *Vie e mezzi di comunicazione*, S. 191–237). Zahlreiche dieser Faktoren wurden von normannischer bis in anjovinische und aragonesische Zeit durch eine dirigistische staatliche Wirtschaftspolitik begründet oder zumindest gefördert, wie Ortensio Zecchino eindrucksvoll am Beispiel der Gesetzgebung Friedrichs II. zeigt (Ortensio Zecchino, *La politica economica nella Costituzione fridericiana*, S. 239–269). Der abschließende Aufsatz von Nicola De Blasi, *Dualismi, pluralismi e lingua letteraria nel Duecento*, S. 271–291, macht deutlich, dass die Theorie des Dualismus allerdings nicht ohne weiteres auf die kulturellen Aspekte übertragbar ist. Die Zusammenfassung von Giuseppe Galasso, S. 293–311, präsentiert nicht nur in klarer Strukturierung die Kernaussagen der Beiträge, sondern ordnet sie darüber hinaus in einen weiteren zeitlichen und geographischen Zusammenhang ein. Die *questione meridionale* lässt sich ohne die Entwicklungslinien der Frühen Neuzeit und des 19. Jh. und ohne den gesamteuropäischen Kontext nicht ausreichend erklären. Sehr überzeugend ist die Unterscheidung zwischen einem „dualismo pre-unitario e post-unitario“, die beide – freilich in unterschiedlicher Gewichtung – bei der Erklärung des heutigen Problems berücksichtigt werden müssen. Zweifelsohne trugen die genannten Faktoren multikausal zu aktuellen Entwicklungen bei, es wäre aber verfehlt, eine lineare, spätere (Fehl-)Entscheidungen determinierende Entwicklung zu konstruieren. Der vorliegende Kongress-

band erfüllt die gesetzte Aufgabe der Differenzierung in hervorragender Weise und kann nicht nur der mediävistischen, sondern auch der zeitgeschichtlichen Forschung zur Lektüre empfohlen werden.

Thomas Hofmann

Translating at the Court. Bartholomew of Messina and Cultural Life at the Court of Manfred, King of Sicily, hg. von Pieter De Leemans, Leuven (Leuven University Press) 2014 (Mediaevalia Lovaniensia, Series I. Studia 45), XXIX, 394 S., Abb., ISBN 978-90-5867-986-4, € 49,50.

Im Januar 2009 veranstaltete das *Institute for Medieval and Renaissance Studies* der KU Leuven in Kooperation mit der Arbeitsgruppe „Aristoteles Latinus“ an derselben Universität einen Kongress, der die Person des Bartholomaeus de Messina als Übersetzer philosophischer Texte am Hof König Manfreds in den Mittelpunkt stellte. Die inzwischen erschienenen Kongressakten verdeutlichen die zwei Aspekte der Tagung, Kultur und Wissensvermittlung am Hof Manfreds auf der einen und die Praxis der mittelalterlichen Aristotelesübersetzung auf der anderen Seite, die in Bartholomaeus ihr Verbindungsglied aufweisen. Über die Person des Übersetzers sind wir nur durch die Implizits seiner Werke (als Auftragswerke König Manfreds) informiert. Umso verdienstvoller ist es einzuschätzen, dass im Rahmen vorliegender Veröffentlichung seine Person im Umfeld der Hofkultur Süditaliens und der mittelalterlichen Philosophie gewürdigt wird. Von den insgesamt 15 Beiträgen behandeln sieben das kulturelle Umfeld in Süditalien in nachfriderizianischer Zeit, acht analysieren aus philologischer und übersetzungswissenschaftlicher Sicht die überlieferten Werke. Nach einer detaillierten Einleitung durch Pieter De Leemans (S. XI–XXIX), der auf der Basis der Beiträge prägnant die Kernfragen herausarbeitet, gibt Steven J. Williams, *Like Father, Like Son? The Life and Reign of Manfred, King of Sicily*, S. 1–29, einen präzisen Überblick über Leben und Herrschaft Manfreds. Dabei wird zu Recht der Themenkomplex der Kontinuität bzw. Diskontinuität zu Friedrich II. betont. Fulvio Delle Donne, *The „Sapientia“ of Manfred and the „Studium“ of Naples*, S. 33–48, untersucht auf der Basis von Nicolaus de Jamsillas *Historia de rebus gestis* das Außenbild von Manfreds „Kulturpolitik“ in den ersten Jahren seiner Herrschaft. Ihm wird in besonderem Maß Interesse an praxisbezogener Philosophie zugeschrieben, das sich u. a. in der Wiedereröffnung der kurzzeitig nach Salerno verlegten Universität Neapel und in Kontakten zu Gelehrtenkreisen an der Sorbonne manifestierte. Wie stark sich Hofkultur und Universitätsbetrieb in diesen Jahren gegenseitig beeinflussten, zeigen die (echte oder fiktive) Einbindung Manfreds in den scholastischen Diskurs durch Petrus de Ybernia (Michael W. Dunne, „Dubitavit rex Manfredus“ ... *King Manfred and the „Determinatio magistralis“ of Peter of Ireland*, S. 49–64) und die engen stilistischen Verbindungen zwischen den illuminierten Handschriften, die im Universitätsumfeld in Neapel und direkt am Hof Manfreds angefertigt wurden (Alessandra Perriccioli Saggese, *Fra la corte e l'università: manoscritti miniati di età manfre-*

diana, S. 91–111). Umstritten ist die direkte Autorschaft Manfreds an der Übersetzung der pseudo-aristotelischen Schrift *Liber de pomo sive de morte Aristotilis*. Paraskevi Kotzia, „De hebraica lingua transtulimus in latinam“. Manfred of Sicily and the Pseudo-aristotelian „Liber de pomo“, S. 65–89, lässt diese strittige Frage weitgehend offen, betont aber durchaus überzeugend, dass diese Übersetzung von Manfred propagandistisch zur Rechtfertigung eines gleichsam platonisch-christlichen Aristoteles und seiner eigenen Rechtgläubigkeit eingesetzt wurde. Den Übergang zu den Studien zu Bartholomaeus bilden die Aufsätze von Mauro Zonta, *Jewish Philosophy and Translations of Philosophical Texts into Hebrew in 13th-Century Southern Italy, including Sicily: Some Observations*, S. 113–122, und Charles Burnett, *Stephen of Messina and the Translation of Astrological Texts from Greek in the Time of Manfred*, S. 123–132, die das multikulturelle und vielsprachige Umfeld Süditaliens im 13. Jh. unter dem Gesichtspunkt der Übersetzungstätigkeit beleuchten. Die folgenden acht Beiträge analysieren aus philologischer und übersetzungswissenschaftlicher Sicht lateinische Übersetzungen, die mit Bartholomaeus von Messina in Verbindung gebracht wurden. Dabei behandeln Giacinta Spinosa die Schriften *De mundo* (S. 133–164), Pieter Beullens und Gudrun Vuillemin-Diem *De coloribus* (S. 165–201 und S. 203–247), Élisabeth Dévière die *Problemata physica* (S. 249–283), Charles Burnett *De signis* (S. 285–301), Pieter Beullens *De inundatione Nili* (S. 303–329), Dimitri Gutas *De principiis* (S. 331–335) und Valérie Condonier die *Magna moralia* (S. 337–381). Unter Anwendung verschiedener philologischer Methoden (lexikalische Untersuchung, statistische Auswertung der Übersetzungen von Partikeln, Adverbien und Konjunktionen oder Analyse der Angabe von Alternativversionen durch den Übersetzer) können Antworten auf oftmals strittige Fragen, wie die nach der Autorschaft des griechischen Originals (Aristoteles, Pseudo-Aristoteles, Theophrast) oder nach der Identifizierung des Übersetzers (Bartholomaeus oder Wilhelm von Moerbeke) angeboten werden. Letztendlich offen bleiben muss freilich die Frage nach der Qualität der jeweiligen Übersetzung. Unter Berücksichtigung der grundsätzlichen mittelalterlichen Praxis der Wort-für-Wort-Übersetzung werden Problemfelder wie lexikalische und semantische Entsprechung, korrekte Wiedergabe syntaktischer Strukturen und modaler Färbungen oder die Anwendung der zeitgenössischen lateinischen Fachterminologie diskutiert. Erschwerend kommt hinzu, dass die mittelalterlichen Übersetzer in der Regel einen einzigen Kodex (der heute nur in wenigen Fällen erhalten oder sicher identifizierbar ist) als Textvorlage benutzen konnten, eine Kollationierung des Originaltextes also nicht möglich war. Mit der gebotenen Vorsicht lässt sich festhalten, dass Bartholomaeus eine stärkere Affinität zu Texten der sogenannten „Naturphilosophie“ als zu solchen der Logik oder Ethik aufwies. Die Kongressakten, die mit großer redaktioneller Genauigkeit erstellt und mit einem Handschriftenverzeichnis und einem umfangreichen Namens- und Werkindex erschlossen sind, bieten unter interdisziplinärem Ansatz einen hervorragenden Einblick in die Hofkultur Süditaliens unter König Manfred. Dabei konnten und sollten, wie der Herausgeber selbst im Vorwort erklärt (S. XXVIII), keine endgültigen Ergebnisse präsentiert, sondern eher

Anstöße für weitere Forschungen gegeben werden. Auch wenn der zweite Teil sich eher an Philologen wendet und Grundkenntnisse in der Aristotelesüberlieferung und Scholastik voraussetzt, kann die Veröffentlichung auch von Historikern mit großem Gewinn konsultiert werden. Übersetzungen stellen und stellen (von der Antike bis heute) einen wichtigen Faktor der Kulturvermittlung dar, der in einer immer stärker bildlastigen Zeit leicht übersehen wird.

Thomas Hofmann

Francesco Li Pira, *La Collazione dei benefici ecclesiastici nel Mezzogiorno angioino-aragonese. I „libri annatarum“*, vol. 1 (1421–1458), Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2014 (Fonti per la storia del Mezzogiorno medioevale 22) LV, 334 S., ISBN 978-88-86854-20-7, € 35.

In der Kurienforschung wurden lange Zeit die Produkte der Apostolischen Kammer stiefmütterlich behandelt. So ist es zu begrüßen, dass sie mehr und mehr Objekt der Aufmerksamkeit werden. Hierzu zählen die Annatenzahlungen. Für alle außerhalb des Konsistoriums verliehenen Pfründen mit einem gewissen Mindestertrag hatte der Bepfründete die Hälfte des Einkommens des ersten Jahres (die so genannte Annate) an die Apostolische Kammer zu entrichten. Annatenregister, die in der Kammer geführten Verzeichnisse über diese Zahlung bzw. genauer: über die Selbstverpflichtung zur Zahlung, gibt es seit dem frühen 15. Jh. Erste Fragmente existieren ab 1413, als regelmäßige Registerserie setzen sie jedoch erst 1421 im Pontifikat Martins V. ein. Mit diesem Beginn und endend 1458 hat der Vf. für den Bereich des Königreichs Neapel diese Register editorisch erschlossen. Das Problem, dass Königreich und Diözesangrenzen nicht deckungsgleich sind, wurde gelöst, indem alle Diözesen des Reiches mit allen ihren Betreffen – auch der Teile außerhalb der neapolitanischen Herrschaft – Aufnahme fanden, ebenso das in einer Grauzone zwischen Neapel und Kirchenstaat liegende Ascoli Piceno. Im deutschen Bereich liegen bereits seit langem Auszüge für die Diözese Konstanz vor (Manfred Krebs 1954), allerdings nach zwei Quellen im erzbischöflichen Archiv in Freiburg. Für Italien ist mit der Edition der auf den Mailänder Herrschaftsbereich bezogenen Annatenregistereinträge in jüngerer Zeit ein unmittelbares Vorbild entstanden (Ansani 1994). Wie dort ist auch in vorliegendem Fall eine Edition des Volltextes der Einträge vorgenommen worden, die wegen der Kürze der Einträge aber auch unproblematisch und des hohen Informationsgehaltes wegen sinnvoll ist. Die Auswahl der Annatenobligationen als Quellengattung für eine Publikation hat den Vorteil, dass die Erlangung der darin benannten Pfründe wahrscheinlicher ist als wenn man etwa die Supplikenregister als Grundlage genommen hätte. Bekanntermaßen werden auch im Repertorium Germanicum die Annatenregister als eine der auszuwertenden Reihen berücksichtigt, dort aber auch noch in Kombination mit den tatsächlichen Zahlungseingängen. Der Autor kommt aus der Schule der *Scuola Storica Nazionale per l'Edizione delle Fonti Documentarie* (SSNEFD) und hat unterstützt durch ein dreijähriges Stipendium an vorliegendem Band gearbeitet.

tet. Li Pira hat zuvor 2009 mit einer Arbeit über das neapolitanische Domkapitel bis zum 14. Jh. in mittelalterlicher Geschichte bei Giovanni Vitolo in Neapel promoviert und war auch einige Jahre am Lehrstuhl von Vitolo tätig. Seit 2013 unterrichtet er an der Schule. Im Umfeld der mehrjährigen Erarbeitung dieses Annaten-Buches sind einige kleinere Zeitschriftenartikel von ihm erschienen. Der Vf. kann über 600 Annateneinträge vorstellen. Ausgewertet wurden 14 Annatenbände, die für den Zeitraum 1421–1458 fast vollständig vorliegen (allein für die Jahre 1448–1452 und 1456 besteht eine Lücke in der Überlieferung.), darunter vier Bände, die versprengt im Nationalarchiv in Paris liegen. Die Einträge begleiten ein textkritischer Apparat und Fußnoten mit sachlichen Hinweisen. Sie enthalten aber meist nur Erläuterungen zu Personen (fast ausschließlich Bischöfe). Die Mailänder Edition dagegen hatte hier noch Hinweise auf die entsprechenden Bullen (Bullenregister bzw. deren Indizes) geboten. Der Anmerkungsteil ist bewusst knapp gehalten worden; dennoch hätte die Benutzbarkeit in einem Punkt leicht verbessert werden können: Da nur bei Erstauftreten der Bischöfe weitere Angaben gemacht werden, wäre es hilfreich gewesen, bei späterem Auftreten auf diesen Ersteintrag zu verweisen. In der gewählten Form (nur Name) ist der Umweg über ein Aufsuchen im Namensindex nötig, um diesen Ersteintrag zu finden. Die Einträge werden – anders als im Fall der Mailänder Edition – regional nach Kirchenprovinzen und nachfolgend unter Voranstellung des Erzbistums nach mehrheitlich alphabetisch sortierten Diözesen gegliedert dargeboten. Die zahlreichen exempten Diözesen (allein in Kampanien 27!) sind unter ihren Landschaften getrennt von den Kirchenprovinzen eingefügt. Insgesamt kommen fast 100 Diözesen vor. Wegen der geringen Größe der Bistümer in diesem Raum fällt bisweilen nur ein einziger Eintrag pro Diözese als Ertrag an. Zahlreichere Einträge finden wir z. B. bei Benevent, Salerno, Cosenza, Reggio Calabria. Ein *Index nominorum* enthält das Personenregister (auch Autorennamen enthaltend); kombiniertes Sach- und Ortsregister ist der *Index locorum et rerum notabilium*. Die Ortsnamen sind bis auf Ausnahmen in der lateinischen Form belassen worden, eine aufwändige Identifizierung also nicht erfolgt. In diesem Register sind auch die Patrozinien aufzufinden, diese allerdings in italianisierter Form. Davon getrennt in einem eigenem Index ein Verzeichnis der in und bei den Einträgen genannten Kammerkleriker mit den Jahren und Monaten ihres Auftretens (*Tabula mensariorum, subscriptorum et testium*). Der Sinn eines *Index formularium gratuitatis, notationum et signorum camere apostolice* erschließt sich jedoch nicht, da die bereits im Haupttext gebotenen Kammervermerke in gleicher Anordnung wie dort hier nur nochmals wiedergegeben werden. Der Band bezeugt eine eindrucksvolle Leistung, gerade auch aufgrund der in der Edition so klar erscheinenden Anordnung und Zuordnung, angesichts der zahllosen aufzunehmenden Bistümer, die auch noch von gleichnamigen nichtneapolitanischen geschieden werden mussten. Dies sind Dinge, die in der Edition gar nicht mehr ersichtlich sind, aber enorme Aufmerksamkeit beanspruchen und Detailarbeit bedingen. Genauso eindrucksvoll ist die Bewältigung der Schwierigkeiten im Hinblick auf die nach der napoleonischen Verschleppung der Vatikanischen Archive in Paris verbliebenen Annaten-

bände, die in einem sehr schlechten Zustand und auch schlecht erschlossen sind. Für die vier benutzten Bände legt der Autor eine kodikologische Beschreibung vor (S. XX–XXII). Mit „vol. 1“ ist nur ein Beginn gesetzt. Es sollen nach diesem Auftakt noch zwei weitere Bände folgen: einer für die Periode 1458–1503 und ein übergreifender Band mit Studien zur Benefizialpolitik der letzten Herrscher des Königreichs Neapel aus dem Hause Anjou und der Herrscher aus dem Hause Aragon (S. XXV). Für sie kann man sich ein Fortschreiten auf dem guten eingeschlagenen Wege wünschen.

Sven Mahmens

Loris De Nardi, *Oltre il cerimoniale dei viceré. Le dinamiche istituzionali nella Sicilia barocca*, Padova (Libreriauniversitaria.it) 2014 (Storie e linguaggi 9), 194 pp., ISBN 978-88-6292-547-1, € 17.

Il volume di De Nardi è incentrato sull'aristocrazia siciliana cinque-seicentesca: tema di sicuro interesse, tanto più che esso intende analizzarlo, in sintonia con i più recenti interessi della modernistica, guardando preferibilmente alle questioni protocollari. Nella Sicilia del Cinque e Seicento la nobiltà non gode delle stesse prerogative dei ceti nobiliari degli altri regni della Monarchia asburgica. I cambiamenti dello scenario internazionale della seconda metà del Cinquecento e lo spostamento degli interessi della Monarchia dal Mediterraneo al Nord Europa hanno privato, infatti, la Sicilia della funzione di antemurale e la sua aristocrazia della possibilità di mettersi in luce dal punto di vista militare. Tantomeno i suoi componenti – secondo De Nardi – possono acquistare rilievo agli occhi dei viceré, prestando servizio a Palermo: la tradizionale conformazione della corte non annovera incarichi di prestigio tali da poter soddisfare le aspettative nobiliari. Discutibili amministratori dei loro feudi, la maggior parte dei quali sono gestiti dalla Deputazione del regno, creata a tal fine, i gentiluomini siciliani sembrano disporre di un unico presidio, dal quale esercitare un'azione politica efficace: il Parlamento, laddove periodicamente si votano i donativi necessari alla Corona spagnola. A complicare ulteriormente la posizione nobiliare, in crescente arroccamento, è l'offensiva svolta dal ceto togato, che si è rafforzato nella seconda metà del Cinquecento grazie alle riforme istituzionali di Filippo II e che alla corte di Madrid può contare sul sostegno incondizionato del Consiglio d'Italia, responsabile di molte delle decisioni che interessano la Sicilia. Il ceto togato insidia continuativamente l'antica nobiltà; cerca di lederne le posizioni, ormai più formali che sostanziali, sul terreno del protocollo e della concezione della differenza sociale; briga affinché si neghino ai nobili precedenza e primazie cerimoniali, godute solo in virtù di un privilegio di sangue sempre più messo in discussione dalla trattativa: un tentativo che non giunge a buon fine, ma che è il segnale della debolezza strutturale dell'aristocrazia siciliana in epoca spagnola. La dinamica istituzionale siciliana si consuma così – secondo De Nardi – in un costante conflitto fra due schieramenti, che sembrano non avere contatti e non condividere valori, sotto lo sguardo

degli spettatori istituzionali madrileni, che entrano a dare man forte ai contendenti in virtù di logiche di appartenenza cetuale e non sulla base di solidi interessi o di convenienze momentanee, ma sicuramente dettate dai disegni personali. In questo modo, però, il volume sottovaluta notevolmente il senso del gioco politico dei singoli attori, particolarmente spregiudicati in antico regime nel perseguire i propri fini individuali e familiari, come ci mostrano le acquisizioni della più recente storiografia. Gli ultimi studi sull'aristocrazia siciliana ne hanno, infatti, messo in risalto la capacità di attivare politiche matrimoniali e reti clientelari che efficacemente innervano l'intera società per diramarsi al di fuori dei confini dell'isola e raggiungere non solo Madrid, ma anche le capitali degli altri regni della Monarchia, nonché Roma: si tratta di reti che coinvolgono le figure più diverse e fra le quali non è difficile annoverare esponenti di cappa lunga, magistrati e funzionari, così come mercanti e banchieri, lusingati dal rapporto con l'aristocrazia alla quale sperano di appartenere. Il disinteresse di De Nardi per quanto è emerso, nel corso degli ultimi anni, all'interno dei più avvertiti cantieri storiografici priva così il testo di premesse necessarie a una corretta contestualizzazione delle vicende, cerimoniali e no, che vengono pur descritte con dovizia di particolari e attenzione alla documentazione. Nicoletta Bazzano

Verzeichnis der Rezensenten

Wolfgang Altgeld
Suse Andresen
Oliver Auge
Andreea Badea
Giulia Barone
Martin Bauch
Martin Baumeister
Nicoletta Bazzano
Julia Becker
Rotraud Becker
Klaus Bergdoldt
Martin Bertram
Jan-Erik Beuttel
Guido Braun
Thomas Brechenmacher
Marco Buonocore
Marco Cavarzere
Roland Cerny-Werner
Gabriele B. Clemens
Gemma Colesanti
Tobias Daniels
Marco Di Branco
Christof Dipper
Enrico Faini
Vera von Falkenhausen
Roberto Fiorentini
Pierpaolo Fonzi
Irene Fosi
Christian Gepp
Silvano Giordano
Dieter Girgensohn
Andreas Gottsmann
Stefan Hanß
Jyri Hasecker
Ingo Herklotz
Thomas Hofmann
Andreas Kiesewetter
Lutz Klinkhammer
Pierre Köckert
Alexander Koller
Carolin Kosuch
Wolfgang G. Krogel
Markus Krumm
Gerhard Kuck
Marco Leonardi
Francesco Leone
Ralf Lützel Schwab
Paola Maffei
Sven Mahmens
Werner Maleczek
Mario Marrocchi
Gerhard Müller
Claudio Natoli
Amedeo Osti Guerrazzi
Margherita Palumbo
Rafaella Pilo
Camilla Poesio
Andreas Rehberg
Bernhard Schirg
Ludwig Schmugge
Knut Schulz
Pietro Silanos
Jens Späth
Alberto Spataro
Remigius Stachowiak
Thomas Szabó
Michael Thöndl
Daniele Tinterri
Kordula Wolf
Claudia Zey

Register der in den Rezensionen genannten Autoren

- Abdellatif, R. 463
Abulafia, D. 463, 672
Agten, E. 523
Ahrweiler, H. 465
Airò, A. 500
Alaggio, R. 673
Al-Azmeh, A. 465
Alberigo, G. 493
Albert, M. 523
Alberzoni, M. P. 502, 550
Albury, W. R. 593
Allegria, S. 656
Ambruoso, M. 668
Amitai, R. 468
Andenna, C. 548
Andenna, G. 512
Andergassen, L. 640
Andermann, K. 640
Andretta, E. 507
Anheim, É. 568
Ann, J. 497
Antoniou, G. 482
Armando, D. 507
Arnold, M. 521
Arnold, U. 513
Ascarelli, R. 530
Asserate, A.-W. 618
Aumüller, G. 652
Aurast, A. 544
Avagliano, M. 625
Avallone, F. 535
Azzara, C. 496, 672
- Baberowski, J. 481
Bade, N. 543
Balard, M. 466
Balestracci, D. 609
Banti, A. M. 528
Bardet, J.-P. 658
Barlucchi, A. 651, 656
Baroffio, G. 649
Bartoli Langelì, A. 642
Bartov, O. 481
Bassetti, M. 649
Bayreuther, M. 590
Beales, D. 608
Beck, C. 644
- Begotti, P. C. 646
Bellomo, E. 512
Bély, L. 605
Benedetti, L. 658
Benedetti, R. 650
Benelli, E. 496
Benhima, Y. 463
Berger, D. 541
Berlivet, L. 506
Bernard, J.-F. 657
Bernhard, J.-A. 522
Berthe, P.-M. 564
Bertram, M. 638
Bertrand, G. 659
Bertucci, P. 666
Betta, E. 507
Beullens, P. 675
Bevilacqua, M. 525
Bireley, R. 604
Bistarelli, A. 527
Bivolarov, V. 557
Blasio, M. G. 577
Blennemann, G. 548
Blum, A. 605
Blumenthal, U. R. 549
Boccia, A. 555
Bösel, R. 524
Boiteux, M. 658
Bonnini, A. 496
Bonte, P. 466
Borgolte, M. 469
Borlenghi, A. 657
Bottaro, F. 644
Bottoni, S. 631
Bougarel, X. 471
Bouley, B. 507
Boutier, J. 526
Braun, G. 600
Brentjes, S. 467
Bresc, H. 459, 673
Brizzi, G. P. 517
Brunet, F. 528
Brunett, C. 675
Bruns, P. 517
Bünz, E. 640
Bukowiecki, É. 658
Buonfiglio, M. 657
- Buonomo, B. 658
Burkard, D. 523
Burke, E. 479
Bustaffa, F. 524
Busto, A. 513
- Cabibbo, S. 506
Cacheda Barreiro, R. M. 658
Caffiero, M. 591
Cairolì, R. 627
Calaresu, M. 665
Caldelli, M. L. 657
Camerani Marri, G. 654
Camporesi, V. 659
Canneto, S. 525
Canzian, D. 643
Capelli, V. 656
Capogreco, C. S. 479
Capra, C. 527
Carabott, P. 487
Cardini, F. 463, 668
Cariboni, G. 552
Carnevale, D. 667
Carocci, S. 670
Carriò-Invernizzi, D. 658
Caruso, A. 528
Castriota, A. 668
Cavaciocchi, S. 510
Cavallo, S. 589
Ceriana, M. 561
Cerman, M. 510
Challéat, C. 659
Chauvard, J.-F. 658
Chenau, P. 631
Chiarelli, L. C. 459
Chittolini, G. 652
Choi, J. 497
Christ, G. 467
Christ-von Wedel, C. 520
Ciancio Rossetto, P. 657
Ciriaco, S. 644
Clemens, G. B. 528
Collotti, E. 477
Condonier, V. 675
Contadini, A. 519
Contessa, M. P. 500
Corner, P. 619

- Corsi, P. 512
 Cortonesi, A. 651
 Coureas, N. 469
 Crescenzi, V. 642
 Crisciani, C. 507
 Crivello, F. 649
 Crouzet-Pavan, É. 645
 Csukovits, E. 514
 Cuozzo, E. 672
- D'Amelio, M. G. 658
 D'Angelo, E. 555
 D'Angelo, M. 650
 D'Aniello, G. 523
 D'Annville, C. M. 658
 D'Avray, D. L. 539
 Dakhlija, J. 465
 Dalena, P. 673
 Davide, M. 561
 De Angelis, L. 561
 De Angelis, T. 555
 De Blasi, N. 673
 De Franceschi, H. 523
 De Giorgi, F. 527
 De Leemans, P. 674
 De Lorenzo, R. 527
 De Nardi, L. 678
 De Rigo, M. C. 535
 Degli Esposti, F. 619
 Dejugnat, Y. 467
 Del Bo, B. 561
 Delle Donne, F. 555, 674
 Desmazières, A. 507
 Dévière, É. 675
 Dewailly, M. 659
 Di Branco, M. 469, M. 572
 Di Cesare, M. 543
 Di Marco, A. 507
 Di Nepi, S. 658
 Di Nuzzo, A. 497
 Dieckmann, C. 484, 490
 Diehl, G. 517
 Diner, D. 592
 Dipper, C. 526
 Domínguez Sánchez, I. 541
 Donato, M. P. 506
 Dopsch, H. 640
 Dreidoppel, K. 483
 Drewes, W. 468
- Drocourt, N. 466
 Ducène, C. 467
 Duffin, J. 507
 Duggan, C. 619
 Dunne, M. W. 674
- Echevarria, A. 468
 Echternkamp, J. 489
 Ekutsu, M. 497
 Ellinger, A. 590
 Emich, B. 598
 Engel, P. 515
 Esch, A. 583
 Esposito, A. 516, 561, 658
 Esposito, D. 658
 Fabre, D. 659
 Fabris, D. 666
 Facchin, L. 525
 Fagiolo, M. 525
 Farinelli, R. 651
 Fasan, M. 646
 Faugeron, F. 645
 Favia, P. 511
 Fejérdy, A. 631
 Ferrari degli Uberti, G. 619
 Ferri, A. 658
 Fierro, M. 467
 Filippi, F. 657
 Fiorentino, G. 659
 Firpo, M. 637
 Fischer, B. J. 489
 Flachenecker, H. 514
 Fleischer, H. 483
 Foa, V. 623
 Focardi, F. 477
 Focinski, H. 632
 Fonseca, C. D. 508, 512
 Fontaine, B. 658
 Forster, R. 467
 Fragnito, G. 601
 Francesconi, G. 651
 François, W. 523
 Frank, T. 575
 Frenz, T. 533
 Freudenberg, B. 543
 Friedrich, R. 521
 Frontoni, G. 529
- Gagliani, D. 532
 Galasso, G. 672
 Gamberini, R. 555
 Gamberoni, E. 497
 Ganslmayer, C. 518
 García Sánchez, J. 528, 658
 García y García, A. 493
 Gardner, J. 553
 Gasparini, S. 642
 Gasperoni, M. 663
 Gauthiez, B. 658
 Gauvain, A. 660
 Gay, J.-P. 524
 Gemeinhardt, P. 493
 Gerlach, C. 474
 Giannottu, C. 659
 Gignoli, A. 652
 Ginatempo, M. 500, 651
 Giordano, S. 524
 Glück, H. 590
 Gobetti, E. 473, 476 f.
 Göschl, A. 530
 Goetz, H.-W. 543
 Goffredo, R. 513
 Grasso, C. 550
 Gresser, G. 493
 Griessner, F. 529
 Grillo, P. 561, 636
 Groppi, A. 663
 Gros, P. 657
 Grosse, S. 520
 Gualtieri, P. 500
 Gudehus, C. 480
 Guichard, P. 467
 Guidi, R. L. 587
 Gutas, D. 675
- Häberlein, M. 518, 590
 Hamm, B. 520
 Hammond, H. 666
 Hart, V. 648
 Hatos, P. 631
 Hecht, N. 590
 Hegyi, Á. 522
 Heinz, K. 513
 Henderson, J. 652
 Hendrix, H. 666
 Henrich, R. 522
 Herbers, K. 548

- Hering Torres, M. S. 592
 Hermes, N. F. 543
 Heyden, K. 659
 Hicks, P. 648
 Hills, H. 665
 Hinkelmanns, P. 517
 Hinton, A. 474
 Hirstein, J. 521
 Höh, M. von der 463
 Hörning, K. H. 482
 Hoffmann, R. C. 540
 Hohenbühel, A. von 640
 Hold, H. 573
 Horváth, R. 515
 Houben, H. 511, 672
 Hoyland, R. G. 543
 Huber-Rebenich, G. 659

 Imhof, F. 522
 Intini, M. 512
 Israel, J. 526
 Iuso, A. 659
 Iuso, P. 477
 Izbicki, T. 493
 Izzo, A. 572

 Jäschke, K.-U. 562
 Jaspert, N. 463
 Jecker, H. 522
 Jöhrendt, J. 551
 Jostkleigrewer, G. 467
 Jung, F. 525

 Kaldor, M. 471
 Kaltz, B. 518
 Kalyvas, S. N. 471, 484
 Karsten, A. 598
 Keller, H. 503
 König, D. 463
 König, M. 471
 Königshaus, W. 550
 Kofos, E. 483
 Kolditz, S. 469, 581
 Koliopoulos, J. 483
 Kooistra, M. 521
 Korb, A. 473
 Korfmann, M. 465
 Korsch, E. 647
 Kotzia, P. 675

 Kozlovački, A. 497
 Krönung, T. 659
 Kroll, T. 525

 Laczny, J. 514
 Landau, P. 539, 558
 Larson, A. 493
 Lauritzen, F. 493
 Le Pera, S. 657
 Lelo, K. 658
 Lenzenweger, J. 573
 Leone, S. C. 658
 Leu, U. B. 521
 Levillain, P. 505
 Levy, F. 638
 Li Pira, F. 676
 Licciardello, P. 559, 656
 Lill, R. 528
 Livianos, D. 483
 Lo Jacono, C. 672
 Longo, U. 516
 Loose, R. 640
 Lower, W. 490
 Luzzati, M. 516
 Luzzi, S. 526

 Maccacaro, C. 497
 Märkl, C. 469
 Mahmoud, M. 497
 Maire, C. 523
 Majanlahti, A. 479
 Malaparte, C. 472
 Mancassola, N. 644
 Mandlmeyer, M. C. 573
 Manfredi, A. 650
 Maratzidis, N. 482 f.
 Marcelli, M. 657
 Marchesini, S. 496
 Marckhgott, G. 573
 Marder, T. A. 658
 Marino, J. A. 665
 Marino, S. 664
 Martens, S. 489
 Martin, J.-M. 512, 549, 672
 Martinelli, N. 496
 Márton, Á. 632
 Mascher, D. 640
 Matheus, M. 516
 Maxson, B. J. 653

 Mayer, C. P. 523
 Mazower, M. 483 f.
 Mehr, M. 518
 Melloni, A. 493
 Melville, G. 548
 Menniti Ippolito, A. 524, 661
 Menzel, M. 571
 Merati, P. 636
 Meriggi, M. 528
 Merluzzi, M. 507
 Metz, B. 640
 Metzler, G. 481
 Michetti, R. 506
 Miethke, J. 493
 Migliardi O'Riordan, G. 642
 Miglio, M. 527
 Mikrut, J. 631
 Millan, M. 622
 Minnich, N. H. 493
 Mira, R. 532
 Mlinar, J. 640
 Modigliani, A. 658
 Molinari, A. 658
 Molnár, A. 525, 631
 Monterosso, A. 658
 Moriani, A. 500
 Morpurgo, A. 494
 Moscati, L. 535
 Moulinier-Brogi, L. 506
 Mühling, A. 521
 Müller, H. 550
 Mueller, R. C. 561
 Musti, D. 465

 Nattermann, R. 529
 Neitzel, S. 480
 Nelson Burnett, A. 521
 Nelson Novoa, J. 497
 Neuwirth, H. 489
 Nicoud, M. 506
 Niederhäuser, P. 640
 Nobili, M. 652
 Norton, C. 519
 Novotný, R. 640

 Obradors Suazo, C. 561
 Oesterle, J. R. 463
 Oldfield, P. 669
 Orlando, E. 672

- Ortayli, I. 525
 Osti Guerrazzi, A. 479 f.
 Otranto, G. 508
- Paciocco, R. 552
 Pahlitzsch, J. 467
 Paini, A. 496
 Palmieri, M. 625
 Pampalone, A. 536
 Panarelli, F. 512
 Pancheri, R. 603
 Pani, L. 649
 Paravicini Bagliani, A. 491, 548
 Parent, S. 566
 Passigli, S. 658
 Pasta, R. 526, 608
 Pene Vidari, G. S. 527
 Pennington, K. 493
 Pennini, A. 635
 Perol, C. 651
 Perriccioli Saggese, A. 674
 Pesch, O. H. 523
 Petti Balbi, G. 561
 Pettinaroli, L. 531
 Pezzetti, M. 626
 Pfeifer, G. 640
 Piccinini, G. 527
 Piergentili, P. P. 633
 Pinon, P. 658
 Pinto, G. 499, 650
 Piovesan, S. 497
 Pirani, F. 500
 Pirillo, P. 650
 Pittella, R. 663
 Platania, G. 525
 Poloni, A. 561
 Posset, F. 595
 Potestà, G. L. 538
 Pozza, M. 642
 Puncuh, D. 527
- Quantin, J.-L. 524
 Quinkert, B. 484
 Quinto, R. 644
- Rácz, G. 515
 Radzimiński, J. 514
 Rao, A. R. 666
- Rauscher, P. 525
 Rehberg, 516
 Reichardt, S. 482
 Reinhardt, N. 523, 598
 Reinhardt, V. 524
 Renard, J. 658
 Reuter, J. 482
 Ricuperati, G. 526
 Rita, A. 536
 Roberg, B. 493
 Roberg, F. 514
 Roberto, S. 525
 Rocciolo, D. 658
 Rodogno, D. 478
 Roegiers, J. 523
 Römer, F. 480
 Roncato, R. 644
 Rosa, M. 505
 Rossi, M. C. 496
 Rosso, P. 516, 632
 Rother, W. 526
 Rovigo, V. 640
 Ruchaud, E. 463
 Rückert, M. M. 513
 Rüdiger, J. 466
 Ruggero, C. 525
 Ruhstorfer, K. 523
- Saccenti, R. 493
 Saggiaro, F. 644
 Salah, A. 610
 Saliba, G. 469
 Salvestrini, F. 644, 651
 Salviucci Insolera, L. 525
 San Juan, R. M. 665
 Santos Salazar, I. 654
 Sarlin, S. 612
 Sarnowsky, J. 469, 514
 Scalon, C. 649
 Schäfer, I. 466
 Schaller, H.-M. 555
 Scheiber, K. 523
 Scheidegger, C. 522
 Schiavi, L. C. 509
 Schieder, W. 616
 Schingo, G. 657
 Schlieben, B. 468
 Schlögl, R. 607
 Schludi, U. 545
- Schmidt, H.-J. 550
 Schneidmüller, B. 641
 Schnell, F. 481
 Schröder, K. 518, 590
 Schulz, M. 517
 Schumacher, F. 529
 Schwarz, B. 536
 Schwedt, H. H. 524
 Scotti Douglas, V. 532
 Sebastiani, V. 521
 Seeger, U. 525
 Segagni Malacart, A. 509
 Seiler, J. 513
 Sénac, P. 466
 Sergi, G. 503
 Shepherd, G. 496
 Simonetti, R. 643
 Simonis, A. 534
 Simonis, L. 534
 Smoliński, M. 525
 Soldani, M. E. 561
 Solvi, D. 585
 Sommer-Mathis, A. 525
 Somorjai, Á. 631
 Sot, M. 507
 Sotinel, C. 658
 Späth, J. 528
 Spekner, E. 515
 Spinosa, G. 675
 Spiriti, A. 524
 Spizzichino, G. 663
 Stackelberg, J. von 534
 Stampfer, H. 640
 Stanciu, D. 523
 Staudenmeier, J. 590
 Stieber, J. 493 f.
 Storey, T. 589
 Stow, K. 663
 Strina Lanfranchi, B. 643
 Strinati, C. 524
 Stump, P. 493
 Suermann, H. 493
 Sundhausen, H. 472
 Surian, A. 497
- Taddei, G. 651
 Tamba, G. 641
 Tandecki, J. 514
 Tanzini, L. 500, 656

- Tarozi, S. 642
 Tasini, G. 644
 Thanner, T. 523
 Theis, V. 563
 Thernier, C. 658
 Thiessen, H. von 599
 Thorau, P. 562
 Tiepolo, F. 643
 Ties, H.-P. 640
 Tocco, F. P. 672
 Todorova, M. 472
 Tönsmeier, T. 484
 Tognetti, S. 500
 Tolan, J. 543
 Tonezzer, E. 529
 Toniolo, F. 649
 Toomaspoeg, K. 511, 514
 Torrens Guerrini, R. M. 497
 Tortarolo, E. 527
 Tóth, T. 632
 Tramontana, S. 459
 Trampus, A. 526, 530
 Treggiari, F. 517
 Tringli, I. 515
 Tripodi, C. 501
 Troebst, S. 477
 Trüper, H. 498
 Tucci, U. 501
 Tusor, P. 525
- Ugolini, R. 527
 Uhlich, J. 493
 Unterburger, K. 594
- Valenzuela, C. 544
 Valli, N. 649
 Vanoli, A. 459
 Vaquero Piñeiro, M. 658
 Varanini, G. M. 527, 644
 Varvarica, S. 497
 Veit, R. 467
 Venditelli, M. 658
 Venier, M. 650
 Verga, M. 505, 526
 Verók, A. 522
 Vestri, V. 501
 Viarengo, A. 614
 Vignazia, A. 529
 Villani, S. 524
 Vinyes, R. 532
 Visceglia, M. A. 505, 524
 Vitali, F. 497
 Vogeler, G. 512, 513
 Voglis, P. 483
 Vuillemin-Diem, G. 675
- Wallraff, M. 659
 Walter, J. 590
 Wassilowsky, G. 599
- Weber, B. 578
 Weber, K. 629
 Weigl, H. 573
 Welzer, H. 480
 Wernicke, M. K. 523
 Wetzstein, T. 551
 Wickham, C. 547
 Wieland, C. 598
 Wiesemann, F. 494
 Wilk, S. 631
 Williams, S. J. 674
 Wolfe, P. 474
- Ysàs, P. 532
- Zajic, A. 640
 Zecchino, O. 555, 673
 Ziegler, J. 506
 Zoia, S. 496
 Zonta, M. 675
 Zouache, A. 466
 Zucchini, S. 516
 Zunkel, J. 599
 Zutshi, P. 551